

Die Mündung

von

Emma Bonn



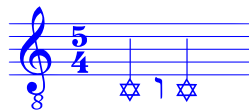
+

Noten für das Stück

Voskobari 656

für

klassische Gitarre



Coverbild: Annelie Weinberger

© 2026 Musikverlag Ulrich Greve

Musikverlag Ulrich Greve, Keßlerstr. 14, D-90489 Nürnberg

Website: <https://ulrich-greve.eu>

UG 1277

Die Mündung

von

Emma Bonn

1919

I.

Als Anton Koestlin seine junge Frau aus Italien heimbrachte, hatte er die angenehme Empfindung einer kühnen Tat. Wie alle Menschen, die durchaus im Hergebrachten wurzeln, befriedigte das seine Eitelkeit, wozu, uneingestanden zwar, das Bewusstsein noch erhebend beitrug, als ein Koestlin auch in Leidenschaft und Laune das rechte Maß zu wahren. So hatte er nicht etwa in eine Tänzerin sich verliebt, in eine Bardame oder ein kleines Mädchen aus dem Volk; es war die Rede nicht davon, eine Strauchelnde zu retten, zu einer Ausgestoßenen sich zu bekennen. Die junge Frau Barbara war die Tochter des Philosophen Winckler, dessen Name, wenn auch nicht sein Werk, vielen bekannt war; und kam auch die junge Frau ohne Mitgift zu ihm, so saß der Vater doch auf eigenem, zwar überstark mit Hypotheken belastetem Grund und Boden, und es klang nicht übel, von Montefalco, dem Bologneser Landgut des Schwiegervaters zu reden, mochte dieses Gut auch nur ein ganz herabgekommener Besitz mit einem einzigen Pachthof sein.

Das Kühne an Koestlins Tat lag denn auch nicht so sehr in einem Verleugnen äußerer Rücksichten

und weltlicher Vorteile, als in der einfachen Tatsache, dass er sich einzig von seinem Gefühl hatte bestimmen lassen, dass er, von einer reizvollen Erscheinung und einer hohen, glashellen Stimme bestochen, ohne Zaudern und Schwanken sich die Eroberung des jungen Geschöpfes zum Ziel gesetzt und auch zu gutem Ende geführt hatte. Welches sein Verhalten gewesen wäre, hätte die Begehrte sich als weniger einwandfrei erwiesen, diese Frage stellte er sich nicht. Er ließ sich gern an Tatsächlichem genügen. Er gab sich auch keinen Betrachtungen darüber hin, welche Umstände dazu beigetragen hatten, um ihn, der sein Junggesellentum in vollen Zügen noch genoss und eine zukünftige Eheschließung stets als ein gewichtiges, mit Nüchternheit und Vorbedacht zu betreibendes Geschäft ins Auge fasste, so rasch in die Fesseln der Ehe zu schlagen.

Er befand sich, von Monte Carlo kommend, auf einer Fahrt durch Nord- und Mittelitalien, ziemlich gelangweilt und durch ein unvorhergesehenes Ereignis in seinen Plänen sehr empfindlich gestört. Es war ihm nämlich in Monte Carlo seine Geliebte erkrankt, und zwar an den Masern, was ihm einer gewissen Lächerlichkeit nicht zu entbehren schien und ihn daher doppelt reizte, wozu noch eine kleine heimliche Furcht kam, die Ansteckung vielleicht in sich zu tragen. Wie er nun in Bologna ziellos und von zu viel Schönheit in Kunst, Klima und Vegetation ermüdet durch die Straßen irrte und sich im Stillen fragte, warum er nicht in Paris Entschädigung für

das erlittene Missgeschick suche, war er vor den Stufen der berühmten Bibliothek einem ganz jungen Mädchen begegnet, dessen Lieblichkeit seinen müden Sinn erfrischte.

Das junge Mädchen war, ebenso wie die ihm folgende Dienerin, mit dickleibigen Büchern gelehrten Aspektes schwer beladen. Sie trug ein helles, weites, der herrschenden Mode wenig angepasstes Frühjahrskleid und einen breitrandigen Hut, der ihr zartes Gesicht beschattete. Vor der Bibliothek hielt ein niederes Korbwägelchen, das bessere Tage gesehen hatte, mit einem Maulesel bespannt, dem ein kleiner barfüßiger Junge als Wächter beigegeben war. Die beiden Frauen verstauten ihre dicken Folianten unter dem Sitz, und das junge Mädchen entlohnte den Jungen sehr reichlich, wenn man nach der zufriedenen Miene des Kleinen und den hochgezogenen Brauen der alten Dienerin schließen durfte. Darauf zog das Mädchen aus der Tasche eine derbe Scheibe Maisbrot, womit sie den Maulesel unter vielen Schmeichelworten fütterte, nicht ohne zuvor ein kleines Stück davon abgebrochen und sich in den Mund gesteckt zu haben.

Und Anton Koestlin, der seinen Schritt auffallend verlangsamt hatte, hörte, wie sie auf einen Vorwurf der Begleiterin achselzuckend und lachend sagte: „Ho fame.“ Die Stimme war hoch, süß und spröde zugleich.

Ohne Besinnen trat er an das junge Mädchen heran und fragte in stockendstem Italienisch, doch

mit gewohntem Selbstbewusstsein, nach dem nächsten Weg ins Hotel. Die Auskunft wurde ihm freundlich, in raschem Redestrom erteilt, wobei er den Verdacht nicht ganz unterdrücken konnte, dass die Unbekannte sich an seiner augenscheinlichen Verständnislosigkeit weidete; denn sie beendete ihre Rede mit einigen deutschen Worten zu der brummenden Begleitung der alten Dienerin, die ihren Schützling in den Wagen zu drängen eifrig bestrebt war.

Der jungen Barbara Winckler hatte der Fremde nicht übel gefallen; jedoch entfernte er sich so sehr von dem Bild, das sie sich in ihren Mädchenträumen von dem Helden ihrer Zukunft gemacht hatte, dass sie in ihm nichts weniger als einen möglichen Liebhaber sah. Dass er aber ihren Namen und ihre Adresse ausfindig gemacht hatte und sich, mit einer Einführung versehen, wenige Tage später bei ihrem Vater melden ließ, erfüllte sie mit Bewunderung für seine Energie und Findigkeit. Es schmeichelte ihr auch.

Dann, als er ungestüm und ohne langes Werben, denn er brach den Aufenthalt in Bologna lieber heute als morgen ab, sie zur Frau begehrte, gab sie seinem Drängen heiter und lebenswürdig wie einer Notwendigkeit nach. Sie war längst seine Braut und er nach Deutschland wieder abgereist, ehe sie sich der alten Träume entsann; und wenn sie auf ihrem Lieblingsplatz, dem Steinmäuerchen am Rand des Gartens, zwischen ihren Freunden, den grünen Eidechsen, saß und über die klargegliederte

Ebene den Blick schweifen ließ, so rümpfte sie wohl über die romantischen Träume von dem „Herrlichsten von allen“ die Nase, dieses feine stumpfe Näschen, dessen Sattel die Sommersprossen wie mit Goldstaub überpuderten. Dieser Träume durfte sie wohl spotten, das waren Kindereien gewesen; sie aber war bald Frau und würde mitten im Leben stehen, irgendwo da oben in Deutschland in einer großen fremden Stadt. Und um den Trennungsschmerz zu beschwichtigen von dem lieben alten Haus, dem verwilderten Garten, den Rosen und Eidechsen, von ihrem schweigsamen, gelehrten und vornehmen Vater, und vor allem von dem alten Dienerpaar Franceschina und Niccola, den Hütern ihrer Kindheit, dachte sie rasch an die schöne, feine Wäsche, die sie in Bologna hatte kaufen dürfen, und an das weiße Atlaskleid, zu dessen Besichtigung sie die Töchter des Pächters eingeladen hatte. Und als die beiden Mädchen mit ehrfürchtigen Fingern die Schwere der Seide prüften und unter kleinen, hellen Schreien des Entzückens die Schleppe maßen, war sie restlos glücklich. Sie habe solche Angst, gestand sie den Mädchen, beim Kirchgang sich in diese Schleppe zu verwickeln oder mit dem Schleier hängen zu bleiben. Und sie holte aus dem geblühten Karton den knisternden Tüll, holte auch die kleinen weißen Schuhe, die mit einer Rosette geschmückt waren, in deren Mitte eine winzige silberne Schnalle blitzte.

Auf der Hochzeitsreise zeigte sich Anton sehr ver-

liebt, und Barbara fand ihn ein klein wenig komisch und konnte seinen Wunsch, zu jeder Stunde neben ihr zu sein, nicht recht begreifen. Sie hätte oft gern an dem schönen Strand des Lido faul und still gelegen und in die Sonne geblinzelt, ohne zu reden oder auch nur zu denken. Aber sie war doch wieder stolz auf ihren schönen Mann und den Trauring am Finger und darauf, dass Anton sie in ihrer Weltverlorenheit aufgefunden hatte, es erschien ihr fast wie ein Wunder; und einmal, als er zu weit hinausgeschwommen war und man ihn im Boot zurückholte, empfand sie einen so heftigen Schmerz am Herzen, dass sie ehrfürchtig bei sich dachte: „Das ist die Liebe.“ Und sie wurde wärmer und bot Anton freiwillig ihren Mund zum Küssen.

Die Heimreise trat das junge Paar einige Tage früher als beabsichtigt an, infolge einer geschäftlichen Nachricht, die Anton daran mahnte, dass er nicht allein ein glücklicher Ehemann, sondern auch der Chef des Handelshauses J. H. Koestlin Söhne war. Anton stöhnte über diese Notwendigkeit, und Barbara suchte sich der Tatsache zu verschließen, dass ihr der Abbruch des zärtlichen Alleinseins gar nicht so unwillkommen war. Als sie sich der neuen Heimat näherte, schlug ihr Herz, als gelte es ein Examen zu bestehen; und die Augen eines strengen Examinators waren es auch, die Antons Schwester, die ihm bislang das Hauswesen geführt hatte, die Majorswitwe von Türcke, auf die junge Frau des Bruders heftete.

Die Ankunft erfolgte am späten Abend, und Barbara, die müde war, bat sich sogleich zurückziehen zu dürfen. Anton bestand darauf, dass sie wenigstens eine Tasse Bouillon zu sich nehme. Es war ein warmer Abend zu Ende Mai, und die fette Brühe widerstand ihr; unter dem kalten, strengen Blick der Schwägerin aber wagte sie nicht, sich dem wohlgemeinten Drängen Antons zu widersetzen.

Sie lag bereits in tiefem Schlaf, als Bruder und Schwester noch zusammen im Speisezimmer redeten. Anton hatte trotz der späten Stunde ein reichliches Mahl verzehrt und immer wieder versichert, was man so unterwegs genieße, sei doch der reine Fraß und auf Jahre hinaus sein Bedarf an Olivenöl und gebackenem Fisch vollaus gedeckt. Er sprach viel und eindringlich, und das immer wiederkehrende Motiv seiner Ausführungen war seine junge Frau, die er nicht genug zu preisen wusste. Sie sei ganz anders als die üblichen jungen Damen, ursprünglich, unverdorben und von dem entzückendsten Frohsinn, leicht beglückt und zu allen Menschen freundlich.

„Geradezu wahllos freundlich“, sagte Anton. „Sie kennt keine Überlegung und keine Wehklugheit. Ein Kind ist sie . . . und doch,“ er lächelte vielsagend, „kein Kind mehr.“

Und dann überkam ihn plötzlich das Bedürfnis, eine Bestätigung seines Überschwangs zu hören, und er fragte die Schwester, wie ihr die junge Frau gefallen habe.

„Sie hat sehr schmale Hüften“, sagte Frau von Türcke.

Anton lachte, obwohl der versteckte Tadel ihn verdross. „Du zitterst wohl schon um den Fortbestand der Rasse?“ fragte er spöttisch. Sie gab keine Antwort.

Aber als nach einem Jahr der ersehnte Erbe noch nicht zu erhoffen war, bemächtigte sich auch seiner die gleiche Nervosität, und die junge Frau wurde sehr gegen ihren Wunsch unter Aufsicht der Schwägerin zu sechswöchiger Kur nach Langen-Schwalbach verbannt. Sie nahm Stahlbäder, trank brav ihre zwei Liter Milch am Tag und kehrte frisch und ausgeruht zu ihrem Mann zurück.

Sie war es nun schon gewohnt, dass über sie verfügt wurde, von ihrem Mann und in dessen Namen wohl auch von ihrer Schwägerin. Sie sei ein Kind, hieß es, und was zuerst und in Antons Mund wie schmeichelnde Liebkosung klang, wurde allmählich und gar von Frau von Türcke ausgesprochen zu abfälligem Veweis.

Man erzog sie; man hielt ihr andere Frauen zum Muster vor, darunter solche, die ihr eitel, oberflächlich und von ungütigem Sinn schienen. Sie lernte die Worte „das tut man nicht“ oder „davon kann man sich nicht ausschließen“ von ganzer Seele fürchten. Aber sie ertrug keine erzürnten Mienen, noch weniger gereizte Worte, sie hatte nur immer freundliche Gesichter um sich gesehen, denn noch hinter dem Brummen der alten Franceschina verbarg sich zärt-

lichster Stolz; sie wollte Liebe geben und empfangen, und zudem war sie jung, von Schmerzen frei und lebte in Glück und Überfluss. Alle Türen standen ihr offen, und es blieb ihr nicht verborgen, dass ihr Kommen manchen heimlichen Wunsch geknickt hatte. Es war so sehr viel leichter nachzugeben, wenn sie sich auch häufig fragte, warum denn Anton, der sich in sie verliebt hatte, so wie, er sie in ihrer Weltfremdheit fand, nun auf das eifrigste bestrebt war, sie in eine Form zu zwingen, die ihm der jungen Frau Anton Koestlin angemessen schien.

Und dann nach zweieinhalb Jahren kam der Junge, Johannes getauft, von ihr und bald von aller Welt kurz Nino gerufen, und Anton war rührend in seinem Stolz und seiner Verliebtheit. Er brachte ihr fast alle Tage ein neues Schmuckstück ans Bett, Smaragde zumeist, die zu ihren grünen Augen passten, und des Abends saß er neben ihr und spielte unter Plaudern mit den zwei langen honigbraunen Zöpfen. Und selbst Frau von Türcke enthielt sich jeder abfälligen Bemerkung und äußerte nur gelegentlich zur Wärterin, das Kind sei doch sehr klein und zart, und sie könne nur hoffen, die junge Mutter werde die nötige Ausdauer zu langem Stillen finden. Aber als hätte sie damit das Unglück heraufbeschworen, blieb nach vierzehn Tagen die Milch aus. Allen Malzertrakt, Schweizerrahm und der dicksten Nährsuppen ungeachtet wurde der kleine Schreier nicht satt, und Barbara rang, erschöpft und ratlos, in die Hände. Man solle die junge Frau nicht weiter

quälen, entschied der alte Hausarzt, und er besorgte eine gesunde Amme, an deren festen, vollen Brüsten der Kleine prächtig gedieh.

Anton hütete sich wohl, seine Befriedigung über diese Wendung zu verraten. Eigentlich war es für ihn doch sehr viel bequemer, eine frische, in ihrer Schönheit und Bewegungsfreiheit nicht beeinträchtigte Frau zu haben. Immerhin gehörte es sich, in ihrem Versagen eine Untüchtigkeit zu erblicken, die, wie Frau von Türcke vorgab, die Kehrseite von Barbaras verspieltem Liebreiz nun einmal war. Und er sorgte dafür, dass sich in ihr ein leises Schuldbewusstsein nicht verlor.

An einem Märzabend saß Barbara vor dem Kamin, den Koestlin ihr seinerzeit zum Empfang hatte einbauen lassen, und sah in das Holzfeuer, das herabgebrannt war und nur ab und zu unter heftigem Knistern rote Funken versprühte. Sie hob ein paarmal gleichsam witternd den schmalen Kopf, auf dem das Haar zu einem Knoten hochgetürmt war, wobei ein leichter Ausdruck von Widerwillen und Unbehagen ihre Mundwinkel verzerrte. Nun klingelte sie und fragte den eintretenden Diener, einen alten Mann von etwas steifer, altmodischer Würde, ob es hier nicht abscheulich röche.

Der Diener sagte unverzüglich: „Die Blumen, gnädige Frau. Man muss ihnen frisches Wasser geben,“ und ging auf den Flügel zu, auf dem eine blaue chinesische Schale stand, über und über mit

gelben Niviera-Margueriten gefüllt; wobei er die alten Beine, in Eskarpins und Schnallenschuhen, mit aller Vorsicht schrittweise voreinander setzte, um ihre gichtbrüchige Steifheit zu verbergen. Er war ein altes Erbstück, gehörte zum Hausinventar, das Barbara bei ihrer Heirat vorgefunden hatte. Jedenfalls war er ihr davon das liebste Stück, ungleich kostbarer als die kostbaren Bilder an den Damast bespannten Wänden des Saales, von mehr Gewicht als das schwere Familiensilber in den Schränken, die übervollen Leinenfächer, die Porzellane und Geräte, die in vier Generationen sich angesammelt hatten. Gerne hätte sie bisweilen mit dem alten Mann geplaudert, so wie ehemals in Montefalco mit Niccola, der Gärtner und Diener zugleich war und die herrlichsten Geschichten kannte, von den lieben Heiligen sowohl wie von Garibaldi und seiner Schar, von den Banditen der Maremma, der sizilianischen Vendetta und dem Traumbuch, an das Franceschina, seine Frau, mit Zähigkeit glaubte. Immer, wenn die kleine Barbara eine Kinderunart zu verbüßen hatte, suchte sie sich den stets bereiten Trost im Garten, wo Niccola Holz spaltete, Dünger fuhr oder die ewig wilderten Rosen aufband, deren er niemals Herr wurde.

Aber der Diener Baptist gestattete seiner jungen Herrin keinerlei Vertraulichkeit, er hielt auf Distanz, wie es sich für die Gemahlin des Herrn Anton Koestlin ziemte. Immerhin war Barbara überzeugt, dass der alte Mann sie schützte, dass er um ihre

Gebrechlichkeit in Dingen des praktischen Lebens wusste und stets bereit war für sie einzuspringen, ihre Blöße zu decken, eine Ungeschicklichkeit, eine Unachtsamkeit zu vertuschen.

Jetzt trug er schweigend, auf leisen Sohlen, die Blumenschale hinaus, ohne die junge Herrin mit einem Blick zu streifen. Barbara schämte sich. Ihr Amt, ein selbstgewähltes zumal, war es, die Blumen zu versorgen; an Zeit fehlte es ihr nicht. Aber es konnte wie heute geschehen, dass sie das frische Wasser vergaß, sie, die als gelehrige Schülerin der Frau von Türcke allmorgendlich die Runde machte und mit dem Finger — einem sehr unlustigen Finger — über Kanten und Simse fuhr, nach etwaigem Staub zu fahnden und in vorwurfsvollem Ton die Mädchen einer Nachlässigkeit zieh, sie zu größerem Fleiß ermahnte. Wobei sie freilich einen kleinen heimlichen Spott für die Wichtigkeit dieses Gebarens nicht ganz unterdrücken konnte.

Sie begegnete nur Zeichen der Ehrerbietung; dennoch wusste sie, die Mädchen, der Gärtner und der Kutscher, sie alle waren viel zu klug, um nicht zu spüren, dass ihre Herrin sich in dieser Umgebung bewegte wie eine nicht sehr zuverlässige Schülerin, auf die ein wachsames Auge zu halten der Lehrer sich genötigt sieht. Meisterlich, dachte Barbara, verstand es doch Anton, noch seiner Zärtlichkeit eine erzieherische Färbung zu verleihen. Er führte sie an einem goldenen Seil. Sie wollte nichts beschönigen, dachte Barbaren, wie sie in der Frühlings-

dämmerung dasaß; sie war voller Fehler, es gebrach ihr an jedweder Tüchtigkeit, an Zielsicherheit und dem nötigen Ernst. Ihr fehlte es, wie Anton sagte, wenn er sie ausgescholten hatte und hinterher zärtlich wie ein beschämtes Kind auf die Augen küsste, ganz einfach an Prinzipien. Aber manchmal war es ihr, als hindere sie dieses goldene Seil am Wachstum, so wie ein von unkundiger Hand zu fest ans Spalier gebundener Obstbaum verkümmern muss. Sie seufzte.

Eine Stunde später saß sie neben ihrem Manne in der Oper. Unlustig, fast verdrossen und taub gegen die Schönheit der Musik. Sie ließ den Blick schweifen. In dem verdunkelten Haus war nichts zu erkennen als ein Kranz bleicher Flecken im Logenrund; doch Barbara glaubte zu wissen, dass auch in strahlendster Helle von diesen Gesichtern kein zündender Funke zu ihr herüberschlagen würde. Als nach dem ersten Akt der Vorhang fiel, setzte der Applaus matt ein und brach müde ab wie ein schlecht eingeübter Chor. Nur von den oberen Rängen zog sich das Klatschen noch eine Weile hin.

Koestlin gähnte. „Ein Blödsinn eigentlich,“ sagte er, „sich nach einem anstrengenden Arbeitstag für den Troubadour, den man fast schon mitsingen könnte, in Wuchs zu werfen.“ Er sah aber durchaus nicht müde aus, und Barbara, obwohl gegen ihn — grundlos, wie sie zugab — gereizt, kostete die Genugtuung, einen so präsentablen Mann ihr eigen zu nennen, einen, um den viele Frauen sie beneideten.

Wie schlimm wäre es, dachte sie, sich einem unbedeutenden, missgestalteten, der Lächerlichkeit ausgesetzten Manne gehörig zu wissen . . . oder — und ein leiser Schauer voll Qual und Genuss ließ ihre Haut erzittern — war nicht ein tiefes und heimliches Glück vorstellbar an der Seite eines Menschen, dessen glühende Seele in eine armselige, verkrüppelte, vom Schicksal gezeichnete Gestalt eingesperrt war? Müsste es nicht von letzter Süße sein, die eigene Jugendkraft und Schönheit einem solchen als Geschenk darzubringen und eine Kostbarkeit dagegen einzutauschen, an der die Hunderte achtlos vorbeiliefen, jene mit groben Sinnen, die Herdentiere, eben die Masse?

Schon zweimal hatte sich Anton mit einer Frage an sie gewandt. „Träumerin,“ sagte er in jenem scherzhaft zärtlichen Ton, unter dem sie sich unwillkürlich duckte, ungewiss, drückte er Nachsicht oder Ungeduld mit ihren Schwächen aus. Und ganz von den Nebeln unbeherrschter Gedanken umwallt, ließ sie auch den zweiten Akt teilnahmslos über sich hinbrausen; sie sah die Sänger auf- und abtreten, schöne Stellungen des Schmerzes, der Drohung, der letzten Verzweiflung einnehmen, sie sah, dass der Tenor zu kurze Beine und einen schiefen Mund hatte, und die dicken, beim Atmen heftig wogenden Brüste der Sängerin erfüllten sie mit leisem körperlichem Widerwillen. Sonst drang von der Ausführung nichts bis an ihr Bewusstsein. Doch als im Zwischenakt Doktor Lucian Meyer in die Loge trat, sich über

ihre Hand beugte und mit Inbrunst sagte: „Wie fabelhaft die Harms heute wieder ist! Dagegen kann doch der ganze Nachwuchs nicht an!“ schlug ihre Stimmung jäh um. Sie freute sich, als gelte es einen Kampf mit Frau Harms aufzunehmen, ihres des Handschuhs entblößten Armes, der bis zum Ellbogen frei auf dem Sammet der Logenbrüstung lag. Sie spürte förmlich, wie weiß aus dem schwarzen Kleide ihr Hals aufstieg. Sie trug noch Halbtrauer um ihren vor einem Jahr verstorbenen Vater. Anton überließ Doktor Meyer seinen Stuhl neben Barbara, um draußen im Foyer ein Butterbrot zu essen.

Doktor Meyer zog es vor, im Hintergrund der Loge sich gegen die Wand zu lehnen, so dass Barbara sich zu ihm hindrehen musste. Sie waren ungestört wie in einem abgeschlossenen Zimmer.

„Ja,“ sagte Barbara nachlässig und nestelte an dem Ausschnitt ihres Kleides, das sich über der einen schmalen Schulter ein wenig verschoben hatte, „die Harms ist prachtvoll.“

„Die sollten Sie kennen lernen, gnädige Frau,“ sagte Doktor Meyer. „Das ist ein Mensch! Mit der könnten Sie mal in Ihrer Sprache reden.“

Ob sie denn so gut Italienisch spreche, fragte Barbara lebhaft und fügte hinzu, wie es dann doppelt schade sei, dass sie Verdi nicht im Original sänge.

So habe er es nicht gemeint, entgegnete Doktor Meyer mit einem flüchtigen Lächeln, das sein brü-

nettes Gesicht schmerzlich bewegte; er habe sagen wollen: in der Sprache ihrer Seele.

Barbara sah ihn von der Seite an. Sie wurde rot. Doktor Meyer hatte bisweilen Ausdrücke, die sie verwirrten, er konnte im alltäglichsten Tone von Dingen reden, die eigentlich genannt waren, von „Seele“ und dergleichen. Man hatte dann ein peinliches Gefühl, als sähe man sich plötzlich nackt in einem Spiegel. Da sie nicht antwortete, zwang er ihre Augen in die seinen, die sammetdunkel waren und einen saugenden Blick hatten. Unvermittelt nannte er sie ein Irrlicht, das vom Weg ablocke; man gehe ihm nach und glaube eine wärmende Flamme zu finden. Allein man wandere und suche vergeblich.

Das bilde er sich nur ein, sagte Barbara und lachte, weil sie grüne Augen habe. Die galten ja von Dichters Gnaden als Merkmal des Geheimnisvollen. Sie sei aber, das dürfe er ihr glauben, ganz im Gegenteil einfach bis zur Dummheit. Die Menschen hier kämen ihr wunderbar kompliziert vor, alle steckten sie voll Doppelsinn, die Unterhaltung mit ihnen gleiche einem dunklen Labyrinth.

Ihrer Einfachheit sei er nicht so gewiss, sagte Doktor Meyer. Vielleicht habe sie nur bis jetzt vor dem Labyrinth ihres eigenen Herzens haltgemacht. Und dann wiederholte er prüfend und als schmecke er das Wort genießerisch auf der Zunge: „Irrlichtchen.“

Als Anton vom Foyer zurückkam, noch kauend

und mit seiner großen gepflegten Hand einige Krumen vom Rock bürstend, war er von dem Liebreiz seiner Frau betroffen, deren zarte Schönheit am meisten zur Geltung kam, wenn ihre durchsichtige Haut sich an den Wangen leicht rötete.

II.

Am anderen Morgen suchte Anton Koestlin das Ankleidezimmer seiner Frau auf, in dem sie mit angestrengtem Ernst über ihren Haushaltsbüchern saß und rechnete. Es war dies vielleicht der hübscheste Raum des Hauses, nach der Gartenseite gelegen und jetzt gelb von Morgensonne. In der einen Ecke stand schräg eine geblünte Chaiselongue, in der anderen ein winziger Schreibtisch aus Rosenholz, gute englische Arbeit des achtzehnten Jahrhunderts, und zwischen beiden Fenstern blinkten auf dem tüllbespannten Frisiertisch die Flaschen und Dosen mit ihren goldenen Stöpseln.

Koestlin kam zu fragen, wie es denn mit der diesjährigen Reise nach dem Süden stehe; er hielt in der Hand einen geöffneten Brief und sagte, er müsse zu einer wichtigen Sitzung nach London. Wenn Barbara damit einverstanden sei, etwas zeitiger als sonst zu fahren, so könne sie ihn vielleicht in Paris treffen. Ein kleiner Abstecher in die Rue de la Paix werde ihr kein Opfer sein, und von Paris führe man dann gemeinschaftlich nach dem Süden. Sie möge sich nur für Cannes, Nizza oder das Kap St. Martin entscheiden, damit er gleich Zimmer bestelle.

Er sprach rasch, bestimmt und in dem munteren

Ton eines Menschen, der keinen Widerspruch und keine Hindernisse zu erwarten hat.

„Ach,“ sagte Barbara gedehnt, „die ewige Riviera. Bleiben wir doch hier und genießen wir die Sensation eines deutschen Frühlings.“ Sie wurde heftig rot, als sie ihre Lippen Worte des Doktor Lucian Meyer nachsprechen hörte.

„Nanu,“ sagte Anton. „Ich denke, du sehnst dich immerfort nach Italien — blauer Himmel, Zypressen, Orangeblüten, pittoreske Bettler und wie der ganze Zauber heißen mag.“

„Die Riviera“, sagte Barbara müde, gequält, „ist doch nicht Italien.“

„Gott, wenn du auf die Grenzpfähle Wert legst . . . für den Lido ist’s freilich zu früh, aber es kämen die Seen in Betracht, die Villa d’Este ist ja ein vorzügliches Hotel . . . oder lockt dich Sorrent? Mir ist alles recht, solange es für mich keine Sitzungen gibt, keine Börse und keine Kabelgramme zum Frühstück.“

Barbara machte eine sichtliche Anstrengung. „Fahr’ doch du allein nach Monte Carlo. Ich wäre jetzt ein schlechter Reisekamerad.“

Anton schob einen der kleinen tiefen Sessel, mit großblumigem englischen Chintz überzogen, dicht zu ihr heran. Er setzte sich bedächtig nieder und lockerte die Beinkleider über den Knien. „Na höre mal, „Kind, was sind denn das für Einfälle? Ich kenne doch sonst keine plötzlichen Launen an dir.“

Sie habe keine Lust, wiederholte Barbara hart-

näckig. Mehr wusste sie selbst nicht. Sie nahm einen neuen Anlauf. „Die neue Köchin,“ sagte sie. „Ich habe kein richtiges Vertrauen zu ihr. Wer weiß, ob sie gut für Nino sorgt, wenn ich weg bin? Und findest du den Jungen nicht auch blass in letzter Zeit?“

Die Köchin, antwortete Anton nicht ohne Schärfe, scheine ihm Meisterin in ihrem Fach; unbedingter Verlass sei auf Dienstboten überhaupt nicht, man müsse es eben verstehen, sich derart in Respekt zu setzen, dass auch bei längerer Abwesenheit Unregelmäßigkeiten nicht vorkämen. Im Übrigen werde seine Schwester gewiss nach dem Rechten sehen, wenn Barbara das eine Beruhigung sei, und was den Jungen beträfe, so sei der bei der Traugott weiß Gott in den besten Händen. „Sei froh,“ sagte er und erhob sich, „wenn du andere Sorgen nicht hast.“

Dagegen gab es keine Einwendung. Barbara war davon überzeugt, dass ihrem Mann an der Reise, die er gewohnheitsmäßig in Vorschlag gebracht hatte, nicht das mindeste gelegen war. Ebenso sehr wäre ihm zu persönlicher Erholung mit einer Ausdehnung des Londoner Aufenthaltes über die geschäftlich erforderliche Frist gedient, an den sich dann einige Tage ungeschmälerter Junggesellenfreiheit in Paris angliedern ließen. Barbara zweifelte keinen Augenblick an seiner Untreue, die er freilich als solche nicht empfand, bestand sie doch lediglich in leichten Abenteuern, von denen sein Familienleben nicht berührt wurde; eine Auffassung, die sie sich, von einem nicht

ganz zu verwindenden Ekel abgesehen, auch zu der ihren machte. Ein Mann von Stellung und Mitteln Antons war eben Viseur; den Frauen seiner Kreise aber fiel die Aufgabe zu, die Familienehre blank zu halten, Sitte und Tradition zu wahren.

Das mit der Köchin war übrigens durchaus keine Ausflucht gewesen. Wirklich fühlte sich Barbara von dem breiten Gesicht mit der ungeheuren, aufgestülpten Nase unter kleinen, listigen Augen peinlich berührt. Wenn sie des Morgens in die Küche kam, wandte sie den Kopf beiseite, um den Anblick der gewaltigen roten Hände, die wie zwei Klumpen rohen Fleisches über die weiße Schürze hingen, zu entgehen. Am liebsten hätte sie die Person gleich wieder entlassen; obgleich Anton ihre Küche lobte und sie selbst nichts als ihr Gefühl gegen sie hätte anführen können. Doch wich sie jeglichem Wechsel im Hause nur zu gerne aus, von dem Gedanken an ein fremdes Gesicht geängstigt. Von Natur ohne Arg, misstraute sie der eigenen Menschenkenntnis, stets gewärtig, betrogen und als töricht gebrandmarkt vor Mann und Schwägerin zu stehen. Sie entsann sich wahrer Qualen der Unschlüssigkeit, als es galt, eine Wärterin für ihr Kind in Dienst zu nehmen und wie sie gepeinigt von der Vorstellung aller erdenklichen Gefahren, die einem kleinen hilflosen Wesen aus Leichtsinn, Roheit oder Trunkenheit erstehen können, in dem Namen „Traugott“ einen Wink des Himmels erblickt und aufatmend sich für diese Bewerberin entschlossen hatte.

Am Nachmittag erschien bei Barbara ihre Schwägerin, Frau von Türcke. Sie trug sich wie stets: dunkles Schneiderkleid, die Taille einer verklungenen Mode folgend wie bei einem Reitkleid zugeschnitten, mit eingenähter Weste aus gestreiftem Piqué, am Halse eine Nadel in Form eines Hufeisens; als Ergänzung dieser männlichen Tracht seltsamerweise einen schwarzen Atlashut mit Straußenfedern und einer Schließe aus kalt funkelndem Jet.

Barbara kam aus dem Kinderzimmer, wo sie unter Ninos stürmischem Jubel als Löwe brüllend unter dem Tisch hervorgekrochen, als Känguru possierlich und gewichtig durch die Stube gehüpft war. Ihr weiches Haar, sanft glänzend wie dunkler Honig, hing gelöst über die kleinen enganliegenden Ohren. Sie hatte ein wenig Farbe im Gesicht, atmete Jugend und Sorglosigkeit.

Sie komme, begann Frau von Türcke, Barbara ihre Dienste anzutragen. Anton sei bei ihr gewesen und habe ihr von Barbaras Befürchtungen gesprochen. Natürlich werde sie täglich nach Kind und Wirtschaft sehen; darüber hinaus sei sie aber auch gern bereit, ganz ins Haus zu ziehen. „Du sollst ganz beruhigt sein können, meine Liebe,“ sagte Frau von Türcke mit betonter Sanftheit. „Du brauchst eine völlige Entspannung, Anton in seiner Güte ist der erste, darauf zu dringen. Es ist ja so wesentlich, Frauen in deinem Zustand zu schonen, ihren kleinen Launen nachzugeben.“

„Zustand?“ wiederholte Barbara verwundert.

Und mit plötzlich aufdämmerndem Verständnis, das ihr das Blut bis in die Augen trieb; „du glaubst doch nicht . . . wie bist du auf den Gedanken gekommen?“

„Anton gab es mir zu verstehen,“ sagte Frau von Türcke gekränkt. Sie wusste nicht, hatte sie die Andeutungen ihres Bruders über Barbaras Reizbarkeit und müde Unlust missdeutet, oder enthielt ihr diese die Wahrheit vor; in beiden Fällen fühlte sie sich zurückgesetzt, in ihrer Würde verletzt. Ihr langes, gelbes, unschönes Gesicht, das wie eine Glaswand die Enttäuschung ihres Lebens durchschimmern ließ, legte sich in seine grämlichsten Falten. „Wie du willst, meine Liebe. Noch niemals habe ich mich in ein Vertrauen gedrängt, das mir nicht freiwillig entgegenkam.“

Sie hatte eine tiefe, vom heimischen Dialekt vergrößerte Stimme, obwohl sie sich in den Jahren ihrer Ehe ein sehr korrektes, wenn auch schnarrendes Offiziers-Hochdeutsch zugelegt hatte. Durch ihre ohnehin gerade und steife Haltung kam eine verletzend kühle Reserve zum Ausdruck. Barbara schlug die Augen nieder. Sie schämte sich für die Schwägerin.

In dumpfer Auflehnung schwieg sie. Die feindselige Stille zwischen den beiden Frauen schwoll übermächtig an. Der Wunsch, sie zu brechen, ließ. Barbara müde sagen: „Ihr braucht euch um mich nicht zu sorgen. Mir fehlt nichts. Und es ist mir auch recht, nach Monte Carlo zu fahren, heute, morgen, wann Anton will.“

„Bitte, keine Übertreibung. Anton hat noch nie seinen Willen dem deinen oktroyiert. Von heute oder morgen kann zudem die Rede nicht sein. Als wüsstest du nicht, von welcher Wichtigkeit seine bevorstehende Londoner Reise ist.“

„Ist sie das?“ fragte Barbara, und ohne jede Bitterkeit — die Frau von Türckes aufhorchendes Ohr wollüstig eingesogen hätte — setzte sie hinzu: „Über Geschäftliches redet Anton nie zu mir.“

Die Schwägerin reckte den zu langen Oberkörper, der ihr im Sitzen das Ansehen einer außergewöhnlich großen Frau verlieh. „Er setzt eben bei dir kein Verständnis voraus. Es liegt dir nicht im Blut, und deine Erziehung . . .“

„Ach,“ sagte Barbara und strich sich das Haar aus der Stirn, „lassen wir die. Der gute Papa ist ja tot.“ Ihre Stimme war ganz leise geworden, und nach einem Räuspern der Frau Von Türcke lag wiederum das trostlose Schweigen über ihnen. Und wiederum brach es Barbara, die mit zerspringender Stimme fragte, ob die Schwägerin mit ihr eine Tasse Tee nehmen wolle? Als sei das ein Stichwort, erhob sich der Gast. „Liebe Barbara, jeder Bissen bliebe mir heute im Halse stecken. Zu deutlich fühle ich, wie du dein Herz vor mir verschließt, und, was ein weit größerer Schmerz für mich ist und, fast möchte ich sagen, eine Sünde deinerseits, du wendest es auch von Anton ab.“

Barbara schleuderte mit einer ganz undeutschen

ewegung beide Arme hoch. Sie war aufgesprungen. „Was werft ihr mir vor?“

Frau Von Türcke gab bedächtig Antwort. „Keine tragischen Allüren, liebe Barbara. Ich werfe dir nichts vor. Ich konstatiere eine Haltung, die du neuerdings Anton gegenüber einzunehmen beliebst, konstatiere sie mit Trauer. Voilà tout.“

Barbara, kleiner als die Schwägerin, bebend am ganzen schlanken Körper, stand vor der grobknochigen Frau und starrte wie ein gereizter, an die Kette gelegter Hund zu ihr herauf.“ „Was wollt ihr von mir, was ist mein Vergehen? Lebe ich nicht nach Regel und Schablone, habe ich nicht allen Leichtsinn, alle frohe Unverantwortlichkeit eingesargt, meine Wünsche reglementiert und auf eine feste Norm gebracht? Geht Anton etwas an seiner Bequemlichkeit ab? Verschleudere ich sein Geld? Kann ich dafür, wenn ihr euch, weiß der Himmel wodurch verleitet, trügerischen Hoffnungen hingegeben habt?“

Ein neuer Gedanke ließ ihre Erregung zorniger flammen. „Überhaupt, was habt ihr mir nachzuspüren, eure Wünsche den Tatsachen vorauszuschicken wie Fackelträger dem Siegeswagen? Alles betastet ihr mit eurer Neugier, bis nichts mehr mir gehört . . .“

„Ihr . . .?“ „Heißt das Anton und ich?“

Aus Barbaras Gesicht ebbte das Blut; in seiner Blässe sah es hilflos jung aus. Müde setzte sie sich. „Verzeih,“ murmelte sie ohne Reue. Sie wollte Frieden haben, hoffte wohl auch, die Schwägerin

ginge. Stattdessen setzte auch Frau von Türcke sich wieder, peinlich dicht zu Barbara, die empfindlich gegen übergroße Körpernähe war.

Sie begann vorsichtig tastend zu reden, wieder mit streichelnder Sanftheit, süßlich, zudringlich. Barbara könne ihre Reizbarkeit doch nicht leugnen. Ob ihrem veränderten Wesen nicht dennoch eine beglückende Ursache zugrunde läge? Bedeutsam sagte sie: „Welche Freude für Anton! Nino wird doch schon vier Jahre alt.“

„Nein,“ sagte Barbara ganz hart. „Ich bin nicht in Hoffnung.“ Wie ein gutartiger Hund, zu lange an die Kette gelegt, nach seinem Herrn schnappt, sagte sie böse: „Ich will auch kein Kind mehr.“

Dieser böse Ton der eigenen Stimme stach ihr noch ins Ohr, als sie, längst allein, vor dem unberührten Teetisch saß. Die sanft sich einschleichende Dämmerung des Vorfrühlings lag um sie, durch das offene Fenster war über kahlen Baumwipfeln ein Stück milchigen Himmels sichtbar. Die Luft war warm, ein wenig feucht, als dampfe die Gartenerde vom Moder vorjährigen Laubes.

Barbara presste beide Hände gegen die Schläfen. Was war mit ihr geschehen? Wodurch schied sich dieser Tag von der langen Kette der vorhergehenden, die sie mit sanfter Gewalt an dieses Haus schmiedeten? Warum standen die Möbel schwer und abweisend an den Wänden wie ein Echo der Feindseligkeit, die ihre eigene Brust mit tückischer Kälte durchströmte? Was hatte unbeherrscht, ungehemmt

aus ihr geschrien, als sie Aug' in Auge mit der Schwägerin ihren Willen kundtat, Anton kein zweites Kind zu gebären?

„Ich muss ganz ruhig überlegen,“ dachte sie. „Vor Worten darf man nicht erschrecken, vor fremden nicht und nicht vor den eigenen. Es ist das Frühjahr vielleicht, das mich fiebern macht, oder ein schwerer Traum liegt auf mir, dessen ich mich nur nicht zu entsinnen weiß. Was ist geschehen? Nichts. Liebe ich Anton nicht mehr?“

Sie horchte angestrengt auf den Schlag ihres Herzens. Er ging ruhig, im Gleichmaß. Der Gedanke an ihren Mann beschleunigte ihn nicht. War das immer so gewesen? Und musste das so bleiben, dass nichts einem geliebten Bild, einem geliebten Namen entgegensprang, stürmisch, im Jubel bis zur Selbstvergessenheit? „Ich liebe Anton nicht weniger,“ dachte Barbara und schloss die Augen: „es war wohl nie die rechte, die ganz große Liebe, die in den Werken der Dichter schlägt. Schlägt sie wohl nur darin — ist alles Sehnen in Wirklichkeit ein Griff ins Leere?“

Hatten die recht, die kalt und fest nach ihren Grundsätzen, nach Sitte und Gewohnheit, Ehrgeiz und Vorteil klug abwägend, dahinlebten? Ihre Schwägerin Emilie zum Beispiel . . . oder — sie zog den Atem ein — Anton?“

„Irrlicht“ hatte Doktor Meyer zu ihr gesagt; vielleicht war sie das wirklich, ein unstetes Licht, das keinem zu Nutzen brannte, ein tanzender Funke in

der Nacht. Aber Anton war eine helle Arbeitslampe, eine Straßenlaterne, die löblich ihres Amtes waltete. Barbara spielte mit dieser Vorstellung, suchte auch Doktor Meyer in das Bild einzuordnen. Erst glaubte sie, ihn mit einem Leuchtturm vergleichen zu sollen, der hoch und einsam sein wechselndes Licht in die Nacht hinausschleudert. Doch ein Leuchtturm stand fest und unverrückbar . . . Nein, Doktor Meyer war das rote Auge am brausenden Zug, der rücksichtslos die dumpfe Ruhe nächtlicher Felder zerreißt, oder das Schiffslicht, das hinter Wellenbergen auftaucht und wieder versinkt. Er war nicht leicht zu fassen, nicht einzureihen. Er zog sie an und stieß sie ab, und ohne ihren Willen zu erfragen, schob sich sein Bild, das magere, nervöse Gesicht mit den samtenen, melancholisch spöttischen Augen zwischen sie und Anton.

Irgendwie setzte er sie damit ins Unrecht; sie musste sich wehren. Sie ging hinüber ins Kinderzimmer.

Nino hockte vor seinem Baukasten und baute, die geschwellte Unterlippe im Eifer vorgeschoben, an einem Zauberschloss, darin Dornröschen, ein winziges Püppchen in verwaschenem Rosakleid, gefangen saß. Er steckte in einem grünen Leinenkittel mit schwarzer Wollschnur über gleichfarbenen Höschen. Unter der Lampe saß Frau Traugott, die breite behäbige Gestalt ganz in Weiß gekleidet, und nähte. Sie trug eine Hornbrille und das eisgraue Haar glatt gescheitelt. Ein leiser warmer Geruch

von Milch und Mandelseife schlug Barbara entgegen. Der Junge blickte bei ihrem Eintritt nicht auf; er sprach leise vor sich hin: „Das is die Tür für’n Prinz, und jetzt kommt noch der Turm oben ’nauf, wo’s Dornröschen schläft,“ während er entzückt und unbeholfen Stein auf Stein zu formlosem Gebilde fügte. Die Traugott war geräuschlos aufgestanden und schob die Hornbrille auf die Nasenspitze, um mit ihren alten weitsichtigen Augen Barbara besser zu sehen.

Barbara suchte nach einer Frage, einer Anordnung, die ihre Autorität erweisen und das elende Gefühl, als stände sie hier an fremder Schwelle als Gast, übertäuben sollte. Doch ihr Hirn blieb dumpf und ohne Eingabe.

Der Junge spiele nun schon seit einer Stunde so ruhig und zufrieden, sagte die Traugott, die sich wieder gesetzt und ihre Arbeit aufgenommen hatte. Breitschößig saß sie da; auf ihren Knien, dachte Barbara neiderfüllt, müsste es sich gut weinen lassen. Und mit tiefer Scham spürte sie die eigene Schutzbedürftigkeit, die stärker war als das Mütterliche in ihr, das niemals in lebendige Tat sich hatte umsetzen dürfen.“ Ein Spielzeug war ihr das Kind, das sie geboren hatte. Drohte ihm Krankheit, drückte es ein Kummer, schnürte Angst die kleine Kehle zu, nicht nach ihr wandte sich der hilfeheischende Blick.

„Wolle Sie net e bissi mi’m Kind spiele?“ fragte die Traugott ermunternd; und gehorsam, wie man im Traum sich von unsichtbarer Macht gleich einem

kalten Wind getrieben fühlt, kniete sie neben dem Kleinen nieder.

„Nich’, Mutti, du werfst mir ja ’n Turm um!“

„Ich bau’ dir einen neuen, Nino, noch viel höher und schöner.“ Allein dieser Trost verfiel nicht, und es musste die Traugott eingreifen, um das schluchzende Bübchen mit einem törichtem Kindervers, der niemals versagte, zur Ruhe zu bringen.

Barbara glaubte die Wärme des Zimmers, dessen abgeschlossene Stille das Ticken der Schwarzwälder Uhr abmaß, wie ein feines Brausen zu vernehmen. Das Weinen des Kindes war verstummt, zufrieden lag es an der Brust der Wärterin, die, leise summend, mit der alten, runzligen Hand eintönig und sanft den Takt zu ihrem Lied auf Ninos Rücken schlug. Unbemerkt schlich sich Barbara davon.

III.

Drei Tage darauf reiste Anton; ein Zusammentreffen in Paris war für die kommende Woche vereinbart. Barbara hatte, an sich irre geworden und in ihrer Sicherheit als glücklich verheiratete Frau erschüttert, jedem weiteren Vorschlag Antons eine fast demütige Bereitschaft entgegengebracht. Erleichtert wurde ihr diese Haltung, die nicht ohne geheime Demütigung für sie war, durch eine erhöhte, eine innigere Zärtlichkeit Koestlins, deren Ursprung ihr verborgen blieb und dem sie auch, wenig geneigt das Verhältnis zu zergliedern, nicht weiter nachforschte. Es hatte aber diese gesteigerte Wärme Antons ihren Grund in einer ziemlich gereizten Unterredung mit Frau von Türcke, in deren Verlauf sich diese von ihrer Abneigung dazu verleiten ließ, Barbaras erregten Ausbruch in verzerrter und vergrößerter Weise wiederzugeben. Wobei sie weit übers Ziel schoss.

Die Gehässigkeit in Ton und Ausdruck hieß den Bruder zwischen beiden Frauen einen Vergleich anstellen, der stark zu Ungunsten der Schwester ausfiel. Zwar sagte er begütigend: „Du musst Geduld mit Barbara haben, Emilie, sie hat eben zu jung geheiratet und keine rechte Erziehung genossen bei

dem verschrobenen alten Mann“; aber eigentlich war es die Schwester, der er Geduld und Mitleid zubilligte, mit ihrem verfehlten Leben an der Seite eines brutalen Mannes, in dessen äußere Vorzüge — Schönheit und Adelsglanz — sie sich vernarrt, dessen Misshandlungen sie aus Stolz ertragen hatte, bis ein Duell ihrem Martyrium ein Ende setzte.

In Koestlins Abwesenheit kam dann Frau von Türcke täglich, oft auch zweimal des Tages zu Barbara. Ihre stete Gegenwart bedingte eine gewisse unumgängliche Vertraulichkeit, vor ihrem scharfen Auge lag jeder Schritt, jede Unterlassung der jungen Frau wie unter einer Sonde bloß. Ihre Anwesenheit allein schon forderte Bericht, Rechenschaft, Erklärung. Gegen diese schweigende Bevormundung lehnte sich alles in Barbara auf; sie verglich die Schwägerin mit einem Gefängniswärter, und kaum dass in ihrem Inneren dieses Wort gefallen war, wurden ihr Stellung, Reichtum, Ehe und Mutterschaft zu den vier Mauern einer Gefängniszelle.

Ihre Koffer standen zur Abreise gepackt, als von Anton die Nachricht eines Sturzes einlief, den er während eines Rittes über die Susser-Downs erlitten und bei dem er sich das Schlüsselbein gebrochen hatte; eine belanglose Affäre, wie er schrieb, die keinesfalls Barbaras Kommen erforderlich mache. In dem weekend cottage seines Freundes, der Junggeselle war, würde ihre Anwesenheit zudem unnötig große Umwälzungen hervorrufen.

Barbara nahm diesen Bescheid mit geteilten Ge-

fühlen auf. Es wäre ihr eine Befreiung gewesen, dem ersten Impuls folgen und zu der Pflege ihres Mannes eilen zu dürfen, hätte zwischen den Zeilen auch nur die Spur einer lebhafteren Aufwallung, ein Zeichen der Sehnsucht zu ihr gesprochen. Der Argwohn, Anton habe sich vielleicht anderweitig süßen Trost in seinem Missgeschick verschafft, streifte sie nicht, zu ihrer Ernüchterung genügte vollauf die Überzeugung, dass sie ihrem Mann in Krankheitstagen entbehrlich sei. So brauchte sie sich keinen Skrupeln hinzugeben, innerlich sich noch weiter von ihm zu lösen, sich von einer Strömung abtreiben zu lassen, die sie — sie wusste selbst nicht wann — erfasst hatte.

Vor ihr lagen Tage oder Wochen der Freiheit, der Möglichkeit, Herr über sich zu sein, gelang es ihr, sich der Vormundschaft Emiliens zu entziehen. Das zu erreichen, nahm sie, wenn auch revoltierend, ihre Zuflucht zu kleinen, ihrem Wesen fremden Unehrllichkeiten. Direkte Lügen mied sie.

Von der Geselligkeit ihrer Kreise, die zu Winters Ende den Höhepunkt des Kehraus erreicht hatte, zog sie sich unter Hinweis auf Abwesenheit und Unfall ihres Mannes zurück. Umso fleißiger besuchte sie Theater und, wozu Anton ihr selten Gelegenheit gab, Konzerte, letztere mit dem gesteigerten Genuss des schmerzlich Entbehrten. Dass sie abends allein ausging, stand dem Brauch entgegen, dennoch wagte sie es, von der Begleitung Frau von Türckes abzusehen. Es wäre ihr eine Pein, ein quälender Verlust un-

wiederbringlicher Stunden gewesen, in Gesellschaft der amusischen Frau Mozart oder Schubert zu hören. Nachdem sie den ersten Konzertbesuch ihr Verschwiegen hatte, staunte sie, wie unendlich einfach ein solcher Betrug sich anließ. Zustatten kam ihr noch eine leichte Grippe, die Frau von Türcke vorübergehend ans Haus fesselte. Barbara genügte ihrer Pflicht durch fleißige Krankenbesuche, brachte der in Enge und Sparsamkeit Wirtschaftenden Kaviar, Früchte, seltenes Geflügel, Dinge, die ihrem Geschmack besser entsprachen als die holde Zwecklosigkeit getriebener Blumen, wusste durch heiteres Plaudern eine Offenheit vorzutäuschen, die keine verdächtigen Pausen, keine unbequemen Fragen aufkommen ließ.

Mit Doktor Lucian Meyer traf sie oft zusammen. Ein Zufall, dem sie dankbar war, schien ihn ihr über den Weg zu führen. Er wurde es, der ihr Programm entwarf, ihr die Eintrittskarten löste. Niemals blieb ein leiser Schauer des Abenteuerlichen aus, wenn sie zwischen hastende, stoßende Menschen eingezwängt an der Abendkasse das für sie bereitgehaltene Billett in Empfang nahm. Stillschweigend waren sie übereingekommen, solche Konzerte aufzusuchen, die sich nicht des Zustroms der eleganten Welt erfreuten; junge Anfänger, die ein gutes Programm boten, sahen ihr Publikum durch zwei aufmerksame Zuhörer bereichert, ein Bachabend in der Katharinenkirche, der von einem erprobten auswärtigen Organisten bestritten wurde, zog sie an. Im Schutze des Kirchendämmers saßen sie mitten in der dicht gedräng-

ten ehrfürchtigen Menge. Den strengen kunstvollen Reichtum, die herbe Inbrunst und verschlungene Vielfältigkeit der Form restlos in sich aufzunehmen, war Barbaras ungeschultem Geist versagt. „Wucht und Größe nur hoben sie weit über Dumpfheit des Genusses und Enge der Konvention in eine Wolke blendenden Glanzes, vor der sie die Augen schloss. Als sie bei dem letzten Ton, der schwach verhallend zu den Strebebogen aufstieg, die zitternden Lider öffnete, wich sie dem vertraulichen Blick Doktor Lucian Meyers aus. Es war doch nur ein fremder Herr, der hier neben ihr saß.

Sie erhoben sich langsam und ließen in stummem Einverständnis den Menschenstrom an sich vorüberfluten. Langsam folgten sie; Barbara merkte kaum, dass Doktor Meyer sie führte, sie ging wie im Traum. Auch als er flüsternd fragte, ob er nicht das wartende Automobil entlassen dürfe, nickte sie ohne waches Verständnis.

Die Nacht war mondhell, kühl, doch windstill. Nur wenige Fenster der umliegenden Häuser zeigten noch Licht. In den Gassen staute sich das Dunkel wie ein stilles, laues Gewässer. „Gehen wir durch die Altstadt?“ fragte Doktor Meyer, und wieder ließ die gelöste Willenlosigkeit der Ekstase Barbara stumm besahen.

Durch die engen Gassen schritt sie wie in einer fremden Stadt. Auf Doktor Meyer, der an ihrer Seite und sehr nahe ihrem Ohr sprach, achtete sie nicht. Seine Stimme war klangvoll, noch wenn er

sie wie eben dämpfte. Vor den Geschäftsauslagen der alten Häuser rechts und links waren hölzerne Rollläden herabgelassen, an sie schlugen ihre Schritte wie in einem Gewölbe hallend an. Auf dem weiten Platz des Liebfrauenberges lag blankes Mondlicht, die Wölbung jedes einzelnen Pflastersteins schimmerte bläulich.

Barbara merkte jetzt auf das, was ihr Begleiter sprach: von der schönen alten Stadt, die das moderne hastende Getriebe umgab wie Dornröschen die Hecke. „Nur wer das innere Auge hat, Vergangenes zu schauen, wer das starke Seil der Zusammenhänge nicht aus der Hand lässt, der wird die Verzauberte erlösen und ihrer Schönheit teilhaftig werden.“

Es klang hübsch, dachte Barbara, was er sagte. Eigentlich ging es sie nichts an und pochte doch ganz zart an die Schwelle eines gesteigerten Bewusstseins. Er sprach weiter, und eine erwachende Scheu vor dem Unerlaubten dieses Spaziergangs jagte hinter seinen Worten her. Als trüge er ihre Seele in der hohlen Hand und spürte ihr angstvolles Flattern, brach er ab und sagte nüchtern, so schön der Fluss auch sei im Mondlicht, soweit dürfe er sie nicht führen, und beschleunigten Schrittes zur Hauptwache zurückeilend, rief er die erste langsam ihres Weges trotgende Droschke an. Ein kleines Ende nur fuhr er mit, dann ließ er den Wagen halten, grüßte, ging.

Jedes Mal, wenn Barbara abends allein zurückkehrte und der alte Baptist über den Kies schlürfte,

ihr das Tor aufzusperren, und sein bleiches altes Gesicht mit den greisenhaft wachen Augen unter dem Schein der Laterne lag, empfand Barbara das Bedürfnis, ihrem „Guten Abend“ ein Wort, irgendeine belanglose Bemerkung hinzuzufügen, um eine Rede des Alten hervorzulocken, als müsse sie um jeden Preis diese lautlose Heimkunft beleben, durch Munterkeit den nächtlichen Schleier des Geheimnisvollen zerreißen. Immer hatte die schweigend respektvolle Haltung, die bedächtige Art, wie Baptist den Schlüssel, der leicht wie von Rost knirschte, hinter ihr im Gitterschloss drehte, dieses Wort ihr von den verstummenden Lippen genommen. Heute schienen des Alten Bewegungen noch langsamer, er verfehlte zweimal das Schloss und seine Fußspitze schlug gegen die feinen Steinchen des Kiesweges, als gebrähe es den Kniekehlen an Kraft, die Beine hochzuheben. In die Stille hinein hörte man den schwerfälligen Hufschlag des sich entfernenden Droschkengauls. Einen Augenblick stand Barbara in der Halle und starrte verwundert zu der Stuckdecke mit ihrer vornehm kargen Empireornamentik auf. Ringsum an den Wänden begegneten ihr gemalte Augen, die mit immer müdem Blick auf sie herablächelten, wie sie klein, hilflos; verängstet und trotzig am Fuß der steinernen, rot ausgelegten Treppe stand, die Hand auf dem schmiedeeisernen Geländer, dessen Kälte in ihre heiße, pulsdurchzuckte Hand einschnitt. Vergebens suchte sie nach einer Erklärung für die späte Heimkunft, für die Droschke. Ein Wort fiel ihr

ein, das sie irgendwo gelesen hatte: man solle nichts erklären, alles durch Selbstverständlichkeit wirken lassen. Die Treppe wurde unter ihren müden Füßen, die in den dünnen Abendschuhen von dem Pflaster schmerzten, immer steiler; in ihrem Ankleidezimmer wartete die Jungfer, die geschickten Hände bereit, ihr den Mantel von den Schultern zu nehmen.

Vor dem offenen Kamin, in dem ein Holzfeuer laut prasselnd brannte, stand der Tisch mit kalten Speisen gedeckt. Zu essen widerstand ihr; dennoch zwang sie sich dazu. Ein Glas Rotwein lieh ihr Wärme und eine süße Schläfrigkeit. Auch tat es ihr wohl, sich von dem Mädchen bedienen und auskleiden zu lassen, als sei sie ein Kind.

Wie sie sich im sanft durchwärmten Bett streckte, dachte sie aufatmend an die Länder und Meere, die sie von Anton trennten; zugleich rief sie sich seine liebwertesten Eigenschaften ins Gedächtnis und nährte an ihnen den noch leise glimmenden Stolz auf ihren, schönen, erfolgreichen Mann. Es gab doch mondäne Ehen, dachte sie, in denen sanfte, vornehme Kühle für Distanz und innere Freiheit sorgte. Das war es, was sie brauchte, ein Besinnen auf sich selbst, ein Zurücknehmen ihrer Persönlichkeit aus der Umklammerung eines Stärkeren und Sorgloseren. Was wollte sie den Käfig Antons gegen neue Gitterstäbe vertauschen, was ging sie im Grunde dieser Doktor Meyer an, dem ihr Mann die Jugendfreundschaft nicht gekündigt hatte, obgleich Doktor Meyer Jude war und als solcher zu den Patrizierkreisen der Koest-

lins keinen Zutritt hatte? Was wusste sie mehr von ihm, als dass er weitgereist, überlegenen Geistes, unterhaltsam und gewandt war und als *ami de cœur* der Sängerin Harms galt? In Barbara verbreitete sich eine zunehmende Ruhe, die sie wohltuend in den über müden Augen still gewordenen Lidern verspürte, darauf sanft der nahende Schlummer drückte wie eine gute Hand. Es war ja nichts geschehen, kein Band verknüpfte sie dem Doktor Meyer, sie würde ein wenig kühl mit ihm sein, zurückhaltend, „*principessa*“, wie das Anton nannte, wenn sie einen nicht mochte und sich unnahbar zeigte. Ein wundervoll tiefer, reiner, erquickender Schlaf spülte den letzten Rest des Unbehagens hinweg.

Zwei Tage später traf sie zu noch früher Stunde Doktor Lucian Meyer auf dem Wege zur Schneiderin, den sie, von dem weichen Frühlingstag verlockt, zu Fuße nahm. Sie trug ein neues dunkelblaues Straßenkleid, dazu einen kleinen Dreispitz, der ihr allerliebste stand. Unter dem kurzen Rock bewegten sich rasch und in bestimmtem Rhythmus die Füße, die außerordentlich zart, mit schlanken Knöcheln gebildet waren. Dass sie gesund, jung und hübsch war, dass der graue Winter mit seinem Wechsel von Kälte und Nässe hinter ihr lag, dass in den Vorgärten die Fliederknospen braun anschwellen und die gelben Kelche des Krokus die Sonne auffangen, das alles stimmte sie froh und legte in ihren Gruß eine Wärme, ein Strahlen, das nicht von ihrem Willen regiert wurde.

Doktor Meyer kreuzte über den Fahrdamm und schlug ihre Richtung ein. Zur Schneiderin wolle sie? Fast schade sei es um den sonnigen Morgen, obwohl, wie er mit einem kleinen anerkennenden Neigen des Kopfes hinzufügte, das undankbar gesprochen sei. Er wisse vollauf, wieviel Zeit, Scharfsinn und Selbstzucht erforderlich seien, um die Silhouette der gutgekleideten Frau dem Straßenbild belebend einzufügen. Barbara lachte. Das war wieder die gewundene Redeweise, die, in keinem rechten Verhältnis zum Gegenstand, dem geringfügigsten Ding einen Anflug von Kostbarkeit verlieh, so als werde alles, womit Doktor Lucian Meyer sich — und sei es nur in Worten — beschäftigte, durch seine Berührung in eine höhere, leichtere, anmutigere Sphäre gehoben; und gleichzeitig wollte es scheinen, als lege er jede solche Betrachtung Barbara wie eine Huldigung zu Füßen.

Ohne ihr Zeit zur Entgegnung zu lassen, begann er von einem der großen Pariser Schneider zu sprechen, mit dem ihn in früheren Jahren eine gemeinsame Passion zusammengeführt hatte. Beide sammelten sie Bibelots des Dixhuitième, und selbst im engeren Rahmen des bestimmten, ganz persönlichen Geschmacks waren sie sich, einander noch unbekannt, als Rivalen im Hotel Drouot nähergekommen, bis das Bieten oft zu hartnäckigem, erbittertem Zweikampf ausgeartet war. Einmal, als der Franzose Sieger blieb, hatte er beim Verlassen des Auktionssaales Doktor Meyer angedet, und sie waren die halbe

Nacht durch die hellen Pariser Straßen gebummelt, hatten das Leben um sie her eingeatmet und mit berauschter Leidenschaft von jener Epoche gesprochen, in die sie beide, irgendwie von der Gegenwart enttäuscht und entmutigt, geflüchtet waren. Und zum Schluss sagte Herriot:

„Sehen Sie, so werden in aber hundert Jahren zwei andere Schwärmer durch eben diese Gassen wandern und unserer Zeit in Überschwang und Sehnsucht gedenken, Flüchtlinge vor der Gegenwart wie wir. Schwärmen und Sammeln ist ja ganz schön, aber es gibt nichts Stagnanteres, denn es lähmt das Schaffen und verammelt dem Kommenden das Tor. Und im Übrigen vergessen Sie nicht, dass jene Schönen des galanten Jahrhunderts die üblen Ausdünstungen ihrer nur mangelhaft gepflegten Leiblichkeit mit Wohlgerüchen zu übertäuben gezwungen waren. Damals mag es wenig angenehm gewesen sein, als Damenschneider zu fungieren.“

Von diesem Herriot besaß Doktor Meyer noch einen ganzen Sack Anekdoten. Er sei der größte Menschen- respektive Frauenkenner gewesen, aber vollständig unempfindlich gegen die weiblichen Reize seiner Klientinnen, die für ihn nichts anderes waren als der Marmorblock dem Bildhauer. Am meisten gefesselt hätte ihn ein gewisser Typ hässlicher, doch graziöser Frauen, denen seine Kunst erst den rechten Rahmen schuf. Seine eigene Frau sei klein, dick und gänzlich ohne Charme gewesen; dennoch habe er sie so sehr geliebt, dass er nach ihrem Tod alle

Freude an den Schätzen seines Hauses draußen am Bois verloren hatte, die Sammlungen unter den Hammer brachte und den Erlös zu einer Stiftung für Arbeiterinnen Verwandte, die den Namen „Victorine Herriot“ trug. Auch sei er fromm geworden und quäle sich mit Selbstvorwürfen, weltlicher Eitelkeit und Sinnenlust gedient zu haben. Seitdem hätten sich ihre Wege getrennt.

„Sie verachten Frömmigkeit?“

Doktor Meyer lächelte, ein wenig unfrei. Er verachte nichts und niemanden oder auch alles und alle. Wie man es nehmen wolle. Der Mensch sei ein erbärmliches Tier; zum Glück ermesse man den Grad seiner Erbärmlichkeit, in erster Linie der eigenen, nur in seltenen Stunden.

„Sie lieben also das Leben nicht?“ Barbara stellte die Frage fast gegen ihren Willen.

„Ich bete es an, wenn ich neben einer schönen Frau hergehe und fluche ihm nur, wenn es sich mir versagt, das heißt also, wenn die schöne Frau sich mir entzieht.“ Er sprach mit scherzhafter Galanterie, so dass es ihr prüde und pedantisch erschienen wäre, ihn zu verweisen. Am Hause der Schneiderin waren sie längst vorüber.

„Gehen wir über den Fluss,“ schlug nun Doktor Meyer in ganz verändertem Tone vor, ohne eine Spur seiner preziösen Selbstverspottung. „Vielleicht haben Sie Lust, drüben in der Galerie ein paar schöne Bilder anzusehen, den frühen Trübner

oder die modernen Franzosen? Und allein der Fluss ist bei dieser Beleuchtung des Ganges wert.“

Barbara entsann sich, dass Doktor Meyer nach dem Orgelkonzert schon in diesem innigen Ton von dem Fluss gesprochen hatte. Sie fragte ihn, ob er die Kais denn so sehr liebe? Fließendes Wasser ziehe ihn an, es sei ruhelos wie der Menscheng Geist.

„Frau Harms“, sagte Barbara plötzlich und ihre Stimme klang herausfordernd laut und klar, „ist gewiss nicht ruhelos. Sie muss im Leben so festverankert stehen wie einer ihrer großen gehaltenen Töne, die wie ein Kirchenbogen sich wölben.“

„Ja, Frau Harms . . .“ sagte Doktor Meyer. Und wie sie schon den schimmernden Fluss vor sich hatten unter den schweren Sandsteinquadern des Brückenbogens, aus deren rotem Gestein die Sonne Funken schlug, fragte er: „Wollen Sie Frau Harms kennenlernen?“

Während sie die Brücke überquerten und am jenseitigen menschenleeren Kai langsam und genießerisch in der Sonne spazierten, das feierlich prunkvolle Gebäude der Galerie inmitten gärtnerischer Anlagen als Hintergrund, spielte Doktor Meyer mit dem Gedanken, diese junge, unwissende und lebensneugierige Frau zu der Sängerin Harms mit ihrem starken guten Herzen und dem übelbeleumundeten Lebenswandel zu führen, nicht anders wie es ihn vergnügte, an die Schätze zu denken, die jenes weiße Haus barg, Leibl und Trübner und die französischen Impressionisten und die langen Säle voll reicher alter, un-

bestrittener Kunst, an denen er, es brauchte nicht heute zu sein, das unverbildete und empfängliche Auge Barbaras prüfen und erziehen wollte.

Von der Sängerin Harms wusste Barbara nur, was Allgemeingut des Stadtklatsches war; dass der Größe ihrer reifen Meisterschaft die Unersättlichkeit ihres erotischen Bedürfnisses entsprach. Nach einem glanzvollen Aufstieg war die Sängerin in Ungnade — man munkelte von einer höheren Ortes unliebsam vermerkten Liaison mit einem Erzherzog — aus dem Verband der Wiener Hofoper geschieden und an ihren Ausgangspunkt, das hiesige Stadttheater, zurückgekehrt. Hier wirkte sie nun seit zwanzig Jahren, von gelegentlichen Gastreisen abgesehen, ununterbrochen. Sie war jetzt über fünfzig. Trotzdem wechselte sie noch immer in rascher Folge ihre Liebhaber, die sie sich vorzugsweise unter den Allerjüngsten wählte. Das Sonderbare aber war, dass diese jungen Leute noch lange nach Ablauf ihrer kurzen Gunstperiode als treue Freunde bei der Sängerin ein und aus gingen.

Ihre einzige Begegnung mit der Harms war Barbara unvergesslich geblieben. Es war auf einem Wohltätigkeitsfest — der einzigen Gelegenheit für Frauen des Koestlinschen Kreises, mit Menschen jenseits ihrer enggesteckten Grenzpfähle in Berührung zu treten —, auf dem Barbara Sekt verabreicht hatte. Die Harms, überlebensgroß und geradezu grotesk in ihrem bunten Zigeunerkostüm, und dennoch weder lächerlich noch unwürdig, hatte ihr ein

Glas abverlangt und dabei gesagt: „Ich wollte, ich könnte Ihnen den ganzen Vorrat abnehmen, Kind. Sie sollten Blumen verkaufen, oder Puppen . . . nicht Sekt.“ Und dabei hatten ihre kleinen Augen aus dem mächtigen Gesicht sie grundgescheit und gütig angeblitzt.

Frau Harms zu besuchen, bedeutete für Barbara ganz einfach das Abenteuer, keckes Durchstoßen einer imaginären Mauer, Neuschichtung bisheriger Werturteile und nachgeplapperter Maximen. Kaum saß sie auf dem zu hohen und zu fest gepolsterten Sofa der Sängerin, trat jedoch die Freude an dem Gewagten, dem Verbotenen ganz hinter das aufrichtige Gefallen zurück, das sie an der Sängerin fand. Sie trank Tee und aß Kuchen so unbefangen wie nur je in ihrer Kinderzeit, wenn sie an hohen Feiertagen bei den Freundinnen im Pächtershause zu Besuch war, wo dem kleinen verehrten Gaste die besten Leckerbissen des Hauses vorgesetzt wurden und Mutter wie Töchter ihm mit gespannten Blicken folgten, ob das Gebotene denn auch schmecke.

So füllte auch Frau Harms ihr Tasse und Teller und ermunterte sie mit tiefer Stimme, die im Sprechen eigentümlich rau und belegt klang, zum tüchtigen Zulangen. Man habe, behauptete sie, schon eine hohe Sprosse der Lebenskunst erklommen, sobald man erst aus dem gedankenlosen Herabschlingen der täglichen Nahrung ein feines kleines Fest kulinarischen Genusses sich zubereiten wisse. „Verstehen Sie mich recht, Kind,“ und sie tätschelte mit ihrer

großen warmen Hand plump Barbaras schmale Finger, „dazu bedarf es keiner Gansleberpastete, ein Stück Butterbrot oder ein Radiesl tut's gradeso.“ Gegen Gansleber wolle sie freilich nichts gesagt haben — nur dass sie davon zu dick werde. Und sie klagte, dass sie beständig eine Schneiderin allein mit Abänderungen ihrer Kostüme in Verdienst halte, denn von Monat zu Monat setze sie weiter Fett an. Den Fidelio, ihre Lieblingsrolle, habe sie bereits abtreten müssen an diese arme langweilige Person von einer Kollegin, über deren Seelenlosigkeit man blutige Tränen vergießen möchte; der Intendant habe ihr rundweg erklärt, in Männerkleidung wirke sie geradezu anstößig. Sie lachte so herzlich, dass ihr mächtiger, im Hause ungeschnürter Leib schütternd gegen den Tisch stieß und ihn ins Wanken brachte. Wenigstens könne man in ihren Nekrolog setzen, nicht durch Schönheit habe sie Karriere gemacht.

„Verleumden Sie sich nicht, Christiane,“ sagte Doktor Meyer. „In Ihrer Jugend waren Sie eine imposante Erscheinung.“

„Imposant — das ist auch was Rechtes! Nein, mein Guter, was den Männern bequem eingeht, das ist das Zarte, das Rankende und Schwankende, da liegen die Vergleiche fertig geprägt auf der Straße: Mimose und Gazelle, das halbe Tier- und Pflanzenreich.“

Danach sagte sie, sie könnten gut ein Weilchen auf Doktor Meyers Gesellschaft verzichten, es rede sich

so sehr viel gemütlicher, wenn kein Mannsbild im Zimmer sei. „Denn schauen’s, Lucian, bei den Männern gibt’s nur zwei Themata, ein stummes: der Ehrgeiz, und ein beredtes: die Weiber. Und wir Frauen, wir reden gern von diesem und jenem wie die Kinder und die Narren, die ja bekanntlich den Weisen am nächsten stehen.“

Für das Heldenhaste habe sie nie viel übriggehabt; seit sie aber resolut auf die große Geste, auf Tragik und Pathetik verzichtet habe, stoße sie allerorten auf unvermutetes stilles, manches Mal auch in Lächerlichkeit maskiertes Heldentum. „Schließlich“, sagte Frau Harms — die beiden Frauen saßen jetzt allein im Nebenzimmer, und die Harms rauchte wie ein Schlot — „kann es heldenhaft sein zu verzichten und heldenhaft zu kämpfen. Man muss nur wissen, was einem liegt und die Route, für die man sich entschieden hat, auch klaglos einhalten. Sehen Sie, Kind, ich hab’ keine Geduld mit den seinen Dämchen, die über eine Kokotte die Nase rümpfen und sie innerlich um ihre feschen Liebhaber beneiden.“ Sie drückte die Zigarettenasche in den Ständer aus und schlug schwerfällig das eine mächtige Bein über das andere. „Schad’, dass Sie nicht rauchen. Es hilft über so viel Langeweile und Trübsinn weg. Bewahrt auch manches Mal vor Dummheiten. Wir Großstadtmenschen gleichen doch allesamt mehr oder minder überheizten Dampfmaschinen und können ein Sicherheitsventil wohl brauchen. Was ist denn das Ihre? Musik, Sammeln, Kinderstube, Liebhaber?“

„Ich hab’ bis heute nicht gewusst, dass ich eines nötig hätte.“

„Aber jetzt wissen Sie’s? Hat Ihnen der Lucian da ein Licht aufgesteckt? Na, Sie brauchen nicht rot zu werden, der Lucian oder ein anderer, was tut’s? Ausschlaggebend ist ja nicht der Liebhaber, sondern der Herr Gemahl. Ja, schauen’s mich nur mit Ihren hübschen Meerjungfrau-Augen an. ’S ist schon so. Wenn Ihr Mann Sie zu halten wüsste, könnt’ der gute Lucian zehntausendmal seine Verführungskünste spielen lassen, Melancholie und ironischer Weltschmerz, Ritterlichkeit und blasierte Ernüchterung in der bekömmlichen Mischung des Erlösungsbedürftigen. Ja Schnecken! Sie würden gar nicht das hübsche Theater merken, das er Ihnen vorspielt. Eine glückliche Frau ist wie eine taube Ratte, der kann der Zauberer von Hameln bis zum Jüngsten Gericht sein Stücklein blasen.“

„Mein Mann ist sehr gut zu mir.“

Die Harms lachte. „Müsst’ schon ein ganz Roher sein, der einem so zarten ängstlichen Hühnchen was antät’! Aber wer weiß, ob Sie ihm nicht die Füße abküssen möchten, wenn er mal feste dreinschläg’, danach sehen Sie mir nämlich gerade aus. Und dann will ich Ihnen einen Rat geben — heißen Sie mich meinethalb eine alte Kupplerin —, aber wenn Ihnen schon der Sinn nach einem kleinen ehelichen Seitensprung steht, dann wagen Sie es getrost mit dem guten Lucian. Ein bisschen wurmstichig ist er, doch von Haus ein guter Apfel. Tafelqualität sagen die

Händler. Schließlich, wer kann wissen, unter welcher Maske sich die nächste Versuchung präsentiert. Am Lucian gehen Sie mir wenigstens nicht zugrunde.“

„Und warum“, fragte Barbara leise, „nehmen Sie mit solcher Bestimmtheit an, dass ich der Versuchung früher oder später erliegen werde?“

„Kind,“ sagte Frau Harms und paffte ganz gewaltig, während sie ungeniert ein paar Knöpfe ihrer Taille öffnete, „auf neunundneunzig Schwache kommt vielleicht ein Starker. Und Frauen mit Ihrer Haut, Ihren Augen und Ihrem Haar gehören nicht zu den Starken.“

Nach einer Stunde holte Doktor Meyer Barbara wieder ab. Auf der Straße begann er gleich eifrig zu fragen, welchen Eindruck Frau Harms auf sie gemacht habe. Hatte er langatmige Enthusiasmen erwartet, so wurde er enttäuscht, Barbara blieb einsilbig. Sie sagte nur mit einer Stimme, die sich wie zu einer Frage hob: „Eine wundervolle Frau . . .“ und ging rasch und schweigsam weiter. Durch die stillen Seitenstraßen klapperten ihre hohen Absätze.

Doktor Meyer seinerseits begann zu reden. Da seien die Leute nur zu bereit, der Harms alles erdenklich Hässliche anzuhängen, nur weil sie zu stolz sei, in der allgemeinen Komödie mitzuspielen, ja, die Herren vom städtischen Aufsichtsrat seien nahe daran gewesen, sich mit ihren lächerlichen Intrigen unsterblich zu blamieren, die zum Zwecke hatten, die unmoralische Harms von der hiesigen Bühne weg zu graulen.

„Die Harms hat einmal auf der Höhe ihres Ruhmes die Entdeckung gemacht, wie armselig die Schwäche der Menschen ist, und danach hat sie ihr ferneres Leben eingerichtet. Diese Erkenntnis hat sie teuer genug erkaufte, um nachher auf all die Wohlanständigen und Neunmalklugen pfeifen zu dürfen. Jener Erzherzog war ja nicht wert, ihr die Schuhriemen zu lösen. Er soll zwar sehr reizend gewesen sein, aber als es hieß, ein Mann zu sein und nicht nur ein Erzherzog, als er zu ihr halten und dem Sturm trotzen sollte, da . . .“

Barbara unterbrach ihn sanft: „Nicht. Das gehört Frau Harms allein.“

„Aber in Wien schrien es damals die Spatzen vom Dach.“

„Damals. Jetzt kräht doch gewiss kein Hahn mehr danach, und was war, ist wieder Alleingut der einzigen geworden, die es angeht.“

Frau Harms wohnte in einer Seitenstraße unweit des Koestlinschen Hauses. Barbara machte in den nächsten Tagen häufig den kleinen Umweg, um an den Fenstern der Sängerin vorbeizugehen. Frau Harms hatte sie nicht eigentlich aufgefordert, sie wieder zu besuchen; sie hatte nur gesagt: „Wenn Sie mich brauchen können, wissen Sie jetzt, wo ich zu finden bin.“

Eines Morgens traf sie vor der Tür mit ihr zusammen. Die Harms ging zur Probe und bat Barbara, sie ein Stückchen zu begleiten.

„Wir müssen langsam gehen,“ sagte sie, Barbaras Arm in zärtlichem Druck an sich ziehend, „vor der Probe darf ich mich nicht echauffieren. Ach, das Fett, das Fett, es ist ein Kreuz damit! Aber gute Nerven haben wir Dicken, und das ist auch nicht zu verachten. Ein schlankes Wiesel wie Sie hat ganz andere Anfechtungen. Na, wie steht’s mit dem guten Lucian?“

Barbara antwortete mit einer Gegenfrage. „Warum sagen Sie immer der ‚gute‘ Lucian? So spricht man doch sonst nur von den Dummen.“

Frau Harms lachte, bis sie blaurot im Gesicht war und verschnaufen musste. Sie blieb einen Augenblick stehen. „Sie sind unbezahlbar, Kind. Eigentlich viel zu gut für den Lucian — oder einen andern. Nein, dumm ist der Lucian nicht, bloß eitel, ein Bummler und Genießer, der sich noch einbildet, ein Leidgezeichneter zu sein, weil nicht jede Tür wie durch Zauberformel vor ihm aufsprang. Vielleicht tu’ ich ihm auch unrecht — obwohl ich ein Tendre für ihn hab’ —, und er erfüllt ganz brav seine Aufgabe im Leben, nämlich die, hübschen jungen Frauen Tröster zu sein. Die Männer, die was leisten, die haben ja nicht viel Zeit für ihre Frauen, und da ist es vielleicht ganz gut, dass es auch die anderen, die Überzähligen, die Interessanten und Sehnsüchtigen gibt.“

„Frau Harms,“ sagte Barbara langsam, „ich möchte wohl wissen, für was Sie mich halten.“

„Das will ich Ihnen gerne sagen, Kind: für eine sehr hübsche, sehr junge Frau, die nichts rechtes

zu tun hat und sich auf eine Entdeckungsreise begeben möchte. Was Sie freilich am Ende der Reise finden werden, ja sehen Sie, das kann ich Ihnen nicht sagen. Vermutlich werden Sie eines Tages die Entdeckung machen, im Kreis gegangen zu sein, und wenn Sie dann zu jenen gehören, von denen dreizehn auf das Dutzend gehen, werden Sie jammern und klagen, dass Sie nicht brav im Lehnstuhl sitzen geblieben sind. Andernfalls werden Sie vielleicht Ihrem Schöpfer auf den Knien für die Gnade der Illusion danken, Ihren Lebensweg rüstig abgeschritten zu haben. Entscheidend ist ja nur, was wir suchen, nicht was wir finden. Und nun Gott befohlen, grüßen Sie den guten Lucian.“

Sie näherten sich dem belebten Opernplatz. Barbara begriff, dass die Sängerin sich hier nicht mit ihr zeigen wollte. Tief in Gedanken überquerte sie den weiten Platz und ging langsam durch die Anlagen, an deren braunen Sträuchern die ersten grünen Blattspitzen schüchtern wie ein Lächeln in noch verweintem Gesicht sich hervorwagten.

An der Ecke bot eine alte Frau Mimosen und bunte Anemonen feil. Sie hatte ein kupferrotes Gesicht mit vielen tiefen Falten, die sich wie bei einer Ziehharmonika zusammenlegten und auseinanderzogen, wenn sie ihr ausdrucksloses „Schöne Frühjahrsblumen, zehn Pfennig das Büschel“ vor sich hin plärrte. Barbara kaufte ihr einen dicken Strauß ab und ließ ein blankes Zweimarkstück in ihren flachen Weidenkorb gleiten. Die Segenswünsche der

Alten gellten, in hohem, fast keifendem Tone vorgetragen, hinter ihr her.

Barbara brachte die Blumen ihrer Schwägerin; Frau von Türcke saß an ihrem gewohnten Platz, in ihrer gewohnten geraden Haltung, und trotz ihres noch immer leidenden Zustandes auch in der gleichen Reitkleid artigen Schneidertaille mit dem steifen Kragen und der Hufeisenbrosche. Ihr Gesicht war gelb, und die eine Seite, die von neuralgischen Schmerzen geplagt war, zuckte bisweilen, als werde die Haut mit einer Nadelspitze berührt. Das Zimmer ging auf einen hofartigen Garten, der von hoher Brandmauer abgeschlossen war, so dass auch an hellsten, freundlichsten Tagen das Zimmer beschattet lag. Barbara fragte schüchtern nach der Schwägerin Befinden, ob der Arzt ihr schon das Ausgehen gestattet habe. In diesem Falle möchte sie ihr den Wagen zur Verfügung stellen; es sei ein so herrliches Wetter.

Den Arzt, sagte Frau von Türcke, benötige sie nicht länger. (Aus Sparsamkeit hatte sie ihm nahegelegt, von weiteren Besuchen abzusehen.) Sie halte es jedoch für richtiger, bis zur völligen Genesung das Zimmer zu hüten. Nichts sei zudem tückischer als diese schönen Vorfrühlingstage. „Unzuverlässig wie allzu lebenswürdige Menschen,“ sagte sie giftig.

Barbara blickte die Schwägerin mit einem großen Blick innigen Erbarmens an; auf ihrem geradlehnigen Stuhl, in dem knapp anliegenden Kleid saß sie wie eingepanzert in Freudlosigkeit, Missgunst

und verzerrtem Pflichtgefühl. „Soll ich dir den Jungen einmal schicken, Emilie?“

Frau von Türcke hob beschwörend die Hände. „Du willst das arme Kind wohl mit Gewalt krank machen? Bedenke die Ansteckung!“

„Aber es geht dir doch wieder besser . . . ich dachte, es wäre dir eine Freude,“ murmelte Barbara verwirrt und beschämt.

„Freude!“ Wenn möglich reckte sich die hagere Gestalt noch höher, und im Sitzen wirkte die kurzbeinige Frau ohnehin schon überragend groß. „Pflicht und Verantwortungsgefühl gehen vor. Das ist gute alte preußische Tradition. Man ist nicht umsonst Offiziersfrau gewesen, meine liebe Barbara. Natürlich dir mit deiner Auslandserziehung mag es ein wenig schwerfallen, dich in unsere Gedankengänge ganz zu finden. Ich hoffe aber, du wirst es noch lernen, an meinem Beistand soll es dir gewiss nicht fehlen!“

Barbara seufzte. Ihr Blick fiel auf den Mimosenzweig und den rot und violetten Strauß der Anemonen, die unbeachtet neben der Schwägerin lagen. „Soll ich die Blumen ins Wasser stellen?“

Sie hatte ihre Handschuhe schon übergestreift und von der Schwägerin Abschied genommen, da fragte sie noch einmal stockend: „Glaubst du wirklich nicht, dass eine kleine Ausfahrt heute Nachmittag dir nur guttäte, im halbgeschlossenen Wagen . . .?“

Frau von Türcke sagte spitz: „Man sollte meinen, dir läge an meiner Gesellschaft.“

Barbara kam rasch auf sie zu. „Ich darf dich also abholen, ja? Um drei Uhr vielleicht?“

Frau Von Türcke blickte lange in das helle, in einer ihr unbegreiflichen Erregung zitternde Gesicht. „Verstellung,“ dachte sie bei sich. Laut sagte sie: „Ich wechsle meine Entschlüsse nicht von einer Minute zur andern. Wenn eine Pflicht mich rief, würde ich keinen Augenblick zögern, auch meine Gesundheit zu gefährden. Aber lediglich zu einer Vergnügungsfahrt mich den Märzwinden auszusetzen, dazu sehe ich mich nicht veranlasst.“

Es war Mittag, als Barbara nach Hause kam, die Sonne stand hoch an einem ganz hellen Himmel, ein paar Amseln pickten in dem frisch umstochenen Beet des Vorgartens, das halb mit blauen Hyazinthen bepflanzt war. Die restlichen Pflanzen lagen sauber daneben geschichtet und dufteten stark in der Sonne, ein Spaten steckte tief in der rotbraunen Erde.

Der Diener Baptist, der ihr die Tür öffnete, bat Barbara um den Schlüssel zum Weinkeller. Es sei eine Kiste Burgunder eingetroffen. Er fragte, ob er die Flaschen auspacken oder auf die Rückkehr des Herrn warten solle?

Barbara sah ihn zerstreut an und sagte ziemlich sinnlos: „Ja, ja Baptist Es ist gut so.“ Dann kam es ihr plötzlich zu Bewusstsein, dass die Stimme des alten Mannes bedrückt klang; auch räusperte er sich hartnäckig beim Sprechen.

Sie fragte ihn, ob ihm nicht wohl sei, worauf er

den Kopf schüttelte, langsam und anhaltend, als säße er ihm nicht mehr recht fest auf den Schultern. Ihm fehle nichts und er wolle auch nichts sagen; man müsse wissen, wem das Reden, wem das Schweigen zukomme. Aber die gnädige Frau ihrerseits solle nur um des Himmels willen in der Wachsamkeit nicht erlahmen — so drückte er sich aus, gewichtig und ein wenig gespreizt. „In einem großen Hause gehen mehr Menschen aus und ein, als gut ist,“ sagte er, und noch immer schaukelte der dünne Kopf bekümmert und greisenhaft zwischen den Schultern.

„Die Köchin . . .“ sagte Barbara und verstummte, während sie bittend auf den Alten blickte, als müsse ihr von dort Rat kommen. Sie wusste wohl, dass die Köchin sie immer unverfrorener und auf ihre Schwäche bauend betrog und bestahl und weit über jedes erlaubte Maß ihrem Schatz Fleisch und Butter und Eier, Gebratenes und Gebackenes, Leckerbissen jeder Art zusteckte.

Der alte Baptist erwiderte ihren Blick trübe. „Die Menschen sind alle mitsamt schwach, man muss streng mit ihnen sein. Die gnädige Frau sind zu gut und vertrauensvoll.“

Und es wollte Barbara scheinen, als denke er längst nicht mehr an die Köchin und ihre Verfehlungen.

„Der Herr kommt ja bald zurück,“ sagte sie aufatmend und wusste nicht, geschah es Baptist zum Trost oder sich selbst zur Stärkung.

Die ganze nach Süden gelegene Zimmerflucht war von Sonne durchflutet, Barbara riss alle Fenster auf und gab Befehl, die Heizung einzustellen. Wie schön, dachte sie, musste es jetzt in Montefalco sein, um diese Jahreszeit roch der Garten betäubend nach den Fresien, die den Hauptweg säumten, und unterhalb des Mäuerchens standen blühende Pfirsich- und Mandelbäumchen wie Ketten rosa Wolken . . . Sie sehnte sich aus der Stadt fort, nach dem Ausblick über weite Flächen, nach der Kraft eines schönen alten Baumes, nach friedlich grasendem Vieh oder einer Glucke, die ihre gelben Flaumenküken spazieren führt . . . Sie nahm sich vor, am Nachmittag mit Nino und der Traugott in den Stadtwald zu fahren, nach den ersten Veilchen zu suchen. Am Forsthaus verkaufte an Sommertagen ein Mann prallgefüllte blaue und rote Luftballons, vielleicht hatte ihn das schöne Wetter schon aus seinem Winterloch hervorgelockt und sie würde für den Jungen einen Ballon erstehen. Oh ja, daran würde er seinen Spaß haben, er konnte so hell und stürmisch auf-lachen, und sie würde glücklich mit ihm sein und zu-frieden und vergessen, dass irgendwo in der Stadt Doktor Lucian Meyer auf sie wartete, in einem fremden Hause. „Ganz dicht bei Ihrer Schneiderin,“ hatte er gesagt. „Im Entresol wohnt seine Putzmacherin, im zweiten Stock ein Zahnarzt. Läuten Sie zweimal im ersten Stock, ich werde selber öffnen.“ Nein, an diese fremden Räume, die sie nie betreten würde; wollte sie keinen Gedanken mehr ver-

schwenden. Mochte Doktor Meyer auf sie warten, eine Stunde, zwei Stunden und noch länger, bis die Stuben im Dunkeln lagen und er sich entmutigt und verärgert hinaustappte. Er würde sich trösten, an hübschen jungen Frauen war kein Mangel, auch nicht an solchen, die mehr Mut hatten als sie, mehr Unbedenklichkeit und beherztes Zugreifen.

„Sie würde mit Nino in den Stadtwald fahren, Veilchen suchen, einen Luftballon kaufen . . . doch die Traugott meldete einen Schnupfen im Anzug und war für Stubenarrest, Fencheltee und Gurgelwasser.

Um halb fünf verließ Barbara das Haus. Sie fuhr bis zur Schneiderin, dort entließ sie den Kutscher. Während sie den Befehl gab, blickte sie eigentümlich gespannt zu dem in würdige Falten gelegten Gesicht des Mannes auf, als könnte sie dort etwas lesen, was sie zwänge, den Befehl zu widerrufen. Dann verschwand sie rasch in der Tür und stieg die Treppe halbwegs hinauf. Sie lehnte sich gegen das Geländer und hörte ihr Herz laut klopfen. Ein Ausläufer, einen großen, mit breiten Lederriemen verschnürten Pappkarton unterm Arm, kam an ihr vorbei und grüßte ehrerbietig. Dann lief ein halb-wüchsiges Mädchen ohne Hut, nur mit einem gehäkelten Wolltuch um die mageren Schultern, so rasch die Treppe herunter, dass sie Barbara anstieß, blutrot wurde und ganz entsetzt: „Oh . . .“ rief. Durch den Anprall oder infolge des Schreckens war ihrer Hand eine Musterkarte entfallen, die sich öffnend und bunte Seidenläppchen zeigend wie eine

Schlange über die Stufen sich ringelte. Der Anblick weckte in Barbara die Erinnerung an die Tabelle, die Leporello mit kühnem Griff vor dem beleidigten Auge der bedauernswerten Donna Elvira aufrollt. Ein widerlicher Geschmack zog ihr den Mund zusammen.

Dennoch ging sie, sobald hinter dem erschrockenen Nähmädchen die Haustür ins Schloss fiel, langsam die Treppe wieder hinab und auf die Straße. Das ihr von Doktor Meyer bezeichnete Haus lag in einer schmalen Gasse, die sich parallel zu dieser eleganten Geschäftsstraße hinzog. Um es zu erreichen, brauchte Barbara bloß eine kurze Querstraße zu durchschreiten. Das Brausen des lebhaften Stadtverkehrs drang nur gedämpft bis zu der verlassenen Stille dieser Häuser. Es war Barbara, als sei sie mit einem Schlag in eine ihr fremde Welt versetzt. Ernsthaft und als wäre dies eine schwer zu lösende wichtige Aufgabe, las sie die Hausnummern ab. Nr. 21, Nr. 23, 25, 27!

Sie überquerte den Damm, um die Fassade besser zu studieren. Das Haus war dreistöckig, schmal, mit steiler Mansarde, des Tünchens bedürftig, von anständigem, etwas heruntergekommenem Aspekt. Die vier Fenster des ersten Stockes waren mit grobblumigen Tüllgardinen kleinbürgerlichen Geschmacks verhängt, darunter im Entresol suchten auf hohen Ständern fünf Trauerhüte den Blick der Passanten anzuziehen; von dem mittelsten, einer Witwenschniepe, wogte ein steifer; düsterer Kreppschleier

herab, dessen Ende sich unterhalb des Fenstersimses verlor.

Es kam Barbara vor, als hätte sie stundenlang auf diesen Witwenpomp gestarrt, ehe die plötzlich wie ein körperliches Unwohlsein ausbrechende Angst, das wachsame Auge Doktor Meyers könnte hinter dem blumigen Tüll hervor sie schon erspäht haben, sie in die Flucht schlug. Von dem Zwange besessen, diesem Auge zu entrinnen, betrat sie den nächsten Laden, ein dürftiges kleines Papiergeschäft und kaufte atemlos und ohne Besinnen Korrespondenz- und Ansichtskarten, Federhalter und Butterbrotpapier, Gummiringe und Abziehbilder und was sonst die beglückte Ladnerin ihr noch vorlegen mochte. „Für eine Weihnachtsbescherung,“ sagte sie in sinnloser Erklärung und fühlte das erschreckte, wachsame und lüsterne Auge der Frau auf sich gerichtet. Mit zitternder Stimme bat sie um eine Droschke.

Zu Hause fand sie ein Telegramm ihres Mannes vor, seine Ankunft für den übernächsten Tag meldend. Viel zu früh erwartete sie ihn, den alten Baptist in respektvoller Entfernung hinter sich, auf dem Bahnsteig. Als er dem Zug entstieg und ihr, noch auf den Stufen, zuwinkte, kam ihr sein Gesicht völlig fremd vor; es schien ihr schmaler geworden, männlicher und geradezu vollendet schön. Den linken Arm trug er in schwarzer Binde.

Im Wagen drängte sie sich gegen seine gesunde Schulter und schloss die Augen; sie saß bei ihm im Ankleidezimmer, während er sich den Reisedaub vom

Gesicht wusch und wartete hier auf ihn, bis er vom Bad, rosig und frisch rasiert, aus Baptists Händen zurückkam. Als er eintrat, stand sie langsam auf und ging ihm entgegen. In der Mitte des Zimmers trafen sie sich. Wie sie ihm im Arme lag, flüsterte sie, und es war ihr, als steigere dieser fremde Duft auf unerklärliche Weise ihre Erregung: „Du gebrauchst ein neues Haarwasser?“

„Magst du es?“ fragte er zurück. Barbara schloss die Augen, willenlos und in tiefster Seele gedemütigt.

IV.

Anfangs Juni reiste Barbara mit Nino, dem der Arzt Seeluft verordnet hatte, und Frau Traugott nach der Insel Führ. Sie hatte im letzten Augenblick die Reise um einen Tag hinausgeschoben, um dem Gastspiel des berühmten Schauspielers Eggers noch anwohnen zu können. Da am nächsten Morgen ihr Zug zu früher Stunde ging, so waren alle Vorkehrungen für eine längere Abwesenheit bereits getroffen, die Koffer standen fertig gepackt im Flur, von ihrem Schreibtisch hatte Barbara die Schlüssel abgezogen, ihre Schränke geordnet und dabei wohl auch dieses und jenes ältere Stück unter ihre Leute verteilt, so dass sie sich in jener halb wehmütigen, halb erwartungsvollen Erregung ins Theater begab, etwas hinter sich abgeschlossen zu wissen, unbeschwert und unbehindert dem Unbekannten, Neuen, ja der Erneuerung zugänglich zu sein.

Sie betrat, da Anton sich verspätet hatte, nach Beginn des Stückes — man gab Tolstois „Und das Licht scheint in der Finsternis“ — das verdunkelte Haus. Sie hatte, vorsichtig die Füße sehend, um nirgends anzustoßen und ein Geräusch zu verursachen,

noch kaum ihren Logenplatz eingenommen, als der berühmte Gast in der Gestalt des Gutsbesitzers Nikolai auftrat. Seine Erscheinung, die sich dem russischen Charakter anzupassen strebte, befremdete sie im ersten Augenblick. Der Stimme aber gab sie sich sofort und in einer eigentümlich schmerzhaften Bewegung willfährig hin. Diese Stimme war stark und fest, gleichsam mit der Kraft des Leidens angefüllt, oft klang sie, als wolle aus ihr übermächtig das verzweifelte Wissen um die Torheit, die selbstmörderische Befangenheit der Menschen hervorbrechen, als müssten ihrer Ungeduld zu lehren, zu strafen und zu heilen, immer straffere Zügel angelegt werden.

Je mehr das Stück seinen Fortgang nahm, desto glänzender wurden Barbaras Augen, desto rascher, in kleinen kurzen Stößen, ging ihr Atem, desto unbeweglicher saß sie auf ihrem rotsamtenen Polsterstuhl. Es war nicht der Schauspieler X., der zu ihr sprach, viel weniger noch der Dichter, es war der reiche Mann Nikolai, gerade er, eine fest umrissene Gestalt, Russe und Großgrundbesitzer (und daher ihr ein wenig fremd), der vor ihren Augen den Kampf zwischen dem Gesetz seines Herzens und dem allgemein als recht und sittlich Anerkannten ausfocht, der sich auf den schmalen Grat seines Gewissens begeben hatte und erfolglos, leidenschaftlich und immer wieder zurückgestoßen bemüht war, Frau und Kinder zu sich auf diesen Weg des Heils herüberzuziehen; der allein und unverstanden das

Licht sah oder es zu sehen vermeinte, und mochte die Finsternis sich noch so drohend an ihn herandrängen, ihn absondernd von dem leichten, unschuldigen und unwissenden Glück seiner Umgebung.

Es traf Barbara wie ein körperlicher Schmerz, als Anton im Zwischenakt eine anerkennende Bemerkung über das famose Spiel des Gastes machte, und als dann noch Doktor Meyer hinzutrat und überlegen, geistreich und müde über den alternden Tolstoi, sein praktisches Christentum und das Verleugnen ehemaligen Künstlertums sich auszulassen begann — „das größte Verbrechen wider den heiligen Geist,“ wie er sich auszudrücken beliebte —, sah sie ihn mit kalten, fremden Augen an. Koestlin, den schönggeistige Gespräche in hohem Maße langweilten, sagte rasch: „Wo steckst du denn immer, alter Junge? Man sieht dich ja nie mehr! Du bist wohl sehr beschäftigt?“ Womit er augenzwinkernd auf das Verhältnis Doktor Meyers zu einer plötzlich in Mode geratenen Charaktertänzerin anspielen wollte; einer übermodernen jungen Person mit adligem Namen und einer kleinen rundlichen Mutter, die in der Öffentlichkeit nicht von der Seite ihrer Tochter wich und über einen vorbildlich frommen Augenaufschlag verfügte. Von der alten Frau wurde behauptet, dieser Augenausschlag wie überhaupt die Unübertrefflichkeit, mit der sie ihre Mutterrolle agierte, werde ihr von der Tänzerin fürstlich entlohnt. Auch heute abends saßen sie zu Dritt, Mutter, Tochter und Doktor Meyer, einträchtig nebeneinander im

Parkett. „Von morgen ab,“ fuhr Anton lebhaft fort und schielte nach der Tür zum Foyer, unter der soeben die Tänzerin in einem ihrer sensationellen Stilgewänder erschien, die schwarzen Haare tief über die Ohren gekämmt, „von morgen ab bin ich Strohwitwer, da musst du dich ab und zu meiner erbarmen.“ Und sie verabredeten für die nächsten Tage eine Zusammenkunft.

Barbara sah von dem einen zum anderen; sie hätte nicht zu sagen gewusst, wer von den beiden ihr in diesem Augenblick fremder und gleichgültiger war.

Angesichts der bevorstehenden Trennung zeigte sich an diesem Abend Anton von großer Zärtlichkeit. Dass auf der kurzen Heimfahrt Barbara diese Zärtlichkeit unerwidert ließ, steigerte nur den Grad ihrer Wärme. Er ging, als sie bereits zu Bett lag — ihrer Gewohnheit gemäß, wenn etwas sie beschäftigte, gerade ausgestreckt auf dem Rücken in der Mitte ihres breiten niederen Bettes —, noch lebhaft bei ihr ein und aus. Es brannte nur die kleine Tischlampe unter gelbem Seidenschirm, Barbaras Gesicht und Haare mit zartem Goldton überhauchend. Ihre Lippen waren ein wenig geöffnet, er sah ihre kleinen regelmäßigen Zähne gleich weißen Beeren. Anton trug über blaugestreiften Pyjamas einen Schlafrock aus schwerer türkischer Seide, den er aus England mitgebracht hatte und in dem er sich gefiel, was seine angeregte Stimmung noch erhöhte. „Also,“ sagte er, „ich hoffe, du langweilst dich in

dem Kinderbad Wyk nicht allzu sehr. Irgendwo hab' ich mal gelesen, dass Langeweile für hübsche junge Frauen die größte Gefahr sei. Und weißt du, Bärbel,“ er setzte sich zu ihr aufs Bett, „du hast heute Abend verteufelt hübsch ausgesehen. Wahrhaftig.“ Dass er sie Bärbel nannte, ein Kosenamen, den sie innerlich verabscheute, war ein Gradmesser seiner guten Laune. Er verschwand wieder im Nebenzimmer, sie hörte ihn am Waschtisch plätschern, ein wenig schnaufen, dann kam er, das Gesicht mit rauem Handtuch frottierend, wieder herein. „Das Stück heut' Abend hat dich so still gemacht, Bärbel, es ist ja auch 'ne tolle Geschichte. Verrückt, einfach verrückt. Aber gespielt hat der Mann großartig, was?“ Er brummte wieder: „Diese Russen sind doch verdrehte Kerle, Tolstoi und Dostojewski und wie sie alle heißen. Wenn's nach ihnen ginge, läg' unsere Welt bald in Scherben.“

„Wäre es so schade um sie?“ fragte Barbara leise und behutsam, als suche sie jede eigene Meinung aus ihrer Stimme zu löschen.

„Nur Kinder und Tollhäusler zerschlagen, was nicht ganz nach ihrem Geschmack ist,“ gab Koestlin zur Antwort. Er sprach rasch und lebhaft wie ein Mensch, der ohne Zweifel und Unsicherheit über Dinge urteilt, die ihm kaum des Diskutierens wert scheinen. Sein Blick, der voll lächelnden Behagens auf seiner hübschen jungen Frau ruhte, schien noch deutlicher zu sagen: „Was kümmern mich die Unvollkommenheiten der Welt? Mir ist sie ein erfreu-

licher Aufenthaltsort, ich kann nicht klagen, in dieser gemütlichen Stunde gewiss nicht.“

Auch Barbara lächelte auf eine eigentümlich unbewegliche Art, als fürchte sie, bei dem geringsten Nachlassen dieser lächelnden Mundstellung das Gesicht zu einer schmerzlichen Grimasse zu verziehen. Sie blickte unverwandt auf ihren Mann, der dicht vor ihr auf dem Bettrand saß, sauber gewaschen, frisch, mit seinem schönen brünetten Kopf, der sich dunkel aus dem hellen Kragen der weißblauen Pyjamas hob. Sie musterte aufmerksam das warme Tabakbraun des Schlafrockes mit den bunten Arabesken, sie sah die länglichen, gewölbten und glänzenden Nägel seiner Hand, die auf der gelben Steppdecke lag, das glatt gescheitelte dunkle Haar, dem der zugleich süße und erfrischende Duft des Haarwassers entströmte . . . Seine Stimme schien ihr aus weiter Ferne zu kommen: „Nenne mich meinetwegen einen Menschen mit Scheuklappen, aber ich liebäugle nicht mit jeder neuesten Weltverbesserungstheorie und Seelenmode. Um mein künftiges Heil trag' ich nicht beständig Sorge. Man nimmt sich einfach nicht so wichtig wie dieser ehrenwerte Herr Nikolai, dafür glaube ich aber auch nicht, dass ich wie er Frau und Kinder ins Unglück bringen werde.“

„Nein,“ sagte Barbara und rührte leise an seine Hand, die, kräftig gebildet, am Gelenk ganz leicht mit schwärzlichem Flaum bedeckt, auf ihrer Bettdecke lag. „Du bist gut . . .“

„Unsinn, was soll das wieder? Man schmeichelt sich, ein anständiger Mensch zu sein, mehr nicht. Das ‚Gutsein‘ überlass ich dir, dafür sind die Frauen da.“

Barbara schüttelte den Kopf. „Ich bin nicht gut . . . oder bin es höchstens aus Schwäche.“

Er lächelte, strich ihr über das Haar, das ihr in die Stirn fiel, stand auf und gähnte.

Den nächsten Morgen reiste Barbara nach Föhr.

Als der Dampfer an der Wyker Landungsbrücke anlegte, fielen Barbara, die mit Nino noch auf dem oberen Deck stand, um dem Gedränge am Steg zu entgehen, ein paar junge Leute auf, die barhäuptig, die bloßen Füße in Sandalen und die weichen Kragen weit über der Brust geöffnet, in einem großen Segelboot, das seitwärts der Brücke lag, damit beschäftigt waren, die Segel zu hissen. Einer unter ihnen hob jetzt den Kopf, sah nach den Wolken, die in kaum merklicher Bewegung über den Himmel zogen, und sagte mit einer Stimme, die klar zu Barbara heraufdrang, obwohl die Worte durchaus nicht laut gesprochen waren: „Wir werden alle Segel setzen müssen.“

Diesen Satz empfand Barbara wunderbar belebend wie die Salzlucht, von der ihre Haut schon brannte.

Das Logierhaus, in dem sie Wohnung nahm, war noch schwach besucht, der ganze Betrieb des Badeortes noch mild und schläfrig, obwohl in dem Kiosk an der Strandpromenade schon täglich zweimal das

kleine Orchester konzertierte und darunter der breite Strand von Gruppen spielender Kinder, meist vorschulpflichtigen Alters, belebt war. Barbara suchte keinen Verkehr; in langen einsamen Wanderungen über die Insel, deren karge, verschwiegene Reize ihrem Bedürfnis nach Selbstbesinnung entgegenkamen, genoss sie ein nie gekanntes Hochgefühl der Ungebundenheit, der seelischen Vereinigung. Wenn sie durch die kleine Tannenschönung ging, an der Boldixumer Mühle vorbei, deren Windflügel ihr ein fremdartiges Symbol uranfänglicher Menschenarbeit schienen, oder den Biegungen der Küste folgend über den von der Flut festgespülten Sand, bis sie die Insel Amrun, die Halligen und darüber hinaus das freie Meer vor sich hatte, dachte sie kummervoll des Abschieds von diesem Frieden und dem schmerzvollen Glück des Alleinseins. Manches Mal fuhr sie auch in hohem, schlecht federndem Wagen mit Nino und der Traugott bis ans andere Ende der Insel, auf schmalen, stellenweise tief ausgefahrenen Feldwegen, in deren Furchen die Räder mahlend versanken, sah auf den Marschwiesen fettes rotbraunes Vieh weiden, hinter hohen Ulmen langgestreckte Backsteingehöfte breit und sturmgeborgen dem Boden entwachsen. Sie fuhr durch saubere, schnurgerade Dorfstraßen, sah rechts und links Blumen an den Fenstern, weißlackierte Bänke vor den Haustüren, schwarze Teiche mit schnatterndem Entenvolk darauf, dessen Gefieder mir seinen Reflexen das dunkle Wasser bunt betupfte. In den Wirtsgärten

gab es frische Erdbeeren und große nahrhafte Bauernkuchen.

Am Strande erfreute sich Nino großer Beliebtheit. Der feingliedrige lebhafte Knabe mit dem fast mädchenhaft zarten dreieckigen Gesichte, den weit auseinanderliegenden dunkeln Augen unter lichtem, pagenartig verschnittenem Haar fiel jedem auf. Allein die nicht endende Auswahl allerliebster bunter Leinenkittel, die Barbaras Phantasie ihm ersann, versetzte die anderen Mütter in ein Entzücken, das nicht immer frei von Neid war. Man benutzte gern eine Gelegenheit, um mit der jungen Frau und ihrem Knaben bekannt zu werden. Die Traugott, nach Art von Kinderfrauen, die stets nur in den besten Häusern gedient haben, neigte dazu, ihren Pflegebefohlenen von den übrigen Kindern abzusondern; von ihnen könne er sich nur Krankheiten und Unarten holen. „Skrofulös sin die meiste hier, gnäd’ge Frau,“ sagte sie mit dem unerbittlichen Blick der Sachkenntnis. Sie wachte scharf darüber, dass wenigstens nur eine ganz bestimmte, ihr genehme Auswahl der kleinen Badegäste zu Ninos mit Fähnchen ausgesteckter Sandburg Zutritt erhielt. Vornehmlich zwei kleine weißblonde Zwillingswestern aus Hamburg und ein elfjähriger Krüppel erfreuten sich ihrer Gunst, dieser, weil es ein junger Graf war und zudem sein Leiden jede Waghalsigkeit ausschloss. Der lahme Knabe, dessen armseliger Körper zwischen Krücken hing, leitete die Spiele der jüngeren Gefährten und hielt sich durch einen scharfen Kom-

mandoton für seinen Ausschluss von dem Treiben Gleichaltriger schadlos. Er lebte mit einer alten Tante, die grämlich, adelsstolz und bigott war.

Eines Abends ging Barbara nach dem Dorfe Nieblum. Sie schritt tüchtig aus. Es war einer jener stillen Abende, wie sie Frühsommer und Herbst im Norden zeitigen, windlos, von einer kühlen Süße der Färbung. Die Sonne senkte sich langsam, unmerklich zum Meeresspiegel; langsam, unmerklich schob sich die Flut, ohne Wellenschlag, ohne Schaum und Gischt ins Land hinein. Der Himmel war weißlich-blau, nach Westen zu lichtgelb wie die Flügel des Zitronenfalters. Die Heide, die kaum zu blühen begonnen hatte, roch nach Honig. Als Barbara den schönen alten Kirchhof in Nieblum erreichte, war die Sonne untergegangen, doch lag über der Insel noch die durchsichtige Helle der langen Juniabende. Barbara konnte mühelos die Inschriften auf den mit Segelschiffen, mit Figuren und allegorischem Zierwerk reich ausgehauenen Grabsteinen lesen. Da war ein Grab, vor dem sie immer gern verweilte; die Schrift daraus erzählte von Frau Sissel Sinnens aus Nieblum, die siebzehn Jahre in „vergnügter und zärtlicher Ehe“ mit dem Kommandeur Siemen Tückis lebte und „in wärender Zeit mit selbigem fünf todeborene Kinder und einen lebendigen Sohn zeugte,“ sich bei der Nachwelt „ihrer Tugenden und ihres Wandels wegen einen wärenden Ruhm erwarb“ und die „Zeit ihrer Pilgerfahrt auf 38 Jahre brachte.“

Eine vergnügte und zärtliche Ehe — fünf totgeborene Kinder — und mit achtunddreißig das Grab! Gab es, dachte Barbara, einen schlichteren und tieferen Hinweis auf den schwankenden Grund menschlichen Glückes?

Und dann suchte sie jenen Vers auf, der sie schmerzlich lockte wie eine Verheißung, an der sie keinen Teil hatte:

„Gott legt uns sterbend nieder
Und wird zur Freud' uns wecken
Und uns Verwundrungsbrot
Im Himmel lassen schmecken.“

Barbara hatte sich unter den Toten allein geglaubt, nun schreckte sie in nächster Nähe eine lebende Gestalt zwischen den Kreuzen auf. Es war ein städtisch gekleideter Mensch, von guter Mittelgröße, barhaupt, mit glatt anliegendem Haar, das metallisch glänzte. Er stand so regungslos, dass sich Barbaras ein Gefühl der Furcht bemächtigte. Dann sah sie, dass der Fremde etwas in sein Notizbuch eintrug, was sein langes Stehenbleiben erklärte. Ihre Angst wich der Neugierde. Sie nahm leise den Weg zwischen den Gräbern hindurch und an dem Schreibenden vorbei. Er blickte von seinem Blatt auf, trat einen Schritt beiseite und begrüßte höflich.

Es war schon spät, als Barbara den Heimweg antrat. Es begann zu dunkeln und Barbara, die einen weiten Weg vor sich hatte, kämpfte gegen ein

Gefühl der Verlassenheit und nicht eingestandener Furcht. Auch war sie müde. Als sie sich mit immer rascherem Schritt, fluchtartig, Boldixum näherte, überholte sie eine Gruppe junger Leute, die ganz langsam, tief im Gespräch unter dem bleichen, lichtlosen Himmel zwischen den Buchweizenfeldern gingen. Es waren das dieselben jungen Leute mit offenem Hemdkragen und Sandalen an den bloßen Füßen, die bei ihrer Ankunft das Segelboot klargemacht hatten, Schüler des Südstrand-Pädagogiums, wie sie jetzt wusste. Sie hielten, während Barbara auf dem schmalen Pfad an ihnen vorbei ging, einen Augenblick im Gespräch inne; dann fuhren sie in ihrer Rede fort, und die klare Luft trug ihre Worte hinter Barbara her.

„Freiheit ist das Schulbeispiel für die Unmöglichkeit einer letzten Verständigung durch das Wort. Nur die Tat verbindet. Versteht nicht ein jeder etwas anderes unter ‚Freiheit‘? Der eine das Recht auf Zügellosigkeit, der andere die Auswirkung eines inneren Gebotes . . .“ „

Eine zweite Stimme, tiefer, weniger schneidend und grell, sagte: „Auch die Tat steht allein. Nichts verbindet. Man erlöst nur immer sich selbst. Es gibt keine Gemeinschaft.“

Der erste rief: „Dann ständen wir ja unter den Tieren!“

Und wieder die dunkle Stimme — aber nun schwenkten die jungen Leute nach rechts zum Südstrand ab, und Barbara konnte kaum den Sinn der

Worte auffangen —: „Nein, gerade das hebt den Menschen über das Herdentier: die Einsamkeit. Ihr entspringt alle Sehnsucht und aller Schaffensdrang.“

V.

Barbara schrieb ihrem Mann täglich eine Postkarte, dazwischen wohl auch einen Brief, in dem stand, dass Ninos Beinchen ganz braun würden und sein Gesicht über und über mit Sommersprossen bedeckt sei. Er komme ihr auch gewachsen vor. „Ich glaube, du wirst ihn verändert finden. Er hat schon über ein Pfund zugenommen.“ Auch von den kleinen Hamburger Mädchen erzählte sie und von dem lahmen kleinen Grafen; von dem Dirigenten des Kurorchesters, der, wenn er sich verbeugte, die Hand aufs Herz legte, wobei ihm eine fette schwarze Locke in die Stirn fiel, und von den herrlichen frischen Hummern, den Krebsen und Krikenten, die man im Strandhotel verspeiste. Das Meer, die Heide, die einsamen Gehöfte hinter hohen Ulmen, den alten Nieblumer Kirchhof und den Wirtsgarten zu Alkersum, wo man in dichten alten Lauben Erdbeeren und braune Ingwerkuchen aß und darauf wartete, dass solch' verschwiegene Laube anfangen, alte Geschichten von Liebe, Trennung und Tod zu flüstern, erwähnte sie nicht. Anton seinerseits berichtete von dem geselligen Leben der Stadt, von dem letzten Rennen, dem Polo match zwischen einheimischen Klubmitgliedern und einem ungarischen Team, von einem

Gartenfest bei Generalkonsul X., auf dem die Tänze von Lucian Meyers jungem Schützling die größte Begeisterung erweckt hätten: „Er soll sich nur vor dieser Sirene hüten; junge Damen, die zum Varieté abschwanken und dabei noch die gute Kinderstube hervorkehren (der Vater soll ja gar Oberst gewesen sein) und scheinbar keinen Schritt ohne Duenna zu tun sich getrauen, sind die gefährlichsten.“ Die Tochter des Oberbürgermeisters habe sich mit einem mittellosen Privatdozenten verlobt, man frage sich, wovon die Leutchen zu leben gedächten. Frau X. Y. wolle sich scheiden lassen. „Auch in unsere Kreise dringen diese Sitten ein,“ schrieb Anton.

Ihm selbst gehe es vortrefflich, Emilie komme täglich, das Einkochen zu überwachen. Das ganze Haus rieche nach heißem Zucker und Beerensaft. Es erinnere ihn an seine Kinderzeit. Emilie sei überhaupt eine unvergleichliche Hausfrau und verstehe es, sich bei den Leuten in Respekt zu versetzen.

Übrigens war Frau von Türcke den Abwegen der dicken Köchin auf die Spur gekommen und hatte den ganzen frechen und großzügigen Betrug aufgedeckt. „Ich kann nicht umhin,“ hieß es diesbezüglich in einem Briefe Antons, „dir den Vorwurf leichtsinniger Gutgläubigkeit zu machen. Wenn man die Wochen und Monate bedenkt, in denen diese Person ungestört ihr schwindelhaftes Wesen bei uns treiben durfte, so muss man sagen, wir sind um ein erkleckliches Sümmechen geschädigt worden. Doch hiervon

will ich nicht reden, es fällt kaum ins Gewicht. Schlimmer, ja von nicht zu unterschätzender Bedeutung ist die moralische Einwirkung auf das gesamte Personal, ein naturgemäß erfolgendes Abstumpfen des Ehrbegriffes, ein Sinken des Niveaus. Verzeih die scheinbare Härte, liebe Barbara, wenn ich noch hinzufüge, dass die dienende Klasse ein scharfes Auge über sich fühlen will. Die Leute brauchen, wie Kinder, Lob und Tadel in strenger, gerechter Bemessung. Es ist ein Glück, dass Emiliens Scharfblick es mir noch ermöglicht hat, ein Exempel zu statuieren.“

Barbara las den Brief am Strande, las ihn hier zum zweiten Mal. Es war ein trüber, warmer und windloser Tag. Zwischen Insel und Festland lag das Watt jetzt zur Zeit der Ebbe grau und bleiern, die Birkenstämmchen, die des Dampfers Fahrtrinne bezeichneten, hoben sich braun, dürrtig, krumm von vielen Stürmen aus dem seichten Wasser. Drüben lag Dagebüll, lag das Festland, das Altgewohnte, Herkömmliche, Unfreie, Unwahre . . .

„Verzeih mir,“ schrieb Barbara abends an ihren Mann. Sie fügte einen Satz an den anderen, und in jedem stand dasselbe: „Verzeih mir!“ Sie demütigte sich, und das tat ihr wohl. Sie krümmte sich im Staube ihrer Unzulänglichkeit, und es wurde ihr leichter.

Als sie den Bogen vollgeschrieben hatte, steckte sie ihn, ohne ihn nochmals durchzulesen, in den Umschlag und griff zu einem zweiten. Nebenan schliefen

Nino und die Traugott, durch die dünne Verbindungstür hörte sie die alte Frau schnarchen. Die kleine elektrische Lampe warf einen hellen Kreis über den Tisch und das glänzend weiße Papier; durch das offene Fenster kamen die Motten herangeschwirrt, stießen gegen die Lampe, zuckten mit den Flügeln, sanken herab und erhoben sich wieder, erschöpft und doch nicht erlahmt in dem Kampf um Licht und Wärme. Es gab jedes Mal ein eigentümlich knisterndes Geräusch, wenn sie mit dem Kopf an die Glühbirne stießen.

Barbaras Feder lief wie berauscht über den Bogen. „Verehrte Frau Harms“ stand oben auf der Seite, und darunter drängten sich die Worte, ballten sich Sätze zusammen, strömte alles dahin, was sich in Wochen der Grübeleien, der Ängste und des unklaren Verlangens angesammelt hatte. Sie hielt erst mit dem Schreiben inne, als ihr ein Krampf die Finger lähmte. Sie las den langen, hastigen Brief, eine besinnungslose Beichte und Abrechnung, durch. Hierbei trug ihr Gesicht den Ausdruck ratloser Verwunderung, der sich immer mehr zu einem solchen abergläubischen Schreckens wandelte. Sie zerriss den Brief in viele kleine und kleinste Fetzen und legte sich zu Bett.

Indessen war es Juli geworden, die Schulferien standen bevor, und jeder Dampfer brachte neue Badegäste in hellen Scharen. Die kleinen Hamburger Mädchen waren abgereist, der Krüppel saß mit der

adelsstolzen Tante wieder auf seiner märkischen Sandklitsche, und auch der Tag von Barbaras Abreise kam heran. Nino, der diese Wochen in einem Freudentaumel des Wattlaufens und Sandbauens verbracht hatte, stand schon ganz im Banne der Reise und hatte nur noch Sinn für Dampfer, Eisenbahn und den Besuch des Stellingener Tierparks, der ihm versprochen war.

„Freust du dich denn auch recht auf den Papa?“ fragte die Traugott ab und zu mahnend, während sie auf den Knien lag und packte, und Nino antwortete zerstreut: „O—o—ch ja,“ und begann rasch wieder von dem Giraffenbaby zu sprechen, von dem ihm seine kleinen Hamburger Freundinnen erzählt hatten, das mit der Milchflasche aufgezogen wurde. „Und vor dem Löwen brauchst du dich nicht zu fürchten, Mammi, ich nehme meine Peitsche mit, da tut er dir nichts.“

In einer schon ausgeräumten Schublade fand die Traugott einen blauen Leinenkittel mit angefangener Wollstickerei.

„Nun bin ich doch damit nicht zu Ende gekommen,“ sagte Barbara in schmerzlichem Ton.

„Awwer gnäd’ge Frau,“ die Traugott lachte gutmütig, „unser Goldkind hat doch Kittelcher die Meng’, er kann alle Tag zwei frische anziehe und noch mehr. Eile tut’s damit ja net . . .“

Barbara schüttelte den Kopf. „Ich werde ihn nie in diesem Anzug sehen, nie.“ Und sie zog das sich sträubende Kind stürmisch an sich heran; über den

blonden Pagenkopf hinweg sah sie auf die Traugott, als wollte sie ihren Worten noch etwas zufügen, gab den zappelnden Jungen plötzlich frei und trat stumm zum Fenster. Der Sonnenschein lag so hell auf dem Wasser, dass sie die Augen schließen musste.

Abends konnte sie nicht einschlafen. Immer wieder versuchte sie es mit einer neuen Lage, die Laken wurden heiß, in den verwühlten Kissen lag sie wie in einer stickigen Grube.

Unter der Tür erschien leise Frau Traugott in Nachtjacke und buntgestreiftem Unterrock, das dünne eisgraue Haar zu einem am Hinterkopf abstehenden Chinesenzopf geflochten. „Könne Se net schlafe, gnäd’ge Frau?“ fragte sie flüsternd.

Barbara hatte sich im Bett aufgesetzt wie ein Kind, das sich fürchtet. „Ach, Frau Traugott, mir ist so heiß und bang, bleiben Sie ein bisschen bei mir.“

Die Traugott nickte, holte sich von nebenan ein braunwollenes Umschlagetuch und zog leise die Tür hinter sich ins Schloss. „Dass nur der Jung’ uns net wach wird. Der hat doch morge die lang’ Reis‘ vor sich.“

„Es ist so heiß heute Nacht, Frau Traugott.“

„Ihne is es heiß, gnäd’ge Frau,“ das macht das Reisefieber. Und mit de junge Fraue is es halt so, wenn se lang weg ware, könne s’ es net recht erwarte, bis se wieder beim Mann sind. Und was unser Herr is, der wird sich auch net übel freue . . . Vielleicht is er schon in Hamburg, uns abhole?“

Nein, nein, sagte Barbara mit großen erschrockenen Augen, davon wisse sie nichts.

Sie sprachen noch ein wenig von diesem und jenem, immer in dem gleichen halblauten Flüsterton, und Barbara fühlte ihre Lider schwer und ihre Glieder ruhiger werden. „Machen Sie das Fenster noch weiter auf,“ bat sie. Es schien der Mond hell herein. Barbara blickte gerade in die große runde Scheibe wie in ein undurchdringliches, abweisendes Menschenantlitz. Sie wandte das Gesicht gegen die Wand.

„Jetzt schlafe Sie schon fast,“ flüsterte die Traugott in dem einlullenden Tone alter Kinderfrauen, zog ihr die Decke über die im Mondlicht leuchtende Schulter, die nackt aus dem weitgeöffneten Hemd hervortrat, und löschte die Kerze.

Der Mondnacht folgte ein trüber, windiger Morgen. Als Barbara, den Jungen an der Hand, sich zum Dampfer begab, setzte der Regen ein, der bis dahin vergebens gegen die Sturmböen angekämpft hatte. Barbara zog Nino die Lodenkapuze über den Kopf und lief rasch mit ihm zur Brücke. Es war noch früh und der Dampfersteg nicht herabgelassen, sie musste mit dem fröstelnden, nicht ausgeschlafenen Kind im Regen warten.

Sie gingen gleich unter Deck, obwohl Nino ungebärdig verlangte, der Abfahrt, dem Aufrollen der Taue, dem Schäumen des Wassers unter den Schiffsschrauben von der Brücke aus zuzusehen. Barbara konnte keinen Blick auf die sich langsam

entfernende Insel werfen, auf die freundlichen roten Häuser hinter der grünen Strandallee, auf die Mole, die den kleinen Hafen mit seinen Kuttern und Frachtschaluppen abschloss; Nino hielt sie fortlaufend mit Wünschen, Bitten und Klagen in Atem, während die Traugott verzweifelt nach einem gelben Handkoffer suchte, der irrtümlich im Gepäckraum verstaut war. Nach einer Fahrt von zehn Minuten fragte Nino: „Sind wir noch nicht da?“ und diese Frage wiederholte er in kurzen Abständen und in wachsend missmutiger Ungeduld, bis der Dampfer in Dagebüll anlegte. Eine hagere alte Dame mit einem Lorgnon sagte zu ihrer Begleiterin: „Verzogene Kinder sind doch eine wahre Landplage,“ wobei sie durchaus ihre Stimme nicht senkte, vielmehr durch einen Rundblick die Zustimmung der Mitreisenden einzufordern schien. Barbara wurde rot und legte den Arm schützend um Nino, als müsse sie ihn vor einer drohenden Gefahr behüten.

Aus irgendeinem Grunde hatte sich der Dampfer verspätet. Die Reisenden keuchten in Angst, den Anschluss zu versäumen, durch Wind und Regen über die lange Mole zum Festland und weiter bis zu dem Zuge, der unter freiem Himmel hielt; ohne zu bedenken, dass noch Gepäck und Frachtgut aller Art zu verladen war. Nino war durch das Laufen durstig geworden. Die Milch, die ihm die Traugott in einer Thermosflasche aus dem glücklich wiedergefundenen Handkoffer reichte, wies er als heiß und klebrig zurück. Ob der Zug wohl noch so lange hielte, dass

sie aus der nahen Restauration eine Flasche Selterswasser holen könnte? fragte Barbara den Schaffner, der es bejahte.

„Wenn ich den Zug versäume,“ dachte Barbara, „so ist es ein Zeichen;“ aber so sehr sie auch ihren Schritt verlangsamte, die Lokomotive stand noch an gleicher Stelle, entwickelte mächtige Rauchwolken, die der Wind ergriff und wütend auseinanderriss, und fauchte nur wie ein ungeduldiges Tier.

Den nächsten Tag setzte sich Barbara in Hamburg, während Nino mit der Traugott dem Giraffenbaby einen Besuch abstattete, am Bahnhof Holstentor in einen nordwärts gerichteten Zug und kehrte nach der Insel Föhr zurück. Da der Bäderzug bereits abgefahren war, musste sie einen Personenzug benutzen, der sie nur bis Husum führte, wo sie die Nacht verblieb. In der Verwirrung war sie in ein minderwertiges Gasthaus geraten und verbrachte aus Furcht vor Ungeziefer die ganze Nacht aufrecht auf einem Stuhl. Um die Mittagszeit landete sie in Wyk.

Hier nahm sie einen der kleinen offenen Wagen, die am Brückensteg auf Fahrgäste warteten, ließ ihren Koffer hinten aufschnallen und sich landeinwärts nach dem Dorfe Nieblum fahren, wo sie in Boyens Gasthof zwei Zimmer — eine geräumige Stube mit anschließender Kammer — mietete. Aus der Stube ließ sie die Betten entfernen, man stellte dafür ein grünes Ripssofa und zwei rote Plüschessel mit gehäkelten Schonern auf. Vor das Sofa

wurde ein runder Tisch mit polierter, etwas schadhafter Mahagoniplatte gerückt und eine saubere Decke darübergebreitet. An der Wand hingen zwei Öldrucke: eine Tannenlandschaft mit blauem Wasserfall und Schneeberge bei Alpenglühn. Hier wollte Barbara die nächsten Wochen zubringen.

Einen festen Plan hatte sie bei alledem nicht verfolgt; sie hatte ihr Augenmerk nur immer auf das Nächstliegende gerichtet, unter Anspannung aller Kräfte die Trennung von Nino, die ihr unerlässlich schien, wenn sie zu ihrem Mann nicht wieder zurück wollte, bewerkstelligt. Zu ihrem Mann aber konnte sie nicht zurück. Sie hatte sich so oft gesagt, wenn sie es dennoch tue, sei sie eine Verworfene und an dem Gewaltsamen dieses Ausdrucks, dessen Verstiegenheit ihr dennoch zum Bewusstsein kam, ihren sinkenden Mut wieder aufgerichtet. In Hamburg hatte sie der Traugott ein paar Zeilen des Inhalts zurückgelassen, sie solle unverzüglich mit dem Kinde die Heimreise antreten, alle ferneren Weisungen von dem Herrn erwarten. In einer ersten Fassung hatte sie noch gebeten, Nino von ihr zu küssen, diesen Brief aber wieder zerrissen und sich mit obigen nüchternen Worten begnügt. Es dünkte sie so reinlicher. Nun blieb ihr noch die schwere Aufgabe, an ihren Mann zu schreiben, aber trotzdem sie die feste Absicht hatte, sich noch am gleichen Tage dieser Pflicht zu entledigen, wurde sie, nach den Anstrengungen der langen Fahrt im Bummelzug, der sitzend

verbrachten Nacht und der seelischen Anspannung völlig erschöpft, vom Schläfe überwältigt. Sie legte sich ohne Abendbrot zu Bett und schlief bis in den hellen Tag.

VI.

Die Tage gingen gleichmäßig dahin. Nachdem auch der Brief an ihren Mann abgesandt war, bemächtigte sich Barbaras eine große Ruhe. Die Anstrengung des sich Entschließens und Handelns lag hinter ihr, fürs erste wurde nichts von ihr verlangt als abwarten, was Anton über sie verhängen sollte. Sie hatte ihn gebeten, nicht zu ihr zu kommen, keinen Versuch zu machen, sie umzustimmen. Sie wandte sich an seine Ritterlichkeit, baute wohl auch auf seinen Stolz. Versagte beides, so gab sie den Kampf auf. Flucht war unmöglich, wenn es galt, ihre Unerfahrenheit an seiner weltkundigen Umsicht zu messen. Gegen stürmisches Bitten, ein etwaiges Aufflackern seiner Leidenschaft, gegen Ausbrüche des Zornes, ja, gegen Schmähungen einer Verletzten und leidenden Eitelkeit glaubte sie sich gewappnet. Je ungebändiger er schrieb und voller Verachtung ihr böse Dinge, maßlose Verdächtigungen und Anklagen zuschleuderte, desto unbeugsamer dachte sie ihren Widerstand aufrecht zu halten. Furcht flößte ihr einzig die Möglichkeit ein, Anton könnte, aus allen Himmeln der Sicherheit und eines ihm gefestigt dünkenden Glückes gerissen, niedergeschmettert, voll Trauer und Klage an ihr Mitleid, ihre einstige Liebe — die sie als

solche nicht länger wahrhaben wollte — und als letzten Trumpf an ihr Muttergefühl appellieren.

Gab sie sich auch in unvernünftigen Stunden, vornehmlich bei Nacht, wenn der Wind wunderbar beruhigend durch die Ulmen strich, einer verstohlenen Hoffnung hin, man werde ihr das Kind nicht bedingungslos abfordern, ihr vielmehr gestatten, es ab und zu — und sei es nur auf Wochen oder Tage — bei sich zu sehen, so hatte sie doch in tiefster Seele den Verzicht auf Mutterglück bereits vollzogen.

Die Schuld, ihr Kind zu verlassen, hatte sie auf sich genommen, um nicht in tiefere Schuld sich zu verstricken, sie hatte das Kind verloren; um sich selbst zu finden. Und sie wusste, Schuld fordert Sühne. Sie war bereit zur Buße. Sie wartete. Sie stand gleichsam auf der Wasserscheide des Lebens, wunschlos. Zurück mochte sie nicht blicken, hinter ihr lag die jüngste Vergangenheit wie ein feuchtes Tal mit unruhig wogenden Nebeln, die Zukunft war dunkel verhängt. So wurde ihr Blick, von keiner Leidenschaft, keinem wilden Begehren, keinem stachelnden Ehrgeiz getrübt, rein und klar wie der eines Kindes, das nur den Augenblick kennt. Sie wurde empfänglich für alles Gute, was die Stunde bot, wurde still und sanft wie es Tiere sind, die in Sicherheit leben. Der Schlaf war ihr ein milder Bruder.

Ihrem Bedürfnis nach Sammlung kam die stille Insellandschaft wunderbar entgegen; der Anblick des blonden schweigsamen Menschenschlages tat ihr wohl, die riesige, mit roten Fliesen ausgelegte Küche mit

dem eingemauerten Herd heimelte sie an, der Duft von Geräuchertem und frischen Früchten, von warmem Brot, das aus dem Backofen kam, es waren die vertrauten Düfte aus dem Pächterhaus von Montefalco, und es rührte sie, ihnen in diesem kargen Nordland zu begegnen.

Wie es sonst wohl alten Leuten geschieht, beschäftigten sich ihre Gedanken fast ausschließlich mit Dingen, die weit zurücklagen; kleine Erlebnisse, scheinbar belanglos und nun nachklingend wie eine geheimnisvoll angeschlagene Saite, standen eigentümlich lebendig wie Sendboten vor ihr auf. Sie sah ihren Vater zwischen seinen Büchern sitzen, eine graue Wolldecke über den gelähmten Beinen, und sie hörte die Stimme der alten Franceschina, die mit Niccola schalt und ihn einen Ketzer und Gottlosen nannte, weil er nicht zu Beichte und Abendmahl ging. „Den lieben Gott suchen, erst wenn wir im Unglück sind, das hilft nichts,“ eiferte sie. „Dann ist es zu spät, und das wirst du noch am eigenen Leibe erfahren, du schlechter Mensch, und an deiner Seele, die ewig im Fegefeuer brennen wird.“ Und Niccola antwortete, und es war deutlich zu hören, dass er zwischendurch schnupfte, solange Franceschina so eifrig für seine arme Seele bete, gebe er die Hoffnung auf Erlösung und ewige Seligkeit noch nicht verloren.

Barbara fragte sich oft, wie ihr Vater zu ihrer Handlungsweise sich gestellt hätte, wäre er noch am Leben. Er hätte nicht eingegriffen, dessen war sie

gewiss, so wenig wie er eigentlich je in ihre Erziehung eingegriffen hatte, und es wäre ihr wahrscheinlich niemals gelungen, seine wahre Meinung zu ergründen. Er war so sehr von der blinden Torheit der Menschen durchdrungen, dass seine Neigung immer geringer wurde, überhaupt noch handelnd am Leben teilzunehmen. Seit Jahren schrieb er an seiner vielbändigen „Kritik der Philosophie“, einem Werk, mit dem er niemals zu Ende kam, weil eine sich steigernde Subtilität des Geistes ihn zu immer strenger wägendem Urteil zwang. Er riss alles ein, was in langen Generationen die Forscher aller Länder an erkenntniskritischem Material zusammengetragen hatten, und er tat es mit Scharfsinn, Phantasie und einer überlegenen Freude an dem: nichts wissen wir. Ein Schüler hatte einmal von ihm gesagt, er sei ein Fanatiker der Skepsis. Aber als er tot war, hatte man vergebens nach dem Manuskript gesucht. Eine kurze Eintragung in sein Notizbuch gab davon Kenntnis, dass er es verbrannt habe. „Vielleicht,“ stand da zu lesen, „ist meine Lebensaufgabe nichts anderes gewesen, als wohltätige Spielerei eines Gelähmten. Die Menschheit würde davon nicht besser und nicht schlechter, nicht glücklicher und nicht elender, alles würde sein wie zuvor.“

Nein, einen Rat hätte Barbara von ihrem Vater nicht zu erwarten gehabt. Er hätte es ihr vielleicht freigestellt, zu ihm zurückzukehren, und sie hätte versucht, das alte Leben in Montefalco wieder aufzunehmen. Aber sie hätte Monate und Jahre an

seiner Seite leben können, und er hätte kein Wort des Lobes oder des Tadels für sie gefunden. Sie entsann sich des eigentümlich lauterem und abwesenden Blickes seiner grauen kurzsichtigen Augen, wenn er im Gespräch das Glas abzunehmen pflegte und der ehrfürchtigen Liebe, die dieser Blick in ihr entzündete und der Ausdruck zu geben sie sich niemals unterfangen hatte. Am Abend vor ihrer Hochzeit hatte er sie zu sich herangezogen und sie forschend und fast bittend gefragt: „Nicht wahr, du hast eine glückliche Kindheit gehabt?“ Und als sie unter Tränen stumm nickte, hatte er gesagt: „Siehst du, ich glaube, das ist das Beste, was man einem Menschen mitgeben kann; es ist die Grundlage zur Güte. Und wenn du je unschlüssig in deinem Tun bist, denke dich an deinen Lieblingsplatz auf dem Mäuerchen zurückversetzt und frage dich, ob das, was du tun willst, zu dem Frieden von Montefalco passt.“

Und so hatte er, schoss es Barbara jäh durch den Sinn, ihr doch über das Grab hinaus noch einen Rat gegeben. Denn nie hatte sie den Garten von Montefalco, das Mäuerchen, die blühenden Mandelbäume darunter und das verschwimmende Blaugrün der Ebene so lebendig in sich getragen wie in diesem letzten halben Jahr; nicht etwa, wie man ein Bild vor sich sieht, sondern als atmende Wirklichkeit, mit dem Duft des Grases und der Blüten, dem Wechsel von Sonne und Schatten auf ihrer Haut, der Wärme des durchsonnten Steines, dem Geräusch der raschelnden Eidechsen und des Windes

in den Steineichen, der von der Ebene heraufstrich . . .

Barbaras Kammer, schmal und weißgetüncht, ging nach Osten. Zu früher Stunde fiel ein Sonnenstrahl schräg über des Bettes Fußende. Jeden Morgen wunderte sie sich ihres Hierseins, das losgelöst, ohne Pflichten, ohne Ziel, gleichsam vom Leben abgeschieden war. Die kahle Kammer glich einer Klosterzelle; ihre sanfte Nüchternheit lenkte Barbaras Erinnerung zu der Klosterschule, in der sie einige Jahre verbracht hatte. Unter den weißgekleideten Nonnen war es vornehmlich Schwester Mafalda, die Schöne, Bleiche mit den leuchtenden Augen und der leisen tiefen Stimme gewesen, der Barbara in scheuer Liebe anhing. Ihre durchsichtigen Hände verrieten körperliches Leiden; die Augen aber sprachen von einer kaum zu tragenden Glücksfülle. Ihre Gedanken, so wollte es Barbara scheinen, während sie den Sonnenstrahl verfolgte, der langsam am Bette höher kroch und schon ihre Fingerspitzen wärmend berührte, mussten rein gewesen sein wie das Stirnband der Ordenshaube, das ihre bleiche Stirne abschnürte. Und in der Erinnerung war es ihr, als habe die Nonne unter allen Schülerinnen ihr, der Protestantin, eine ganz besondere, schützende und mildtätige Liebe entgegengebracht.

So vergingen für Barbara die Tage wie ein Traum, und nichts geschah, den ruhigen Fluss zu unterbrechen. Das Leben war zeitlos geworden, ohne Abschnitt, ohne Höhepunkt, ein Meer ohne Ebbe und Flut.

Aber als zwei Wochen verstrichen waren und noch immer von Anton kein Lebenszeichen eintraf, wachte Barbara beunruhigt aus diesem friedlichen Traume auf wie ein im Heu rastender Schläfer, über den ein rauer Wind unliebsam hingeht. Wenn Anton nicht schrieb, so dachte er wohl gar daran, selbst zu kommen und sie zu holen, und instinktiv durchzuckte Barbara der leidenschaftliche Impuls zu flüchten, sich zu verstecken, so klar sie auch die Aussichtslosigkeit eines solchen Beginnens erkannte, und dass Anton sie zu finden wüsste, wenn er sie ernstlich suchte. Äußerlich verbrachte sie ihre Zeit wie bisher; sie machte weite Spaziergänge, sie plauderte mit der Wirtin Frau Boyen in Flur und Küche, sie saß an dem runden Tisch unter dem blauen Wasserfall und der himbeerfarbenen Alpenkette und ließ sich von der einäugigen Gesine, der Haustochter, die einfachen und schmackhaften Gerichte der Frau Boyen auftragen, die sie kaum berührte. Sie las ein wenig und träumte viel und ängstigte sich vor jedem Wagen, der an dem Hause vorfuhr, es könnte Anton der Fahrgast sein.

In Bohens Gasthaus stiegen ja nur wenig Logiergäste ab, an schönen Nachmittagen aber war dort ein lebhafter Betrieb von Wyker Touristen, die zu Kaffee und Kuchen herüberfuhren. Es wirbelte dann in der Dorfstraße hinter den Wagen der Staub auf, und die weißblonden Dorfkiner säumten die Straße und beäugten kritisch und schweigsam die Städtischen, die sich hier breitmachten, viel und unverständlich redeten und nach genossenem Vesper-

brot am Ententeich vorbei zum Kirchhof pilgerten, um neugierig und ohne Ehrfurcht die alten Inschriften zu buchstabieren. Ihre lauten Stimmen drangen bis zu Barbara herauf, und die Angst, unter diesen Stimmen die wohlbekannte Antons zu vernehmen, trieb ihr den Schweiß auf die Stirn. Nachts glaubte sie seinen Schritt zu vernehmen oder sie träumte in unruhigem Halbschlaf, er läge auf den Tod krank und rief nach ihr. Dann wieder sah sie Nino bleich, mit spitzem Greisengesicht, regungslos in seinem Gitterbettchen, die Brust seltsam hochgetrieben, und mit lautem Schrei fuhr sie auf, derart am ganzen Leibe zitternd, dass sie unfähig war, das Streichholz in Brand zu setzen. Sie fürchtete sich dann wieder einzuschlafen und sprach ununterbrochen sinnlose Gebete, um sich daran zu hindern. Sie bediente sich hierbei sonderbarer altertümlicher Redewendungen, wie sie solche aus den Grabinschriften gefunden hatte, dazwischen Bruchstücke der Litanei:

„Mutter der göttlichen Gnade . . .
Du allerkeuscheste Mutter . . .
Du liebliche Mutter . . .
Du geistliche Rose . . .
Du Pforte des Himmels . . .“
Du Zuflucht der Sünder . . . bitte für uns.“

Auch bei Tage befanden sich ihre Hände in einem beständigen Zittern und sie litt an quälendem Durst, den das kälteste Wasser nicht löschte. Dieser Zu-

stand dauerte zweimal vierundzwanzig Stunden. Sie war davon so geschwächt, dass sie sich kaum vom Meer, wohin sie gegen Abend geflüchtet war, zurückschleppen konnte.

Am Hause hielt ein Einspänner, vor dem soeben Gepäck, ein flacher Koffer und eine große englische Herrentasche aus braunem Leder abgeladen wurde. Solche Tasche besaß auch Anton . . .

Unter der Haustüre stand Frau Boyen und lächelte Barbara zu, wie man grundlos freundlich alle Menschen anlächelt, wenn man selbst froh und zufrieden ist. „Der Herr Doktor ist wieder da,“ rief sie. Barbaras Knie wurden plötzlich so schwach, dass sie sich gegen die getünchte Wand lehnen musste. Sie lächelte. Ebenso gut hätte sie in Tränen ausbrechen können. „Sie machen sich ganz weiß,“ sagte Frau Boyen und klopfte mit ihrer fleischigen Hand den Kalkstaub von Barbaras Kleidern. „Wir haben den Herrn Doktor erst morgen erwartet, zum Glück hat Boyen frische Krabben gebracht . . . Den Koffer nur flink hinauf ins Eckzimmer,“ rief sie aufmunternd dem Hausknecht zu, der sich noch draußen beim Kutscher herumtrieb. Und wieder zu Barbara gewandt: „Krabben mag er nämlich so gerne.“

Auf dem oberen. Flur lief die einäugige Gesine, das sonst so stille bleiche Gesicht lebhaft gerötet, mit einem Wäschestoß über dem Arm an Barbara vorüber. „Der Herr Doktor ist wieder da!“

Zum ersten Male musste Barbara auf ihr Abendbrot warten, und als es kam, war die Buchweizen-

grütze, die es als Nachspeise mit Dunstobst und süßer Sahne gab, angebrannt. Sie saß an dem runden Mahagonitisch, unter dem blauen Wasserfall und der himbeerfarbenen Alpenkette, müde und zerschlagen, völlig niedergebrochen und unfähig, das Schweigen, in das Anton sie stieß, noch länger zu ertragen, dumpf bereit zu ihrem Mann zurückzukehren, nur um diesem Schweigen zu entrinnen.

Aber als dann Gesine mit dem Tablett eintrat, das sie mit einem ihr fremden Schwung hochhielt, als beglücke es sie, ihre Kraft und Geschicklichkeit spielen zu lassen, übertrug sich die freudige Bewegung, die das ganze Haus erfasst hatte, auch auf Barbara. Sie deutete auf die Korallenkette, die um des Mädchens bloßen weißen Hals hing. „Sie haben ja eine neue Kette.“

Das sonst bis zur Stummheit schweigsame Mädchen antwortete stolz und beglückt, die habe der Herr Doktor ihr aus München mitgebracht. Sie machte sich auch, während Barbara zerstreut von den Speisen kostete, im Zimmer zu schaffen, ordnete die steifgeplätteten Falten der Vorhänge, rückte einen Stuhl zurecht und erzählte, der Herr Doktor wohne schon den zweiten Sommer bei ihnen, jetzt sei er aber drei Wochen auf dem Festland gewesen. Unerwartet sei er heute zurückgekommen „Sein Bett war noch nicht überzogen und keine Blume im Zimmer und auf allen Möbeln Staub!“ Aber gelüftet, sagte Gesine, die langsam und singend sprach, mit eigentümlich inniger, geradezu zärtlicher Genugtuung

in der Stimme, habe sie das Zimmer jeden Tag. „Es waren ja noch all seine Sachen darin, Wäsche und Bücher und eine Kasette mit Geschriebenem.“

Barbara hörte kaum auf das, was das Mädchen Gesine sprach, es teilte sich ihr nur auf unerklärliche Weise die beglückte Erregung immer stärker mit, die Gesine aus ihrer tierhaft stummen Ruhe aufgescheucht und ihr schönes, durch das Glasaugen und eine tiefe Schläfennarbe einseitig entstelltes Gesicht belebt und von innen wie eine Lampe erleuchtet hatte.

Das Mädchen Gesine hatte eine traurige Geschichte, die Frau Boyen, der langjähriger Verkehr mit ihren Gästen die Zunge gelöst hatte, nicht ungern zum besten gab. Nach ihrer Erzählung war Gesine, die einige Jahre in Hamburg in Dienst, stand, mit einem Steuermann verlobt gewesen. Auf einem Tanzfest in St. Pauli geriet er mit einem fremden Matrosen in eifersüchtigen Streit, weil dieser der hübschen Gesine in allzu aufdringlicher Weise nachstellte. Im Zorn hatte der Matrose, ein hitziger Portugiese, sein Messer gezogen, Gesine fing den Stoß auf, der ihr das Auge, fast das Leben kostete; Während den Wochen, in denen sie auf den Tod getroffen im Krankenhause lag, begann der Steuermann zu trinken. Auch führte er sonderbare Reden. Einmal fragte er — und den Umstehenden blieben seine stieren, blutunterlaufenen Augen in schreckhafter Erinnerung —, ob man an seiner Schläfe nicht das gleiche Wundmal sähe, das

seine Braut aus Liebe zu ihm auf ewig trage, im Leben wie im Tode. „In der Liebe,“ flüsterte er geheimnisvoll, „gibt es nicht Mein und nicht Dein. Der Stoß galt mir und sie wurde getroffen, sie wird genesen und mich wird man den Würmern zur Speise reichen. Wir sind eins,“ und er wiederholte mit irrem Lächeln: „eins im Leben wie im Tod.“ In der Frühe fand man ihn am Fensterkreuz erhängt.

Barbara geriet oftmals in Versuchung, Gesine, deren Schweigsamkeit sie zu Unrecht als unheilbaren Kummer deutete, zu streicheln, ihr Liebe zu erweisen, vor ihr niederzuknien. Nur die Scheu vor der einfältigen Ruhe der blauen Augen hielt sie von solcher Äußerung des Mitleids zurück.

Darum empfand sie heute beim Anblick einer geradezu rosigen und lächelnden Gesine, die glücklich an ihrer Korallenkette fingerte, etwas wie Ernüchterung; dann aber sagte sie sich, dass für ein Geschöpf von vierundzwanzig Jahren das Leben nicht abgeschlossen sein kann, dass dieses Mädchen an Freude und Glück wie an ihr gutes Recht herantrat. Und als öffne sich ein Fenster einer hellen Landschaft, durchfuhr Barbara die Erkenntnis, dass für sie das gleiche Geltung habe, und sie erschrak bei dem Gedanken, wie nahe sie daran gewesen, nicht nur ihre Freiheit in grundloser Angst zu verschachern, sondern auf ewig einem Glück den Zugang zu versperren, das vielleicht im mütterlichen Schoß der Zukunft ihrer harrete.

Als sie sich an diesem Abend zur Ruhe legte, war sie nicht länger wunschlos.

Am nächsten Morgen streckte der Postbote, den sie bisher vergebens angehalten hatte, ihr von weitem schon einen blauen, mit einem Firmenstempel versehenen Brief entgegen.

Dieser Brief kam von dem Rechtsanwalt ihres Mannes, einem kleinen jüdischen Herrn, den Anton im Grunde verachtete, dessen scharfsinnigen Verstandes er sich jedoch gern bediente. Barbara hatte ihn oft gesehen, sich wohl auch von ihm die Hand küssen lassen — was er mit umständlicher Galanterie vollführte —, und sie entsann sich deutlich seiner breiten, etwas feuchten Lippen.

Diesem Manne legte Anton Barbaras Geschick in die klug zupackenden Hände. Alles, was er schrieb, und obgleich es in korrektester Form geschah, wirkte auf Barbara wie eine Beleidigung.

„Wer so gedemütigt ist,“ dachte sie, „setzt sich nicht zur Wehr.“ Sie willigte in alles. Dennoch zog sich der Briefwechsel noch mehrere Wochen hin.

Nach Erhalt jenes ersten Briefes hatte sich Barbara an ihren Lieblingsplatz, eine tiefe Dünenmulde begeben, sich dort in den graugrünen Strandhafer niedergeworfen und ihren Tränen freien Lauf gelassen. Die Tränen galten ebenso wohl der Kränkung, die Anton ihr durch die schweigende Verachtung zufügte, mit der er sich von ihr lossagte, wie der endgültigen Trennung von ihrem Knaben, vor deren Unabwendbarkeit Barbara keinen Aus-

weg mehr sah. Ihr Fall sollte nach Recht und Gesetz gerichtet werden, und Recht und Gesetz waren nicht auf ihrer Seite.

Die Schwäche ihres Körpers, der den schwankenden Gemütswallungen der letzten Tage nicht länger standhielt, raubte ihr die Fähigkeit, dem Weinen Einhalt zu tun. Sie schluchzte krampfhaft weiter, ohne noch des Gegenstandes ihres Kummers sich bewusst zu sein. Von den Tränen brannte nicht nur ihr ganzes geschwollenes Gesicht, es schmerzten auch Brust und Rücken von dem Krampf, der sie schüttelte. Plötzlich schlief sie ein, und die Sonne saugte die Tränen von ihrem Gesicht, das rührend hilflos, mit kindlich verwundertem Ausdruck unter dem weiten einsamen Himmel lag.

Verwirrt erwachte sie. Die Helle tat ihr weh. Es war Ebbe, und bei dem Anblick des zurückweichenden Wassers überkam Barbara von neuem und mit verstärkter Gewalt die Empfindung grenzenloser Verlassenheit. Sie weinte nicht mehr. Der Schmerz wurde zu groß für irgendeine Äußerung. Sie konnte nichts tun als starr dasitzen wie ein Mensch, an dem eine furchtbare Operation vollzogen wird. „Die Luft war so still, dass ihr Atem sie schon zu stören schien. Verwundert dachte Barbara: „Und doch dreht sich auch in eben diesem Augenblick die Erde; wir spüren nichts davon und fühlen uns doch als Mittelpunkt unserer Welt. Ist alles, was uns bewegt, so außer Zusammenhang mit dem Weltgeschehen, und sind wir deshalb unglücklich, unruhig

und ausgestoßen, weil wir heimatlos durch eine Wirklichkeit irren, die wir nicht begreifen?“

Endlich fand sie die Kraft, den Blick von der weichenden Flut zu reißen, die ihr Herd, Sicherheit, Familienglück auf ihren Wellenkämmen davonzutragen schien. Sie stand schwerfällig auf und ging nach Nieblum zurück. Auf der Heide begegnete ihr jener Fremde, dessen Nähe sie auf dem Kirchhof eines Abends erschreckt hatte. Sie wusste gleich, das war der „Herr Doktor“, dessen Kommen eine glückliche Geschäftigkeit im Hause Boyen verbreitet hatte, sie wusste es an dem Blick seiner graublauen Augen, die sie ernst und doch gleichsam lächelnd grüßten, während er den Hut tief vor ihr zog, als grüße er in ihrem verweinten, blassen Gesicht das Leid.

Dem Briefe des Rechtsanwaltes folgten hart aufeinander ein Schreiben der Frau von Türcke und eines der Kinderfrau Traugott. Frau von Türcke konnte es sich anscheinend nicht versagen, ihrer erbitterten und verletzten Familienwürde Luft zu machen. Den von maßloser Gehässigkeit durchtränkten Ausführungen entnahm Barbara, dass Anton erst jetzt seiner Schwester den wahren Sachverhalt von Barbaras Fernbleiben erschlossen hatte.

Diese Tatsache stärkte auf wunderbare Weise ihr Selbstgefühl, sie schien ihr darauf hinzudeuten, dass Anton sich doch nicht ohne inneren Kampf zu seiner sie verletzenden Haltung durchgerungen hatte. Sie

war froh, seiner fernerhin ohne Bitterkeit denken zu können.

Reinen Balsam aber bot der alten Traugott un-
gelenker, unorthographischer Brief, und doch vergoss
Barbara über ihn heiße Tränen. Sie habe gehört, schrieb
die Kinderfrau, die gnädige Frau komme nicht mehr
zurück, und da denke sie sich, die gnädige Frau werde
gewiss froh sein um Nachrichten von Nino, und so nehme
sie sich die Freiheit zu melden, dass es dem Goldjungen
gut gehe. Er sehe prächtig aus, und jedermann finde ihn
gewachsen. Er werde mit jedem Tag wilder, ein echter
Junge, aber im Grunde lieb und zärtlich, und wenn sie ihm
wegen einer Ungezogenheit drohe wegzugehen, so sei er
gleich wieder lenkbar und fromm. Neulich habe er sogar
gefragt, ob deshalb die Mama nicht wieder komme, weil
er auf der Reise unartig gewesen sei? Überhaupt spreche
er oft von der Mama, und das habe sie der gnädigen Frau
doch vermelden wollen. Und sie hoffe, es gehe der
gnädigen Frau gut und verbleibe wie stets deren
gehorsamste Dienerin Lina Traugott.

Diesen Brief trug Barbara auf der Brust, und sie
zog ihn immer wieder hervor, las und küsste ihn, als
enthalte er den Duft von Ninos kleinem warmen,
gepflegten Körper. Das Schreiben der Frau von Türcke
aber zerriss sie kreuz und quer und warf die Stücke noch
obendrein ins Küchenfeuer; Frau Boyen buk gerade
Eierkuchen und hatte eine hohe Flamme. Barbara sah mit
grimmiger Freude das

letzte Papiereckchen verkohlen. Sie sagte: „Wie gut Ihre Eierkuchen riechen, Frau Boyen.“ Sie konnte es mit einer gewissen heiteren Schelmerei sagen, die ihr in guten Stunden eigen war. Sie hatte dann eine ganz hohe, glashelle Stimme.

Eines Tages sprach sie der fremde Gast an, dessen Kommen das Haus Boyen in solch glücklichen Aufruhr versetzt hatte. Sie ging in sich versunken über die Heide, und es mussten wohl freundliche Gedanken sein, die sie bewegten, denn auf ihrem Gesicht lag ein Lächeln. Es war ein stiller, klarer Tag, Sonntag. Die drei Kirchen der Insel sandten ihr Geläute über das Land. Als der Fremde sie wie immer schweigend grüßte und der gute Blick seiner Augen sie traf, vertiefte sich ihr Lächeln, wobei er mit Entzücken wahrnahm, dass der linke Mundwinkel sich ein wenig höher hob als der rechte. Sie gefiel ihm, wie sie allen Männern gefiel, mit ihrer weißen Haut und dem festen, biegsamen und raschen Schritt, der dem inneren Rhythmus ihres Wesens, Unschuld und Heiterkeit, Ausdruck gab. Er sagte: „Welch ein Tag heute!“ und sie antwortete mit wahrer Inbrunst: „Ja.“ Ihre Stimmen vermählten sich dem tiefen Ton der Glocken, die über die Insel hin sich ihren Gottesgruß zuriefen.

Er ging an ihrer Seite weiter. Sie bewunderten zusammen die schimmernde Ruhe von Himmel und Feld, das Rotviolett der blühenden Heide. Auf dem nahen Feldweg fuhr langsam ein sonntägliches Gespann mit Kirchgängern vorbei.

„Für mich unverbesserlichen Langschläfer ist ein schöner Morgen immer von neuem eine Entdeckung,“ sagte Barbaras Begleiter. Dann nannte er seinen Namen: „Lukas Gran.“

„Oh . . . der Autor von ‚Schlafwandler‘?“

Ob sie das Buch kenne? fragte Gran zurück.

Sie bejahte. Sie hätte gern hinzugefügt, dass sie es liebe und seine Gedichte auch, von denen sie manche auswendig wusste, doch schien ihr solches Lob banal. So lächelte sie nur ein wenig verlegen, was ihr ein ganz besonders junges, reizvolles und schutzbedürftiges Aussehen gab.

Es war nur zu natürlich, dass diese beiden Menschen, die in einem abgelegenen Inseldorf die Einsamkeit aufgesucht hatten, in gewissen Stunden aus dieser Einsamkeit hinaus und zueinander strebten.

Gran arbeitete an einem großen Roman; hierzu waren ihm Stille und Abgeschlossenheit von den zu lauten Freuden der Welt Bedürfnis. Aber man verbraucht nicht die vierundzwanzig Stunden des Tages mit Arbeit und Schlaf allein, und so war ihm diese hübsche junge Frau willkommen wie das Salz zum täglichen Brot. Gran hatte so viele Frauen genossen, dass die kurze Erregung, die sie in ihm noch auszulösen vermochten; kaum mehr bis zum Kern seines Wesens drang. Er nahm sie rasch, leidenschaftlich und flüchtig, und ihre Namen und Gesichter verblassten ihm zu unbestimmter Arabeske wie die bunten Fäden seines schönen alten Teppichs.

In der jungen Frau Koestlin trat ihm etwas Neues entgegen, das ihn rührte und seine Angriffslust entwaffnete: die Unschuld der Frau, die ihm ebenso lieblich dünkte wie die Unberührtheit junger Mädchen reizlos. Er sah zudem, dass sie unter einem Kummer litt, und das machte ihn sehr sanft in seinem Umgang mit ihr. Er hatte schon vielen Frauen die Tränen von den Wimpern geküsst, auch solche Tränen, die nichts waren als Spielmarken in dem Glücksspiel der Liebe, und er wusste gut, es gab Frauen, die sich in Schwermut und Weltschmerz wie in einen ganz besonders kostbaren Mantel hüllen. Aber er unterschied wohl: Hier war ein Mensch, dessen Grundzug ein lebenswürdiger Frohsinn, eine innige, ganz triebhafte Hingabe an das Leben war, und dass diese Heiterkeit auch unter dem Schatten eines Kummers immer wieder zum Durchbruch kam, zog ihn zu Barbara hin, nicht nur als Mann zur Frau, sondern darüber hinaus als Mensch zum Menschen.

Barbara geriet, ebenso wie Frau Boyen, Gesine, die beiden Hausmägde und viele andere Frauen vor ihr, rasch unter den Einfluss Grans. Seine ernste und gütige Sanftmut, die an sich einer Huldigung glich, gewann ihr Zutrauen. Nie, auch nicht in den ersten Stunden ihrer Bekanntschaft, war er ihr der „fremde Herr“, der Doktor Meyer stets, auch als sie vor dem Hause mit den fünf Trauerhüten stand, in dem er sie erwartete, geblieben war. Nur bedrückte sie die ehrfurchtsvolle Art, mit der er ihr begegnete.

Sie sagte unvermittelt — sie schlenderten zusammen über den festen, nassen Sand, in den die Flut hufeisenförmige Wellenspurten eingegraben hatte — und sie sah dabei gerade vor sich hin: „Sie müssen wissen, ich bin meinem Manne davongelaufen.“

Obwohl sie nicht auf ihn sah, spürte sie, dass sein Gesicht sich verändert hatte. Sie wandte ihm langsam ihre hellen, grünlichen Augen zu und machte mit der Hand eine kleine Bewegung, als wollte sie seinen Arm bittend berühren: „Sie verachten mich?“

Er lachte, aber es schien ihr, als geschähe es nicht ohne Zwang. „Verachten, wie sollte ich? Törichte liebe Seele, ich beneide nur den Mann, für den Sie es taten.“

Barbara sagte leise und traurig: „Ach nein, ich bin nicht aus Liebe und Leidenschaft zu einem anderen von meinem Manne fort.“

Er sah sie betroffen, ungläubig, verständnislos an. Unter seinem Blick wurde sie rot, ganz langsam, als steige ihr eine warme Welle vom Herzen auf und überflute Lippen, Wangen, Augen und Stirn.

„Vielleicht war es schlecht von mir, denn ich habe ein Kind, einen kleinen süßen Jungen. Aber sagen Sie mir, der Sie ein Dichter und Herzenskunder sind, war es schlecht?“ Ihre Worte kamen ganz schnell wie Sturzbäche, sowie Kinder erzählen, deren Herz übervoll ist von einem großen Kummer, mit dem sie zur Mutter laufen. „Ich liebe Anton nicht mehr . . . ich wusste gar nicht, was Liebe ist, scheint

mir, als ich heiratete, aber Anton ist ein schöner Mann und er machte mit mir, was er wollte. Und es war mir recht so und ich glaubte, das sei das Glück. Aber dann sollte ich sein wie er und seine Schwester und seine Bekannten alle . . . es gab Regeln und Gesetze, die waren unverbrüchlich, man durfte nicht in sich hineinhorchen und seine eigene Melodie finden, man durfte nicht einfach gütig sein zu den anderen Menschen, die Armen beschenken und sie ein wenig lieben. Für die gab es ja Vereine und Ermittlungsbüros, und mit der Dienerschaft redete man nur das Notwendigste, und ein Tag war leer wie der andere, bis man fühlte, das Herz starb einem dahin. Und ich wurde unruhig und unzufrieden und ich glaube, jeder Mann hätte mich haben können, wenn nur einer frech zugegriffen und in mir nicht die anständige Frau gesehen hätte, die man umständlich belagern muss wie eine schwer einzunehmende Festung, und einmal wäre es fast so weit gekommen, und dass ich in der zwölften Stunde zurückschreckte, war nichts als Feigheit. Und mit der Zeit wäre ich stumpf geworden . . . und irgendeinen Sinn muss doch das Leben haben, aber ich konnte den Sinn nicht finden und würde ihn bei Anton auch nie finden, denn er hätte mich weiter in Wohlleben und Genuss eingebettet und ich wäre zu schlaff geworden, um auch nur weiter zu suchen . . .“ Und dann erzählte sie Gran von der Aufführung des Tolstoischen Stückes und dass ihr Mann den Gutsbesitzer Nikolai einen Phantasten gescholten und da-

zu gegähnt habe. „Ich glaube, schon an dem Abend wusste ich, oder mein Blut hat es gewusst, dass ich nicht zu ihm zurück könnte . . . Aber ich wollte nicht daran glauben, denn vor dem Ungewissen fürchtete ich mich und vor dem Alleinsein.“ In verändertem Tone sagte sie: „Wissen Sie, dass Ihre Stimme der jenes Schauspielers wunderbar gleicht?“

Gran überhörte die Frage, seine Worte waren nur ein freundliches Streicheln, als müsse er ein Kind, das sich gestoßen hat, beruhigen. „Arme, liebe Seele,“ sagte er. Er hatte dabei ihre Hand gefasst und schlenkerte sie ganz leise hin und her, wie es Kinder tun, die einander liebhaben.

Von dieser Stunde an gab es für Barbara keine Schranke mehr, die sie seelisch von Gran trennte. Einfach und unbewusst wie sie atmete, strömte sich ihre Seele vor ihm aus. Von ihrer Ehe, Anton, ihrer Schwägerin, von Doktor Meyer sprach sie wenig, viel lieber erzählte sie diesem guten, aufmerkenden Zuhörer von Montefalco, ihrem Vater, den Pächtermädchen, von Franceschina und Niccola.

„Niccola, der ist wie Sie. Es braucht gar nicht vieler Worte (er ist sogar ein wenig schwerhörig), da nickt er schon und man weiß: Ach ja, er versteht. Wir waren oft wie die Verschwörer, wir zwei, denn Franceschina, die Arme, Gott sei ihrer Seele gnädig, war streng, besonders wenn sie Zahnweh hatte, und das war oft der Fall. Sie ging dann nicht zum Zahnarzt wie andere Menschen, sondern zu einer Frau die den Teufel besprechen konnte, und

wirklich, es wurde dann besser. „Aber padrone,“ sagte sie zu meinem Vater, „wenn ich doch den Teufel an meinem Zahn reißen fühle, soll ich dann zu einem Herrn in der Stadt gehen, der womöglich selber ein Gottloser ist, und dessen Hand vor der Gewalt des Teufels in meinem Munde verdorren müsste?“ Barbara lachte in der Erinnerung noch spitzbübisch auf. Ihrer Stimme hatte sie einen altweiberhaften Klang gegeben. Von Annunziata, der Ältesten vom Pachthof, wusste sie die Schönheit nicht genug zu rühmen. „Sonntags trug sie lange goldene Ohrringe und man sah, wie sie den Kopf ganz langsam und würdig bewegte, dass die Ringe nur leise schaukeln sollten. Sie hatte eine so warme braune Haut und einen Flaum darauf wie ein Pfirsich. Aber wochentags, da lief sie wie ein Junge, und sie war schneller noch als ich, die ich doch nicht zu den Langsamen zähle.“ Und hierbei straffte Barbara den schmalen Leib, als müsste sie im nächsten Augenblick zu einem Wettlauf davonschießen.

Wenn Barbara morgens aus der Tür trat, warf sie einen schnellen Blick zu dem Eckfenster, hinter dessen geöffneten Scheiben die grünen Vorhänge sich blähten, die Gran auf seinen Wanderungen mitführte. Er arbeitete bei Nacht und verschlief die hellsten Vormittage in ihrem künstlichen Dunkel. Manches Mal aber schloss er sich den Fischern an und fuhr im Morgengrauen mit ihnen auf Krabben-

fang, oder er blieb auch die ganze Nacht mit ihnen draußen, trank bei der Heimkunft steifen Grog und spuckte kunstgerecht wie seine Begleiter.

Überhaupt hielt er unregelmäßige Stunden, und Frau Boyen wusste nie, wann sie ihn zu den Mahlzeiten erwarten durfte. Von einem weniger bevorzugten Gaste hätte sie sich diese Rücksichtslosigkeit wohl verboten, doch ein Lächeln Grans, ein anerkennendes: „Nein, Frau Boyen, wie Sie diese Schollen wieder gebacken haben,“ war ihr für die Mühewaltung ausreichender Lohn. Verabredungen liebte Gran nicht. Sehr bald kannte er Barbaras Gepflogenheiten, ihre Lieblingswege, den Zufluchtsort in den Dünen, ihren „Kirchenstuhl“, wie er die Mulde nannte; verlangte ihn nach ihrer Gesellschaft, so wusste er sie zu finden. So lebte Barbara in einer prickelnden Ungewissheit, einer beständigen Erwartung, die all ihre Kräfte belebte und befeuerte wie ein ganz leichtes Fieber, das unser Blut erwärmt. In Abwesenheit Grans ging sie bis in alle Einzelheiten die Worte durch, die sie mit ihm gewechselt hatte. Was er sagte, und mochte es sich um Alltäglichstes handeln, bekam so rückwirkend eine erhöhte Bedeutung. Auch wurde jede Beobachtung, die sich ihr auf ihren einsamen Streifen aufdrängte, wie eine Kostbarkeit für den Freund bewahrt; er musste teilhaben an dem Leuchten der gelben Lupinenfelder, der Schwermut ruhender Mühlenflügel, dem ewigen Wechsel von Himmel und Meer, sollte ihr die Umwelt beseelt und fruchtbar erscheinen. An

schönen klaren Tagen, wenn der Wind ihr die Haare von Schläfen und Nacken hob und die Röcke vor ihr hertrieb, dachte sie mit einer gerührten Zärtlichkeit an den Schläfer hinter den grünen Vorhängen, nicht wie an einen Faulenzer, eher wie an einen Menschen, der sich um kostbare Stunden betrogen sieht, dessen hohe Sendung ihn zu einer ungewöhnlichen, ihn von der Mitwelt absondernden Lebensführung zwingt. Vor seinem Künstlertum empfand sie heilige Scheu; es war der einzige Punkt, über den sie nicht mit ihm in jener ganz freien heiteren Natürlichkeit sich auslassen konnte, die sonst ihren Verkehr mit Gran kennzeichnete und so sehr zu ihrer Beglückung beitrug. Oft, wenn er geraden Wegs von der Arbeit kam, sah sie von der Anstrengung sein Gesicht noch ganz verwüstet wie ein Feld, über dessen Saat kämpfende Horden hingegangen sind.

Gran war von guter Mittelgröße, kräftig gebaut, er hatte ein blasses, zerwühltes Gesicht mit einer stark herausgearbeiteten Stirn, in deren Schutz unter dichten Brauen die tiefliegenden Augen saßen. Sein Mund war eigentümlich fest geschlossen, wie man es auf gewissen Schauspielergesichtern sieht, als fürchte er dessen zu große verräterische Ausdrucksfähigkeit. Das dichte, helle und enganliegende Haar milderte den Ausdruck zu starker Geistigkeit, indem es dem Kopf eine gewisse Jugendlichkeit verlieh. Sein Alter war schwer zu bestimmen, und es überraschte Barbara, gelegentlich zu erfahren, dass er nur um zwölf Jahre älter war als sie.

Dass er sein Alter erwähnte, entsprang lediglich einem Zufall, er war sonst wenig geneigt, Auskunft über sich zu geben und hütete seine innere Freiheit derart, dass die unschuldigste Frage ihm schon als Eingriff in dieselbe erscheinen konnte. Hingegen erzählte er, zum mindesten an gewissen Tagen, wenn das Bestreben, sich von dem Wühlen der Arbeit zu befreien, ihn zu größerer Lebhaftigkeit trieb, gern und gut von seinen Reisen und allerhand absonderlichen, von dem Durchschnitt wohltätig abweichenden Menschen, denen er auf seinen Fahrten begegnet war. Barbara nahm alles, was er ihr gab, dankbar hin wie ein Hund, dem der Herr von seinem reichen Tisch schmackhafte Brocken zuwirft.

VII.

Eines Nachts packte Gran seine Koffer. Unwirsch, hastig als geschehe es zu Unrecht, warf er Kleider, Wäsche und Stiefel ins Gefach. Bei jedem Schritt, den er tat, flackerten die beiden Kerzen auf dem Tisch, und ein großer Schatten öffte auf weißer Wand seine Gebärden nach. Das Haus schlief.

Vor den Bücherregalen, die ihm der Dorfschreiner hatte zimmern müssen, blieb er unlustig stehen. Rohes Tannenholz, vielleicht zu Sargbrettern schon gehobelt, dachte er flüchtig. Überdruß vor dem Nomadenleben, das er seit mehr als einem Jahrzehnt schon führte, lähmte ihn. Einpacken, auspacken, Wohnung suchen, Wohnung kündigen, Kursbücher, studieren, Wirtinnen abfinden, Beziehungen knüpfen, sie wieder lösen, eine Kette war es, an der man schleppte, während man dem Wahne unterlag, frei zu sein von den Hemmnissen menschlicher Verpflichtungen. „Gesine,“ dachte er, „wird mir die Bücher packen und nachschicken.“ Aber wohin? Ferne Stätten tauchten auf wie Leuchtkugeln in der Nacht und versanken, kein Bild haftete, zu locken und zu reizen. Im Schreibtisch das Manuskript forderte gebieterisch ein Bleiben, ein sich anklammern an die

gute Stunde. Was vertrieb ihn aus diesem Asyl der Arbeit?

Eine Donquichotterie: der Wunsch, die junge Frau Koestlin vor sich zu schützen. Er verzog den Mund, obgleich keiner das Mienenspiel sah, als schmecke er die Lächerlichkeit gleichsam auf der Zunge. Er schüttelte den Kopf . . . Der Schatten an der Wand, überlebensgroß, ahmte gespenstisch die Bewegung nach; es sah sich an, als schwanke dort ein Betrunkener.

Gran setzte sich auf den Koffer, und der Schatten knickte zusammen, wurde klein, verdichtet zu dunklem Ballen, regungslos. Gran hörte sich sprechen: „Leben Sie wohl, liebe gnädige Frau.“ Er konnte es sich nicht versagen, hinzuzufügen: „Vergessen Sie mich nicht ganz.“ Er sah genau den schrägen Aufwärtsblick der hellen grünlichen Augen, der Mund würde sich ein wenig verschieben, zittern, sich leise öffnen und wunderbar stumm bleiben . . . Herrgott, sagte sich Gran, dann musste man eben diesen Mund küssen. In Gottes Namen! An ihm war es nicht, den Asketen zu mimen, in der Rolle des Verzichtenden sich zu versuchen. Warum sollte er überhaupt diese junge hübsche Frau betrüben, indem er fortging? Warum das Band der Arbeit willkürlich zerreißen, den Ertrag eines ganzen Sommers opfern? Der Sommer ging ohnehin zu Ende, bald musste auch Barbara an den Aufbruch denken, es würde sich das Dorfidyll lösen wie andere zuvor, man musste nur trachten, dass davon eine unbeschwerte

Erinnerung blieb. Er traute es sich schon zu, das Schifflein dieser sommerlichen Liebe mit fester Hand durch die Klippen zu steuern. Wie er nun aufsprang, den Inhalt des Koffers wieder in Schrank und Kommode zu räumen, fuhr an der Wand der Schatten steil wie ein plötzlich entfesselter Teufelsspek in die Höhe, eine schwarze Flamme, die ein Windstoß entfacht.

In dieser Nacht legte Barbara das Ohr ans eigene Herz wie an eine Muschel und hörte darin das Meer singen, das betörende, rauschende, unendliche Meer der Liebe.

Sie lag in der Mitte des hohen altmodischen Bettes sehr gerade ausgestreckt, die honigbraunen Zöpfe lang zu beiden Seiten. Die Post hatte ihr am Morgen den endgültigen Bescheid ihres Mannes, durch den Rechtsanwalt übermittelt, gebracht, und nun lag sie da und wartete auf den Schmerz und die Verzweiflung. Sie hatte die Hand nicht gerührt, das Ergebnis günstiger für sich zu gestalten. Ihrem Vertreter hatte sie auf alles Drängen nichts erwidert als: sie wisse ihre Interessen bei ihm wohl gewahrt. Nun hatte Anton das letzte Wort gesprochen, Nino war ihr auf immer verloren, die Scheidung wurde in Kürze ausgesprochen und ihr eine Rente bis „zur Wiederverheiratung“ zugebilligt, hoch genug, eine „standesgemäße“ Existenz zu ermöglichen, wie es sich für eine Frau ziemte, die den Namen Koestlin trug. Oh gewiss, Anton hatte eine offene Hand!

Barbara wartete auf den Schmerz. Sie machte den Körper steif, ihm zu begegnen, sie straffte ihre Brust wie einen Schild . . . aber der Streich fiel nicht, die Verzweiflung sprang ihre Kehle nicht an wie ein toller Hund, die schwebende Heiterkeit dieser letzten Wochen, festlich und zart wie ferne Nachtmusik, umschloss mit silberner Rüstung Leib und Seele. Ihre Augen weiteten sich, ihr graute . . . begriff sie denn nicht, dass sie Nino verloren hatte, dass sie niemals wieder das Gesicht in seinen tierwarmen, weichen, wohlriechenden Nacken vergraben, nie mehr den hellen kindischen Trotz der hohen Knabenstimme, nie den Griff der heißen klebrigen Fäuste um ihren Hals mehr spüren würde?

Ihr Blick traf, schräg zur Seite gleitend, auf das Buch, das ihrer Hand entfallen war und sich auf der ersten Seite aufgeschlagen hatte. Dort stand in feinen flüchtigen Schriftzügen: Lukas Gran. Barbara neigte den Kopf, bis die suchenden Lippen auf dem Namen ruhten. Nun wusste sie, warum sie diese Nacht gefeit war gegen Ungemach, Leid und Kränkung. Sie sog den feinen Zigarettenrauch ein, der dem Buch entstieg und drückte den schmalen Band — es war die wundersame „Weise von Leben und Tod des Kornetts Christoph Rilke“ — an die Brust. Ihr war, als halte sie so Gran selbst umfassen. Sie löschte das Licht. In einem Sturm der Empfindungen gab sie sich dem Abwesenden hin. Keine Faser ihres Fleisches, die nicht ihm gehörte, kein Winkel ihres Herzens, das sich nicht für ihn be-

reitete wie ein Hochzeitsgemach. Sie Verspürte nichts von Sehnsucht, nur die letzte Hingabe der Selbstentäußerung.

Als sie am nächsten Morgen in den Dünen mit Gran, der zu ungewohnt früher Stunde im Seebad Stärkung und Arbeitslust suchte, unvermutet zusammentraf, fand sie die Zeit nicht mehr, ihr in Glück schimmerndes Gesicht zu meistern. Sie lächelte ihm zu, wie die Frau den Mann anlächelt, der sie schon besessen hat, vor dessen Sinnen sie ihre Liebe entschleiert weiß, nicht länger Geheimnis und doch Mysterium. Aber als sie Gran im Arme lag, verharrte ihr Körper in regungsloser Scheu und musste von seinen Lippen erst wachgeküsst, von seinem fordernden Griff erschüttert, von seiner Begier durchglüht werden.

Sie ruhten Seite an Seite in der Dünenmulde, die blau von dem zähen Gestrüpp der Strandwicken war, vor ihnen blaues Meer, über ihnen blauer Himmel. Selige Bläue ringsum. Es kamen vom Watt her kühle Winde. Gran sagte: „Ich hätte reisen sollen, fliehen noch in der Nacht. Ich bin nicht der Mann, dir Glück zu, bringen.“

„Ach Gran“ — er war ihr noch immer Lukas Gran, der Dichter, nicht Lukas schlechthin — „hast du nicht selbst einmal gesagt, der Mensch besitze nichts als das kurze Glück der Stunde, daraus seine Ewigkeit zu zimmern?“

„Hab’ ich das gesagt, Süßes? Wie hübsch es klingt, wenn du es mit deinem Grillenstimmchen

wiederholst. Sag' noch mal: Ach Gran . . . Nein, wie du zögerst vor dem du! Wie der Vorhalt in alten Kirchenliedern klingt es.“

„Weißt du,“ sagte Barbara, noch atemlos von seinen Küssen, „deine Stimme habe ich zuerst geliebt. Sie ist wie eine Glocke. Oder nein, zu allerallererst schon deine Augen, wenn sie so ernst grüßten und es saß doch ein so gutes Lächeln darin, das trösten wollte. Oder war es nicht vielleicht deine Haltung schon damals am Abend auf dem Kirchhof — wie lange ist es schon her —, die Luft war grau, alles Licht fing sich in deinem Haar wie in einer goldenen Helmspitze.“

Jetzt, dachte Gran und wartete gepeinigt auf die Ernüchterung, würde sie zu fragen beginnen, seit wann er sie liebe und wie sehr, ob andere Frauen seinem Herzen nähergestanden, ob es die wahre, die große, die alles einreißende, alles überwindende Liebe sei . . .

Nichts dergleichen. Sie forderte nicht, sie schenkte, schenkte immerfort und wurde nicht ärmer. Sie hatte rasche, scheue Zärtlichkeiten. Sie strich über seinen Rockärmel und es lag mehr Hingabe darin, als wenn andere Frauen sich auf seinen Mund stürzten.

Gran taumelte vom Schreibtisch in Barbaras Arme, von ihren Küssen an die Arbeit zurück; sie strömte ihm mühelos dahin wie Quellen in aufgelockerter Frühlingserde. Plötzlich riss der Faden; als habe, dachte Gran erbittert, Barbara mit ihren kleinen funkelnden Zähnen ihn mitten durchgebissen.

Sie hielt Gran gefangen, auch wenn er nicht bei ihr war. Wie eine Meerjungfrau war sie, die spielend beglückt, ein lichter Spuk, der zu zerfließen droht, wenn man auf einen Augenblick die Augen schließt. Mitten in erdhafter Lust entschwebte sie Gran in fremde Regionen seelischer Verzückungen, mystischer Träume und Ekstasen.

Bald ruhte die Arbeit ganz, eingetauscht gegen das aufreizende Spiel mit einem Geschöpf, dessen zarter Leib geboren hatte, während noch die Sinne in verträumtem Schlaf gebunden lagen. Sie hielt den Erfahrenen in Atem, zeigte Glut und Kälte in scheuer Folge, schrankenlose Hingabe und aufgeschreckte Abwehr, war Licht, das aufflammt und erlischt, schillerndes Eidechslein und schnurrendes Kätzchen, war lässig und behende, heiter und von süßester Schwermut gelöster Müdigkeit. Was an ihr schön war, die weiße Haut, der Reichtum ihres langen Haares, die kleinen, noch spitzen Brüste, die glatt und kühl wie Calvilleäpfel waren; der Schwung der Schenkel, die innige Rundung der Knie, alles liebte sie, weil es dem Freunde zur Entzückung diente.

In seinen Armen konnte sie verstummen, als fände ihre Sprache nur noch Ausdruck in Gebärde und Umschlingung, und es konnte in ihrer Kehle das sinnlos glückliche Lachen einer jungen Wilden aufsteigen. Wenn sie von seiner Brust den Kopf hob, sagte sie; „O du . . .“, und sie dehnte den Vokal dunkel und lockend, bis es wie das Gurren einer Taube klang. Selbst ihr Gang hatte sich ver-

ändert. Sie trat schwerer auf, behutsam wie Frauen zu Beginn der ersten Schwangerschaft, durchdrungen von der Kostbarkeit ihres gesegneten Leibes.

Gern suchte sie die Stätte der ersten Begegnung auf. Dort wanderte sie zwischen den Gräbern umher, trat wohl auch in die Kirche ein, in deren Mauerquadern noch aus katholischer Vorzeit der ihr wohlvertraute Duft des Weihrauchs zu hängen schien. Wie ehemals warf sie sich vor dem Altar auf die Knie, erschüttert von der Stille des leeren Gotteshauses, das die ganze Woche kein Beter aufsuchte. Der Küster kannte sie schon, händigte ihr, wenn er sie kommen sah, wortkarg den Schlüssel aus und trollte sich wieder, die schwere Türe hinter sich schließend. Einmal sagte sie, wie sie so auf den Knien in dem kalten Kirchendämmer lag, halblaut: „Schütze ihn, Gott im Himmel“ und erschrak über den einsamen Laut ihrer Stimme, die brüchig klirrend an die Deckenwölbung stieß. Es war ein Ton so ohne Wärme, Kraft und Liebe, als zerschelle alle Macht des Herzens an der Leere des unbeseelten Raumes. Als sie erschauernd dem Kircheninnern entfloh, erschien ihr das milde Gelb der Septembersonne wie die Farbe schmerzlich ruhevollen Verzichtes. Sie ging von Stein zu Stein und las: „Ach Brüder, folget mir“ und: „Ich gehe des Weges, den ich nicht wiederkommen werde.“ Sie las auch: „Da ich ein wenig vor Euch über kam, da fand ich, den meine Seele liebt. „Ich halte ihn und will ihn nicht lassen.“

So viele Tote gab es, dachte sie, überall in jedem kleinsten Dorfe lagen sie, es waren ihrer unendlich mehr als Lebender; und doch schien es ihr unfassbar, dass auch sie einst unter einem schweren Stein liegen und eine andere, Liebe im Herzen, über den Grabhügel gehen sollte.

Heimkehrend hörte sie in der Gaststube Gransprechen. „Nun, Gesine, wann feiern wir Verlobung?“

„Damit hat es noch gute Zeit, Herr Doktor!“

„Hat es? Das sagen Sie. Aber seien Sie ehrlich, Gesine,“ — wie gut kannte Barbara den warm überredenden Klang der Stimme — „was wäre das für ein Mann, der sich auf die Dauer mit Ihrer Politik des Hinausschiebens abfände? Ein weibischer Patron, den Sie selber am wenigsten achten könnten. Was gewinnen Sie auch durch das ewige Zögern und sich besinnen? Ist Ihnen ein anderer lieber, dann lassen Sie diesen laufen. Oder steht Ihnen der Sinn gar nach dem Altjungfernstübchen? Ein Mädchen wie Sie . . . die Narbe, sagen Sie? Gesine, das ist der wahre Grund nicht, Sie sind Frau genug zu wissen, dass ein fehlendes Auge den Ausschlag nicht gibt, wenn man Glieder hat wie Sie. Sehen Sie gefälligst vor dem Schlafengehen in den Spiegel . . . Also, das war es nicht . . .“ Die Stimme brach ab.

Eintretend sah Barbara, wie das Mädchen Gesine sich von Grans Hand aufrichtete, die sie im Kuss gestreift hatte. „Ich werde ihm schreiben, Herr Doktor.“

Barbara blickte zur Seite, Gran eine Verlegenheit zu ersparen. Sie wartete . . . er würde des Mädchens Hand abschütteln, sich den demütigen Kuss verbitten, und sei es nur durch einen Scherz. Stattdessen hörte sie ihn sagen, munter und warm zuredend: „Also viel Glück, Gesine.“

Gesine entschlüpfte in die Küche. Einen Augenblick hing das Schweigen im Zimmer. Gran sagte herzlich-kühl: „Ein nettes Geschöpf, diese Gesine. Über das zerstörte Auge möchte man heute noch weinen. Und dabei hat sie um den Preis noch nicht einmal ihren Steuermann gerettet! Na, möge sie jetzt mit ihrem Marschbauer glücklich werden.“

Barbara nahm spielerisch seine Hand und küsste sie. Sie warf sich eine kleinliche Regung vor.

Er entzog ihr die Hand fast unsanft. „Was soll das?“ Verwundert stellte er die Frage. „Du wirst doch nicht eifersüchtig sein . . .“ fügte er gedehnt, missbilligend, leise feindselig hinzu.

„Eifersüchtig . . . auf Gesine? Nein, nie wäre der Gedanke mir gekommen. Du hast mich doch lieb wie ich dich . . . nein, nicht wie ich dich, aber so, wie du eben Frauen lieb hast.“

Er nahm ihr Gesicht zwischen beide Hände und hob ihr Kinn. Es war weich und rund und doch schmal, man hätte es mit einem Griff zusammenpressen, zermalmen können.“ Er fühlte den feinen Knochenbau unter dem Fleisch, spürte auch das Zucken eines Muskels. „Was heißt das: wie ich eben liebe?“

Sie senkte die Lider, da sie den Kopf nicht senken konnte. Leise sagte sie: „Nun, so neben deiner Arbeit.“

„Wollte Gott, ich liebte dich wirklich nur so nebenher! Weißt du denn nicht, dass ich seit Tagen hinter den Worten her bin wie ein blinder Schütze, dass mir die Sätze auseinanderfallen wie ein Bau, zu dem man den Mörtel vergessen hat, dass ich ohne Gesicht, ohne Gehör, ohne Bildkraft, steril wie ein altes Weib bin?“

„Oh,“ sagte Barbara erschrocken. Dann lächelte sie. „Du hast gewiss noch stets wieder zu schreiben begonnen.“

„Willst du damit sagen, du seist mir nicht mehr als die vielen, ein Abenteuer, eine Lockung, Schäferspiel und Amoureske? Nochmals, wollte Gott, es wäre so. Es ist aber nicht so.“ Seine Brauen zuckten nervös, die Stirn überzog eine stumpfe Röte, der dünnlippige Mund wurde breit, beweglich, redete eine Sprache für sich. „Du hast mich behext, weiß Gott.“

Sie lächelte noch immer. „Du wirst schon wieder von der Hexerei gesunden. Verbrenne nur die arme Hexe nicht! Sie steht so schon in Flammen.“

„Dann brennen wir zusammen.“

„Und nichts bleibt als ein Häuflein Asche. Ach, Lukas . . . Liebster, Einziger, mir geborgt auf eine kurze Spanne Seligkeit . . . Nur nicht denken, nicht von der Zukunft sprechen, vergessen, dass es ein Festland gibt mit vielen, vielen Wegen über die Erde hin, lauter Wege der Trennung!“

„Der Sommer ist noch lang.“

„Ich sah schon Marienfäden in der Luft.“

So sprachen sie, überzeugt, dass sie sich trennen würden (denn Gran ertrug keine Fesseln und machte keinen Hehl daraus), unfähig sich zu lösen.

Am Sonntag feierte Gesine Verlobung. Barbara, Gran und der alte Maler, der hier alle Sommer blonde Friesinnen malte und die Bilder im Winter an wohlhabende Bürger verkaufte, wurden dazu geladen. Sie waren die letzten Gäste des Jahres.

Neben Gesine saß der Marschbauer, der Bräutigam, holzgeschnitzt, schweigsam, ein wenig ältlich schon, Witwer mit zwei Kindern.

Er blickte geradeaus, öffnete den Mund fleißig zum Essen und hob das Glas, wenn man ihm zutrank, mit festgefügter Zufriedenheit. Gesine trug die schöne Inseltracht, Mieder, Silberketten, eine Krone aus blonden Zöpfen und Haubenbändern. Sie sprach anders als sonst, ein wenig geziert, und die Hand, die das Messer führte, spreizte gefällig den kleinen Finger. Gran hielt die Festrede. Schwunglos begann er. Eine Anfrage des Verlegers nach dem Verbleib des Romans hatte ihn gezwungen, seiner Schaffensunlust ins Auge zu blicken, Farbe zu bekennen. Das Werk war ihm fremd geworden, gehämmerte Arbeit von drei Jahren mittwegs abgebrochen. Es geschah nicht zum ersten Mal, dass ein Erlebnis wie Unkraut das Feld der Arbeit zu überwuchern drohte. Zum ersten Mal aber geschah es, dass es nicht in seinem Ermessen stand, hart zu sein

und das Feld von den lieblichen Blüten des Unkrautes zu säubern. So flossen ihm die Worte dürftig, ohne innere Teilnahme über die Lippen, bis plötzlich die ihm tiefeingeborene Lust am Wort, am Klang, am Bau, an den geheimnisvollen Unterströmungen und Beziehungen der Silben zueinander durchbrach. Es wurde ein wunderbarer Lobgesang auf die Ehe, den Hausstand, die Gemeinschaft, das Lastentragen zu zweit, auf Fortpflanzung, demütige Kontinuität. Alles zeigte sich gerührt und erhoben. Mutter Boyen wischte sich die Tränen aus den Augen, und der alte Maler, ein stiller Süßer, schneuzte sich laut und gefühlvoll.

Gran und Barbara zogen sich frühzeitig zurück. Aufatmend schmiegte sich Barbara in ihre Sofaecke. „Wie schön du gesprochen hast, Lukas!“

Gran, der, die Zigarette im Munde, auf und ab lief, blieb mit einem Ruck vor ihr stehen. „Und weißt du warum? Weil ich als Außenseiter sprach, sein Glück schilderte, das für mich keins wäre; ein Heiligtum fremden Glaubens, vor dem man gleichgültig kniet, gegen das man sich nie in ohnmächtiger Enttäuschung wird auflehnen müssen.“

Er warf sich neben Barbara aufs Sofa, das leis in den Federn knackte. „Siehst du, Barbaren das ist es. Für mich gibt es dieses Glück nicht . . . ich kann mich nicht binden, ich ginge zugrunde. Schon der Gedanke beunruhigt mich. Als ich jetzt in München war, um wegen einer neu zu gründenden Monatsschrift in Verhandlungen zu treten — die ich in Kürze

abbrach, weil allein die endlosen Besprechungen mich beengten —, lud mich ein Freund zu seiner Hochzeit. Nein, Barbara, hätte ich noch schwanken können in meinem Entschluss, jetzt an dieser Festtafel der geröteten Bürgergesichter, als man mit Wein, Braten und Gesang den triebhaftesten Vorgang der Natur durch Zeremonien, Pomp, Würde und Heiligkeit einzuleiten sich begab, da fiel es mir wie Schuppen von den Augen: ein kriegerisches Fest war es, bei dem die Partei der Braut im Triumph ihren Gefangenen einbrachte.“

Barbara lachte. „Bei meiner Hochzeit gab es Chianti, eine Polenta und ein gebratenes Huhn, das Franceschina eigenhändig gemästet hatte. Wir speisten zu dreien, mein Vater, Anton und ich. Veilchen standen auf dem Tisch, alle Fenster waren geöffnet, der ganze Frühling sah herein. Es war hübsch, wirklich Lukas, und weder feierlich noch kriegerisch. Und ich glaube nicht, dass Anton sich als Gefangener fühlte. Aber,“ sie wurde ernst, „ich verstehe, dass du frei sein musst.“

Er schüttelte den Kopf. „Du kannst es dennoch nicht begreifen, nein, sage nicht das Gegenteil. Du suchst wohl dich einzufühlen, aber es ist ein Begreifen nur für die Stunde. In Innersten willst du die Sesshaftigkeit, das Nestbauen. Es ist dein Recht, das Recht jeder Frau. Ich wollte, du hättest mich nie gesehen.“

Sie schüttelte langsam den Kopf. Sie lächelte.
„Ich nicht, Lukas.“

„So sagst du jetzt. Und meinst es auch. Aber der Sommer geht zu Ende. Ewig bleiben wir nicht hier. Was dann? Wo willst du hin? Wie denkst du dir die Zukunft?“

„Gar nicht,“ sagte sie einfach. „Ich will nicht denken. Wie diese Insel frei im Meere schwimmt, so ist mir die Gegenwart losgelöst von Zukunft und Vergangenheit.“

„Ich will fort, Barbara. Deinetwegen.“

„Höre, Lukas.“ Ihre Stimme war hoch und klar, sie zitterte nicht. „Du sollst mir etwas versprechen.“

„Liebstes, ich kaufe keine Katze im Sack. Du musst schon sagen, was es ist.“

Barbara fasste seine beiden Hände an den Gelenken, ihre Finger gruben sich in der Erregung tief ins Fleisch. „Du sollst mir versprechen, mich nicht eher zu verlassen, als bis du genug von mir hast.“

Er schwieg.

„Es ist doch nicht viel verlangt,“ auf einmal war ihre Stimme heiser, der Griff ihrer Finger schmerzte fast. „Nichts, als dass du ganz Laune und Neigung folgst. Ich gehöre dir, solange du mich willst. Nachher . . .“ sie zuckte die Schultern und ließ seine Hände fallen. "

Er widerstand dem Verlangen, sie zu küssen.

„Barbara, ich muss doch vernünftig sein für dich, wenn du es schon nicht bist. Das Opfer wird zu groß, ich kann nicht immer tiefer in deine Schuld geraten.“

„Opfer?“ Sie lachte. „Wer hat mich gelehrt, was Liebe und Seligkeit ist? Wer hat mich frei gemacht von törichten Bedenken, mir die Augen geöffnet für alles, was schön und stark und liebenswert ist? Wer war gut zu mir, als ich traurig war, und wer hat mir die Traurigkeit aus den Augen geküsst? Du, du, du . . . Und dann sprichst du von Schuld?“

„Du musst dich frei machen, auch von mir.“

Sie unterbrach ihn, und ihre Augen hatten das gleiche grünliche Feuer wie der Smaragd an ihrem Finger: „Das ist das Einzige, was du von mir nicht fordern darfst. Es geht über meine Kraft.“

VIII.

Gran und Barbara fuhren im Ruderboot über die unbewegte Wasserfläche. Barbara sang zu Grans Ruderschlägen. Sie hatte eine dünne, hohe, reine Stimme.

„Tre giorni son ehe Nina
In letto se ne sta . . .“

„Du singst wie eine Vierzehnjährige.“ Gran zog die Ruder ein, legte sich vorsichtig, um das Gleichgewicht des Bootes nicht zu gefährden, auf den Grund des breiten, schweren Fischerkahns und verschränkte die Arme im Nacken. Der Abend war still, durchglüht wie im August, Nachsommertag voll Inbrunst und Süße.

„Svegliate mia Ninetta
Acciò non dorma più.“

„Wie eine Vierzehnjährige. So seh' ich dich . . .
mit einem Mozartzopf . . .“

„Den ich nie getragen habe.“

„Mit einem Mozartzopf,“ fuhr Gran unbeirrt fort,
„kurzen Röcken und langen, schwarzbestrumpften
Beinen. Übrigens, Frauen mit zu langem Ober-

körper könnte ich niemals lieben. Sie müssen unharmonisch sein.“

Barbaras Lachen tanzte silbern übers Wasser. „O Lukas, was haben kurze Beine mit innerer Harmonie zu schaffen?“

„Mehr als du ahnst, mein Kind. Eine Glatze zum Beispiel verpflichtet zu schwerblütiger Grübelelei . . . oder zu jovialster Wurschtigkeit.“

„Wenn du schon mit entweder — oder kommst!“

„Die alte Sache: les extrêmes se touchent. Aber zum Ausgangspunkt zurückzukehren, zu deinen schmalen Kinderbeinen, die eines Tages zu schwellen und sich hüftabwärts zu schweifen beginnen . . . Deine kleinen Brüste fangen an zu stechen und über ein Weilchen stehst du erschreckt vor dem, was dich plötzlich und auf immer vom Kinderland trennt.“

„Erschreckt? Warum sollte es mich“ erschrecken? Ich bin kein Stadtkind wie du. Auf dem Pachthof gab es Getier genug, Kühe und Schafe und Schweine, um nicht blind vor der Natur zu stehen. Und im Süden, wo die Frauen ihre Kinder in aller Öffentlichkeit säugen, hat die Prüderie keine Stätte. Annunziata war mit elf Jahren wissend wie eine Zwanzigjährige und träumte von nichts als vom Manne. Nein, erschreckt war ich nicht,“ sie lächelte in sich hinein, „eher stolz darauf, den Vorsprung der jüngeren Annunziata wieder eingeholt zu haben.“

„Und dann fängst auch du ein vom Manne zu träumen?“

„Ach, ich träumte bloß dumm vor mich hin. An-

nunziata, ja die wusste genau, was sie wollte. Ein Bersagliere sollte es sein mit einem dicken Schnurrbart und dem kleidsamen Federbusch, und er sollte sie entführen. Kennst du das hübsche Liedchen: *Il bersagliere cammina e non si stanca mai*? Das sang sie immer, mit ganz tiefen, heißen Kehllauten . . . Und dann kam ich ins Kloster und schwärmte für Schwester Mafalda.“

„Schwester Mafalda . . . ein schöner Klang. Wär' ich nicht zu faul mich zu rühren, ich schrieb' ihn mir auf.“

„Schwester Mafalda liebte ich, weil sie aussah, als habe eine unglückliche Liebe sie ins Kloster getrieben.“

„Eine unglückliche Liebe hat noch keinen, weder Mann noch Frau, ins Kloster gebracht. Da müsste ja die halbe Welt den Keuschheitseid ablegen! Wer hat denn in seiner Jugend nicht unglücklich geliebt? Nein, mein Kind, das ist nur der äußere Anstoß, eine letzte Hemmung, die fallen muss; nur solche ziehen sich vor der Welt zurück, die ein mystisches Bedürfnis nach Seelenwollust und Ekstase treibt. Menschen wie du und ich . . .“ er unterbrach sich und sah von unten zu ihr auf mit einem halb zärtlichen, halb ironischen Lächeln . . . „das heißt, in dir steckt ja auch manches Mal so etwas wie Mystik. Im Grund bist du eine Romantikerin.“

Barbara hatte die Hand ins Wasser getaucht und im langsamen Gleiten des Kahns die Strömung wie eine Liebkosung verspürt. Jetzt erschauerte sie vor

der Abendkühle des Wassers. Sie ließ langsam in den schrägen Strahlen der untergehenden Sonne die Tropfen von den Fingern zurückfallen. Ihre Hand schimmerte rötlich. „Gib mir keine so prächtigen Namen, Lukas. Romantikerin! Das klingt wie schwerer Goldbrokat. Ich habe aber niemals steife, kostbare Stoffe tragen mögen.“

„Wenn du nun aber doch ein romantisches Seelchen bist?“

„Glaube mir, ich bin ein ganz einfaches Geschöpf.“ Dunkel regte sich in ihr die Erinnerung an ganz ähnliche Worte, die sie zu einem anderen gesprochen hatte. Wie ein kühler Hauch wehte es sie an. Als müsse sie Rechenschaft ablegen, fuhr sie fort: „Was mich oft quält, ist nur das Schwanken, das Wählen müssen, die Unsicherheit. Ich denke oft, es dürfte so schwer nicht sein, den geraden Weg zu finden.“

„Ihn zu finden nicht, ihn zu gehen schon. Denn er führt verteuft gern mitten durch unser eigenes Herz.“

Barbara schüttelte den Kopf. „Wenn man es nur sicher wüsste, dass es der rechte Weg ist, herrlich müsste es sein, ihn zu gehen.“

Er sagte, ganz leise lachend: „Romantikerin.“

Solche Stunden gab es wohl, schöne, innige Stunden des Austausches, der Gemeinsamkeit, heiter, friedlich wie Glockenklang über weitem Land, wie Heideduft und Wellenschlag. Aber es gab auch andere Stunden, wo sich drohend ein Feindseliges zwischen sie schob, wo Barbara Grans Unruhe wie

einen Dorn im eigenen Fleische wuchern fühlte. Sein Gesicht wurde maskenhaft und Barbara sah, dass er ihre Nähe nur schwer ertrug. Oftmals befiel ihn diese Stimmung, wenn sie weit vom Hause waren, am Strand, im Boot, oder während sie auf Boyens hochräderigem Zweisitzer über die Insel fuhren. Barbara litt dann unter der Unmöglichkeit, ihn von ihrer Gegenwart zu befreien, sie kam sich wie eine Verbrecherin vor, und wenn sie in seine zerwühlten, plötzlich gealterten Züge blickte, stieg in ihrer Kehle stummes Weinen auf. Am schlimmsten war es, wenn Gran sich nicht kampflös der Entfremdung überließ und in falscher Lebhaftigkeit allerhand Schnurren und Reiseabenteuer zum besten gab wie ein Kranker, der seinen Schmerzen zum Trotz einen geehrten Gast von Fernabliegendem unterhält. Er erzählte von seinem Großvater, einem norwegischen Schiffskapitän — das einzige Familienmitglied übrigens, dessen er je Erwähnung tat —, und es erwies sich, dass er für ihn die größte Achtung hegte; ein skurriler alter Herr, mit Kraft und Saft noch in den letzten Absonderlichkeiten, zu großen Formats für die reiche Reederstochter, die er heiratete, und das ganze pommersche Küstenstädtchen, in dem er seinen Lebensabend beschließen sollte. Ein Trinker und Schürzenjäger, offenen Auges, offener Hand, ohne Sinn für das Zusammenhalten der Güter dieser Welt, doch mit genießerischem Verständnis für die Vorteile, die sie boten.

„So recht und schlecht vertrug er sich, unsesshaft

wie er war, mit seiner Umgebung, bis es ans Sterben kam. Bettlägerig war er nie gewesen, nur ein bisschen zusammengeschrumpft, kleiner geworden, stiller. Konnte nicht mehr jeden unter den Tisch trinken, verhielt sich still, wenn Töchter und Enkel ihn küssten. Früher sagte er wohl: „Kinder, Ihr kitzelt mich. Soll das ein Kuss sein?“ Er war fürs Herzhafte; jetzt schien er sich mit den weicheren Profilen seiner Sprösslinge abgefunden zu haben. Aber eines Tages packte er seine Reisetasche und fuhr ohne Abschied auf einem Frachtdampfer nach Norden, in seine Heimat zurück. Von dort schrieb er, man möge kein Geschrei machen und ihm ein ruhiges Sterben gönnen. Das werde ihm leichter inmitten einer rauen, gewalttätigen Natur. Bei uns sei ihm alles zu niedlich, die Seele müsse der Abhärtung und Stählung entbehren, und der Tod sei nun mal, wie das Gebären, eine Verteufelt ernsthafte Angelegenheit. Er hat denn auch nur wenige Tage mehr gelebt. Beneidenswertes Los, alt werden und in vollem Einklang mit seiner Stunde dahingehen!“

Barbara zitterte, wenn Gran auf den Großvater zu sprechen kam. Es war das Unruhvolle, das Unbürgerliche, Gewaltsame in ihm, das zu rumoren begann, ihn umtrieb, höhnte, aus dem Idyll dieser Tage aufstachelte. Es war der Feind, gegen den sie keine Waffe hatte, der sie besiegen würde, und war es nicht heute, so morgen.

Mit dem Neumond setzten die ersten Herbststürme

ein, gewaltig krachend, als bräche ein lange zurückgehaltenes Ungeheuer aufbrüllend in umfriedetes Land, als grüben sich Raubtierzähne in warmes, zuckendes Fleisch.

Barbara saß zitternd im Bett und horchte auf das Schreien des Sturmes, das Ächzen der Balken, die schrillen Piffe, die über den Dachfirst sausten. In den Ulmen knarrte und stöhnte es: ganz tief wie Orgelton setzte der Klagelaut ein, wuchs und schwoll, wurde höher und schriller, brach ab wie der Ruf verlorener Seelen . . . in die kurze Stille fiel das Klirren einer Scheibe, ein Ziegel löste sich mit dumpfem Schlag vom Dache. Durch alle Fugen drang Kälte ein. Barbara erschauerte. Hörte sie aus der Ferne auch das Meer, oder war es nur der Wind, der den Schlag der Wellen öffte, oder das Brausen ihres geängsteten Blutes? Fürchterliches begab sich in solchen Nächten auf dem Meere. Nie, nie würde sie es lieben können ohne Furcht und Grauen. Warum kam Gran nicht, sie zu trösten? Wusste er nicht um ihre tötende Angst, die ein Druck seiner Hand, ein Wort, eine einzige Silbe aus seinem Mund beschwichtigt hätte? . . . „Er will mich nicht erschrecken,“ belog sich Barbara. „Er wartet, dass ich zu ihm komme.“ Sie schwankte. Doch die Angst trieb sie vor seine Türe.

Leise klopfte sie. Es erfolgte keine Antwort. Barbara bebte vor Kälte und Mutlosigkeit; ein zweites Mal zu klopfen widerstrebte ihr. Sie legte den Kopf gegen das gestrichene Holz der Türfüllung; es roch

bitterlich nach Harz und Terpentin. Nur diese Bretter trennten sie von Gran, dachte sie, und sehnsüchtig streiften ihre Lippen das Holz.

Am Morgen hatte der Sturm sich ausgetobt, eine blasse Sonne stand, wässrig wie eine Zitronenscheibe, zwischen zwei Wolkenbänken am Himmel, und Barbara entsann sich ihrer Verängstigung wie eines Traumpuks, dessen folternde Ursache dem wachen Sinn verschlossen bleibt.

Auf dem Flur die alte holländische Uhr schlug mit tiefem schepperndem Ton die Mittagsstunde, als sie leise fröstelnd in den fahlen Tag hinaustrat. Die Dorfstraße war mit Ulmenblättern bestreut, und es roch säuerlich nach Nässe und Verwesung. Vor Grans Zimmer hingen verschwiegen abweisend die grünen Vorhänge. Gran schlief.

Barbara saß schon bei der Suppe — längst hatte sie ihre einsiedlerischen Mahlzeiten aufgegeben —, als er die Gaststube betrat. Er grüßte sie mit liebevoll zerstreutem, müdem und eigentümlich gesättigtem Blick. Barbara fragte stockend, wie er geschlafen habe?

„Heute Vormittag wie ein Sack, ein Lehmklotz, ein Toter. Wunderbar dieses Erwachen aus dem Unbewussten, dem Nichtsein, dem Jenseits unserer lebendigen Tage! Und die Gelöstheit tiefsten, totenähnlichem traumlosen Schlafes nach einer Nacht des Sturmes und der Arbeit, des Ringens aller Gewalten, außen und innen, der Hölle und der letzten Seligkeiten, ein Ringen bis zum Platzen aller

Blutgefäße, ein Taumel der Ohnmacht und des Vollbringens ihr zum Trotz . . .“

Er löffelte hastig, mit sichtbarer, seinem gemessenen Wesen sonst fremder Gier.

„Du hast gearbeitet?“ Leise, ehrfürchtig tat sie die Frage.

Er nickte. Wie ein tiefer befreiter Seufzer nur klang es: „Endlich.“ Gleich darauf zerfiel sein Gesicht, der Mund schloss sich fest zu einem Verziehen des Überdrusses, der Ernüchterung. „Wozu das alles . . . diese kleinen armseligen Aufpeitschungen eines eigensinnigen Wollens und schwachen Vollbringens? Was ist das für eine Kunst, die sich gebärden muss, als schaffe sie das Höchste, setze einen Stein für alle Zeiten und gibt doch nichts als eine kleine magere Melodie des Vergänglichen?“ Dann mit jähem Tonwechsel: „Herrgott, war das ein Sturm heut' Nacht . . .!“

Barbara erschauerte noch bei der Erinnerung. „Es war furchtbar.“

„Furchtbar . . .? Ja, für solche, die auf dem Meere fahren. Weißt du, Barbara, das muss man gesehen haben, wie die Schiffer in Sturmnächten ihre Arbeit tun oder auch nur dahocken und warten. Das sind die Menschen, die wirklich fühlen, ihr Leben ist in Gottes Hand (wofür man auch ein beliebig rationalistisches Wort setzen kann).“ Das ist vielleicht das Größte, dieses stumme, ergebene, tapfere Warten. Wir anderen zappeln doch alle mehr oder minder im Wahn der Selbstbestimmung.“

Von diesem Tage an entfernte sich Gran merklich von Barbara.

Das Wetter blieb kühl, unfreundlich, mit kurzen heftigen Schauern, plötzlichen Windstößen, feuchtkalten Nächten. In den Mittagsstunden brach eine tückisch verwitterte Sonne durch. Gutes Wanderwetter, und Barbara lief sich die Füße wund über Heide, Dünen, Buchweizenstoppeln und Marschwiesen. Immer allein, denn Gran überwand nur schwer seine körperliche Trägheit. Je enger die Arbeit ihren Zauberkreis um ihn schlug, desto schwerfälliger, sparsamer wurde er in der Bewegung. Er kam aber nie wieder auf das heimliche Misstrauen gegen den Wert der eigenen Arbeit zurück, dieses seltsame Kainsmal seines Schaffens, geboren aus helllichtiger Erkenntnis der eigenen Grenzen, aus verbissener Inbrunst zum Werk, aus Selbstbewusstsein, Ehrgeiz und einer nicht unedlen Verachtung des Tagesruhms und seiner Heroen. Dass er litt, kämpfte und sich mühte, dass er nach durchwachten Nächten ausgebrannt und leer erschien, ohne Vitalität, Schwung und Freudigkeit, erfüllte Barbara mit schmerzvollstem Mitleid; dass er sie zerstreut nahm und noch in ihren Armen fern und leidend blieb, ließ sie ihn auch nicht durch einen Blick entgelten; Sie folgte rein triebhaft ihrem Herzen, dennoch verknüpfte sie sich Gran durch diese Schlichtheit auf eine neue ungeahnte Weise. Eine Wandlung hatte sich in ihr vollzogen. Gran war ihr nicht länger der Halbgott, der überlegen, verstehend und

gütig Segen spendet. Sie sah ihn vielmehr als einen maßlos stolzen, leidenden Menschen, eingemauert in seine Schwächen, abwehrend in seiner Verwundbarkeit, gütig zu allen Hilflosen, zu den Bedrängten und Armen im Geiste, die er im tiefsten Grunde beneidete; voll Hohn für sesshafte Bürgerlichkeit, nach der er, uneingestanden, Sehnsucht trug. Ehedem, als er ihr noch fremd war, hatte sie sich bei ihm Trost geholt, ihr Herz rückhaltlos vor ihm entblößt; jetzt suchte sie jeden rauen Hauch von ihm fernzuhalten, ihn vor Unbill zu schützen, ihm nichts als Freude und Heiterkeit zu schenken. Sie verschwieg ihm jede Kränkung, die der trübe sich hinziehende Scheidungsprozess ihr brachte, sie schwieg, als die alte Traugott ihr schrieb, „man“ habe ihren Briefwechsel mit der gnädigen Frau entdeckt und ihr mit sofortiger Entlassung gedroht, wenn sie denselben nicht umgehend einstelle; diesen Brief trage sie dennoch heimlich zum Kasten, damit die gnädige Frau sich nicht unnötig ängstige. Als auf Antons Geheiß in zwei Riesenkoffern ihre gesamte Habe an Kleidern, Wäsche und Pelzen ohne ein Wort nachgesandt wurde, eine Fülle, für die sie in Nieblum weder Raum noch Verwendung hatte, unterdrückte sie tapfer die Tränen des Zornes, um Gran kein verweintes Gesicht zu zeigen.

Einmal sagte Gran zu Barbaren „Du musst in einem früheren Leben eine der ‚grandes amoureuses‘ gewesen sein, von ihrem Feuer hat sich ein Strahl in deine ehrbar sittsame Bürgerlichkeit verirrt . . . du

bist eine Traumliebende, so wie es Trautn nzerinnen und -sängerinnen gibt. Eine Trilby der Liebe.“

„Ist Liebe und Traum nicht ein und dasselbe?“ fragte sie zurück. „Das, was aus der letzten Tiefe aufsteigt, ohne unsern wachen Willen, gegen Überlegung, Klugheit, Berechnung? Man sagt ja, im Traum sehen wir unsere Seele nackt, auch von dem Liebenden fällt die Maske.“

„Und er bindet eine neue vor.“

Barbara schmiegte sich in Grans Arme. „Es gibt Masken, die mehr enthüllen als verbergen, Trug und Verstellung, die letzte Wahrheit sind.“

Ja, auch Barbara bediente sich, unbewusst noch, einer Maske. Sie lächelte, obwohl ihr das Herz schwer war. Denn immer häufiger sprach Gran von Aufbruch, Reisen, Winterpl nen. Bald entschied er sich für München, dann lockte der Orient, Luxor, Assuan . . . Er träumte von stillen Arbeitstagen am Rande der Wüste, aber dort war es schwer, dem Fremdenstrom zu entgehen. „Man müsste einem vornehmen Araber sein Haus abnehmen . . . Gärten gibt es dort, Barbara, in denen man glaubt, den Weg zurückzufinden zu Adams uranf nglichem Paradies. Aber dazu fehlt leider das nötige Kleingeld. Die Araber sind scharfe Kunden.“ Oder er dachte an Berlin. Nirgends arbeite es sich besser, als in einer großen Stadt, nirgends könne sich ein Mensch völliger verkriechen und von der Umwelt vergessen werden. Wer sich nicht selbst den Tamtam schlage, dessen Ton verhalle in dem Brausen der Millionen.

Paris, London, ein Dorf vor den Toren Roms, Sorrent, das verträumte Bernerdorf Muri, jeder Tag brachte neue Lockungen, neuen Einfall. — —

Gran und Barbara fuhren in Boyens hochsitzigem, schlechtfedernden Wagen nach Alkersum. Es war ein heller, windiger Nachmittag, man hörte den Schrei der Möwen, die landeinwärts flogen. Das braune Pferd, mit hohem Widerrist und derben Flanken, hob stolpernd die behaarten Beine, unter seinem schweren Tritt gurgelte die aufgeweichte Erde wie saugender Moorboden.

Der Wirtsgarten zu Alkersum lag verlassen; die Lauben waren entblättert, offen, dem Wind und jedem Blicke preisgegeben. Auf den schmalen, geraden Wegen schichtete sich das faulende Laub. „Weißt du noch . . .?“ fragte Barbara, zurückdenkend an glückliche Sommerabende. Aber Gran war nicht für wehmütiges Festhalten vergangener Stunden. Ihn verlangte nach heißem Tee und den berühmten braunen Ingwerkuchen Mutter Stibbes, der Wirtin. „Eine warme Stube im Herbst ist so gut wie eine romantische Laube im Sommer,“ sagte er lachend, und da die Gaststube ungeheizt und überdies von kaltem Rauch bläulich verhängt war, durchzogen von einem sonderbaren Apothekergeruch nach Kamillen, Pfefferminz, Lakritz und Salbei, so wusste er die Wirtin zu bewegen, sie in das Allerheiligste, die große, niedrige, dämmerige Küche einzulassen. Gran war guter Laune, voll Witz und Einfälle, er

neckte Mutter Stibbe, eine frische Fünfzigerin von wikingerhafter Gestalt, bis sie errötete wie ein junges Mädchen.

Barbara strahlte Grans Laune zurück. Sie sah, wie er ungezählte der kleinen braunen Kuchen aß, und bat mit plötzlicher Eingebung Mutter Stibbe um das Rezept. Die Wirtin stemmte den vollen, bis zum Ellbogen entblößten Arm in die breitausladende Hüfte und maß Barbara mit einem spöttisch gereizten Blick aus harten, hellen Augen. Da könnte wohl jeder kommen, sagte sie kühl, und danach fragen; mit diesen Kuchen mache sie in der Saison ihre besten Geschäfte, die seien berühmt über die ganze Insel und bis hinunter nach Hamburg. Es sei von dort mal eine Konditorfrau dagewesen und habe ihr für das Rezept glatt hundert Mark auf den Tisch gelegt. Die habe sie aber wieder einstecken dürfen. Das Rezept stamme noch von ihrer dänischen Großmutter und sei ihr nicht feil.

Barbara duckte sich unter dem Angriff der lauten Stimme. Begütigend lenkte Gran ein. Das sei doch das größte Kompliment, das eine Frau der anderen mache, und als versteckte Konkurrentin trete die Dame gewiss nicht auf den Plan. Dafür bürge er. Freilich sei es wohl mit dem Rezept allein nicht getan. Er habe sich schon sagen lassen, zum rechten Gelingen gehöre beim Kochen und Backen die glückliche Hand.

Die Wirtin lächelte geschmeichelt; ihr volles rosiges Kinn schob sich kokett über dem dunkeln Kragen hin und her. Der Herr Doktor spotte, sagte sie; so viel

Lob sei das einfache Gebäck nicht wert. Und sie verschwand mit rauschenden Röcken, um nach geraumer Weile ein vergilbtes, mit feinsten verblassten Schriftzügen engbedecktes Blatt unter stolzer Gebärde vor Gran niederzulegen.

„Man nehme . . .“ begann Gran zu lesen, „ein Pfund Weizenmehl . . .“

„Sie dürfen es sich abschreiben,“ sagte Mutter Stibbe gnädig.

Barbara hatte sich schweigend verhalten. Zwischen Gran und der Wirtin flogen die Worte und Blicke rasch hin und her. Jetzt fragte Gran: „Nun, Barbara, kannst du dich nicht revanchieren?“

„Soll ich,“ fragte sie schüchtern, „einen Sabajone bereiten?“

„Fremdländisches Zeugs,“ murrte die Wirtin zwischen den Zähnen.

„Aber das Feinste vom Feinen. Glauben Sie es einem alten Seefahrer, der in aller Länder Kochtöpfe seine Nase gesteckt hat. Wir werden ein Fest feiern, Mutter Stibbe, Sie halten mit und Ihr Sohn muss auch herbei. Also, Barbara, nenne die Zutaten. Eier, Zucker, Wein. Mutter Stibbe, nun schütteln Sie wieder den Kopf und eigentlich freuen Sie sich doch und möchten nur zu gerne ja sagen. Aber nicht wahr, eine Frau, die einem großen Anwesen allein vorstehen muss, die darf ihrem Herzen nicht die Zügel schießen lassen . . . und so sind Sie ewig auf der Hut und voller Misstrauen. Aber die Menschen nahen doch nicht immer als Feinde. Also seien

Sie gemütlich, und wir trinken auf das Wohl der Wirtin zu Alkersum, die tüchtig ist wie ein Mann, quirl wie ein junges Mädchen und mütterlich wie, wie, nun eben wie Mutter Stibbe.“

So wurde von einer gerührten Wirtin, die sich betulich die Augen wischte, der halblöde Sohn in den Keller geschickt, um den von Barbara geforderten Wein — eine Flasche süßen, eine Flasche herben — heraufzuholen, die Magd musste nach Eiern und Zucker springen, und sie selbst band eigenhändig Barbara eine große weiße Schürze vor.

Es war dunkel geworden, von Westen fiel durch das Fenster wie eine Blutlache auf den Ziegelboden ein tiefroter Schein und erlosch. Die Magd brachte die Lampe, über dem Herd wurde im Wandarm die Kerze entzündet. Während sie die Eier schaumig schlug, gab Barbara Gran ihre Ringe zum Halten. Den großen eckig geschnittenen Smaragd hob Gran spielend ans Licht; dem rötlich flackernden Schein sprangen grüne Funken feindselig, fremdartig, spukhaft entgegen. Barbaren vom Herd aufblickend, sah Gran den Ring zerstreut an seinen kleinen Finger stecken. Eine sonderbare Kälte berührte sie mitten in Glut und Hitze. Sie sah Anton vor sich, der ihr den kostbaren Stein zur Verlobung brachte. „Grün wie deine Augen, Schatz.“ Und sie hörte die kreischende Bewunderung der alten Franceschina, die hellen Schreie der entzückten Pächtermädchen, ja sich selber sah sie, wie eine Fremde, in ihrer ahnungslosen, verspielten Freude . .

„Nun,“ fragte Gran, nachdem er in feuriger Beredsamkeit das Loblied des Sabajone gesungen hatte. „Habe ich zu viel versprochen?“ Sie saßen um den blankgescheuerten Küchentisch, Barbara und Gran, die Witwe, ihr Sohn und die kleine fünfzehnjährige Magd.

Als höchstes Lob sagte die schon elegisch gestimmte Wirtin: „Das hätte meinem Seligen auch gemundet! Der hatte eine feine Zunge, Herr Doktor, er trank ja wohl en beten über den Durst. Aber ein guter Mann war er doch so weit und keine Memme,“ und sie blickte seufzend auf den Blöden, der, die Hände fest um sein Glas geschlossen, vor sich hingriente.

Auf dem Heimweg durch die rasch zunehmende Dunkelheit stieß Barbara in der Wagenecke gegen eine Düte voll des Ingwergebückes. Sie wurde noch stiller, als sie es schon den ganzen Abend gewesen war. Ganz scheu lehnte sie den Kopf gegen Grans Arm, der nur lässig die Zügel hielt. Der alte Braune fand seinen Weg allein. „Es haben dich so viele Frauen schon geliebt, Lukas.“

„Haben sie das . . . ich weiß nichts mehr von ihnen.“

„Es werden dich noch viele lieben.“

Gran küsste sie flüchtig. „Alle Eifersucht auf Vergangenheit und Zukunft? Halte dich an Tag und Stunde, Kind.“

Sie wusste nicht, war es Trost oder Warnung.

Es war spät, als sie die schlecht beleuchtete Gast-

stube zu Nieblum betraten. Unter der einzigen Lampe saßen die einäugige Gesine und ihr Marschbauer. Sie saßen beide sonntäglich gekleidet, feierlich, auf hohen harten Stühlen. Das Glasauge mit der brandroten Schläfennarbe war dem Manne zugekehrt. „Warum,“ dachte Gran in unmerklicher Gereiztheit, „dreht sie ihm nicht die andere Seite hin?“

Und Barbara dachte: „Ob er sie wohl auf die arme verunstaltete Schläfe küsst . . . oder sitzt der Erhängte zwischen ihnen und macht sie stumm und furchtsam?“

IX.

Am anderen Vormittag suchte Gran vergebens nach Barbara. Er erfuhr, sie habe sich von Boyen, der vom Dampfer Waren holte, nach Wyk mitnehmen lassen.

Die Morgenpost hatte Gran empfindlich die Laune gestört. Da war die Mahnung einer Monatsschrift eingegangen, der er längst eine Novelle schuldete, der Verleger hatte seiner Enttäuschung Ausdruck gegeben, den Roman nicht vor Weihnachten auf den Markt werfen zu können, seine Bank machte wenig befriedigende Mitteilungen.

Um Grans Finanzen war es schlecht bestellt. Sein nicht unbeträchtliches väterliches Erbe hatte er in wenigen bewegten Jahren bis auf den kärglichsten Rest vertan, nicht so sehr aus Leidenschaft wie in unklarer Sucht, eine gewisse Kargheit der Fantasie durch gewolltes Überschäumen, durch Abenteuer, Wetten, Kämpfe, Liederlichkeit und souveräne Verachtung des Maßes und der bürgerlichen Vernunft in Fülle, Buntheit und Überschwang zu verwandeln. Mit leerem Geldbeutel und schmerzlicher weiser Selbstbeschränkung hatte er dieses Jugendkapitel abgeschlossen; fortan lebte er, schon leise alternd, über seine Jahre reif, beherrscht und verschlossen der Arbeit.

Es verdross ihn, in dieser Stunde des Unmutes

und der Verstimmung Barbaras Gegenwart entbehren zu müssen. Ihn verlangte nach leichten Worten, Heiterkeit, Abkehr von sich selbst. Er ging auf der Wyker Straße dem Gefährt entgegen.

Als Barbara ihn schon von weitem erkannte, ließ sie Boyen halten und schwang sich leichtfüßig von dem hohen Sitz, fröhlich winkte sie mit der Hand; näherkommend verschwand vor seiner finsternen Miene das Lächeln von ihrem Gesicht.

„Hättest du mich nicht von deiner Fahrt benachrichtigen können? Ich habe dich überall gesucht.“

„Verzeih, Lukas.“

Er war zu ärgerlich, nach dem Zweck ihrer Fahrt zu fragen, obwohl er wusste, dass sie Wyk sonst mied. Barbara ihrerseits wagte nicht sein mürrisches Schweigen zu brechen. So gingen sie stumm nebeneinander. Plötzlich aufblickend fragte Gran: „Wo sind deine Ringe?“

Sie wurde rot. „Ich habe Anton meinen Schmuck zurückgeschickt. Ich komme vom Postamt.“

„Deinen ganzen Schmuck? Auch die Perlenkette, die du so gerne trägst?“

Sie nickte. „Ich hätte es früher tun sollen. Ich dachte nur nicht daran, und Anton war zu vornehm, mich zu mahnen. Aber gestern, als du mit den Ringen spieltest . . .“, sie verstummte.

„Warum,“ fragte Gran langsam, „brichst du alle Brücken hinter dir ab?“

„Was meinst du damit, Lukas?“

„Was ich sage, Barbara. Deine Ehe ist eigent-

lich nicht unglücklicher gewesen als hundert andere auch, die dem Druck der Jahre widerstehen. Du hast deinem Mann vielleicht eine ganz heilsame Lehre erteilt, er hat um dich Kummer und Sorge ausgestanden. Auf seine Art hat er dich gewiss liebgehabt. Wer weiß, ob du ihm jetzt nicht noch kostbarer geworden bist, wo dein Besitz ihm nicht länger sicher ist, wer weiß, ob er dich nicht mit offenen Armen aufnähme, wenn du zu ihm . . . zu eurem Kinde zurückkehrtest?“

„Und das sagst du, Lukas, du?“ Sie sprach kaum hörbar, und sie bückte sich, einen flachen Stein vom Boden aufzuheben, um den sich krampfhaft ihre Finger schlossen.

„Wer sonst? Wer kennt dich wie ich,“ — sein Unmut, seine Gereiztheit waren verflogen, er sprach zart, gütig, mit eindringlicher Wärme — „wer weiß besser, was dir frommt, was dir nottut? Du brauchst Schutz, Sicherheit.“

„Ich brauche Luft,“ unterbrach Barbara schnell. „Und sollte ich als deine Geliebte zu Mann und Kind zurück?“

Gran unterdrückte eine Gebärde der Ungeduld.

„Barbara, so kommen wir nicht weiter. Sieh den Dingen nüchtern ins Auge. Dein Mann weiß nichts von mir, er wär’ der erste nicht, dem ein Nichtwissen das Glück rettet. Denke du an dich und deinen Jungen.“

„Sprich nicht von ihm. Ich kann nicht, darf nicht, will nicht.“

„Und du wirst ziel- und heimatlos in der Welt herumfahren . . .? Sieh, Barbara, ich muss fort, ich muss arbeiten, ich bin kein Faulenzer, ich kann es mir gar nicht leisten. Der Winter steht vor der Tür. Mach' es mir leicht. Ich muss dich in geordneten Verhältnissen wissen, soll ich selbst zur Ruhe kommen.“

„Sorge du dich nicht, Lukas. Ich finde schon meinen Unterschlupf. In jeder großen Stadt gibt es Arbeit für eine Frau, unter den Armen, in Krippen und Horten. Man trifft gewiss auf gute Menschen, die nichts von einem verlangen als den Willen zu helfen, wo so viel Not und Elend ist.“

„Ach, Barbara, gaukle dir und mir ein solches Bild nicht vor. Du bist nicht geschaffen für ein Leben der Entsagung, der frommen Werke, der Weltabkehr. Keine drei Monate bliebest du unbehelligt. Überlasse du das den Verblühten, den Reizlosen.“

„Das bisschen Jugend ist bald dahin. Sorge dich nicht, Lukas. Ich werde rasch verblühen, wenn ich . . . allein bin.“

„Herrgott, Kind . . .“ er biss die Zähne aufeinander. Nach einer langen Pause sagte er: „Perlen kann ich dir keine schenken.“

Rasch wandte sie ihr in glücklich ungläubigem Staunen aufblühendes Gesicht ihm zu. „Das heißt Lukas?“

Er zuckte die Schultern. „Wenn du es denn nicht anders willst, so komme mit mir. Zu deinem Glück ist es nicht.“

. . . „Lukas!“ Es war ein Schrei, hell wie ihn die Möwen ausstoßen.

Boyens schienen erleichtert, als Gran von Abreise sprach. Auf Wintergäste waren sie nicht eingerichtet, den Fremdenzimmern fehlten die Öfen. Auch hatten die Frauen mit Näharbeit für Gesines Aussteuer die Hände voll. Immerhin sagte Frau Boyen seufzend, den Herrn Doktor werde sie böß' vermissen, ob er denn im nächsten Sommer wiederkäme? Und Gesine plünderte den Garten um die letzten Astern und Georginen, dass in Grans Zimmer die Blumen nicht alle wurden.

Sehr plötzlich hatte sich Gran für einen Aufenthalt in London entschlossen. „Es ist dir doch recht?“ fragte er Barbara obenhin. Ja, Barbara war alles recht, solange der Weg ins Ausland, in Neuland führte, über die Grenzpfähle hinaus, die ihr die Heimat der Koestlin, der Tüchtigen, Gefestigten, Unbeirrbaren bedeuteten, aus der sie sich selbst verstoßen hatte. Sie rechnete sich nicht länger zu den „anständigen“ Frauen, sie hatte ihr Kind verlassen, das war anfechtbar; sie war die Geliebte Grans geworden, das war sündhaft. Aber sie liebte ihre Sünde, war glücklich in ihr. Sie hätte immerfort Grans Hände küssen mögen, dass er sie weiter um sich litt. Aber sie hütete sich wohl, ihm lästig zu fallen.

An einem stürmischen Oktobermorgen fuhren sie nach Hamburg, von dort zu Schiff weiter nach England. Es wurde eine böse Überfahrt. Gran, der am

glücklichsten war, wenn er Schiffsplanken unter den Füßen spürte, sah mit Entsetzen Barbaras Augen sich in dem grünlich gewordenen Gesicht verdrehen und ihren gekrümmten Leib beim Würgen hochschnellen wie ein geangelter Fisch. Er bestach die Stewardess, nicht von ihrer Seite zu weichen und entfloh, unfähig, ihren Qualen zuzusehen, der stickigen Luft der Kabine, gegen deren Luke das Salzwasser trüb und klatschend schlug. Barbara blieb krank bis zur Landung. An Grans Arm wankte sie schwindelnd über den Schiffssteg. Zwischen Pelzkragen und dunkelm Hutrand schimmerte ihr Gesicht blutlos, von einem krankhaft rührenden Liebreiz. Mit großen, leidenden Augen lächelte sie sanft dem festen Land entgegen. Ein an der Reeling lehrender Mitreisender, die Hände tief in den Rocktaschen, leicht ergraut, von distinguiertem, müdem Gebahren, dem Tonfall nach ein Russe, sagte bei dem Anblick der lächelnden jungen Frau zu seinem Begleiter: „Stella maris.“

Auf der Fahrt von Southampton bis Waterloo Station schlief sie in dem leeren Abteil wie ein Kätzchen zusammengerollt. Gran, ihr gegenüber, studierte ernst ihre im Schlaf gelöste Gestalt. Der Hut hatte sich verschoben, die Haare hingen wirr in die feuchte Stirn, im trüben Nebellicht sah sich die Haut gelb und ein klein wenig welk an, unter dem Saum der Wimpern bräunlich verfärbt. Sie würde, durchfuhr es Gran schmerzlich, früh ihrer zarten Schönheit verlustig gehen. Er seufzte, von Mitleid

ehrlich ergriffen; und zugleich fragte er sich irritiert, warum sie ihre mangelnde Seefestigkeit verschwiegen, sich unnötigerweise dem Martyrium der langen Überfahrt ausgesetzt hatte. Als er sie kurz vor der Station weckte, sah sie aus tiefem Schläfe sich findend mit blanken Augen unter schweren Lidern um sich. Sie habe herrlich geruht und fühle sich wieder vollkommen wohl, sagte sie verwundert. „Nur so schrecklich hungrig, Lukas. Hast du nicht irgendetwas Essbares bei dir?“ Sie durchkramten alle Taschen und fanden endlich ein paar halb zerbröckelte Biskuits, deren Krümel sie sich lachend in den Mund schob. So gut habe ihr nie im Leben etwas geschmeckt, das wolle sie als gutes Zeichen deuten. Er tröstete sie aufs Hotel. Noch ein halbes Stündchen Geduld, dann bekäme sie heißen Tee und Sandwiches und zum Abend würden sie richtig schlemmen als Pflästerchen für die ausgestandene Seekrankheit.

„Aber höre, Barbara,“ und Gran fühlte von neuem und in wachsendem Maße die Gereiztheit in sich aufsteigen, „ich mag und will das nicht, dass du dich stumm und märtyrerhaft jedem Vorschlag beugst. Konnte ich wissen, dass du von dem bisschen Geschaukel mir halbtot zusammenklappen würdest? Es gab doch andere Möglichkeiten genug, Ostende—Dover oder auch Calais . . .“

„Ich will kein Mühlstein sein um deinen Hals.“

Der Zug fuhr schon donnernd in die Halle ein, und Gran hob mit unnötiger Muskelanspannung

das Handgepäck vom Netz. „Und ich,“ sagte er verbissen und stellte unsanft Barbaras Tasche auf den Boden. „Ich wünsche nicht in die Rolle des Sklavenhalters gedrängt zu werden.“

Aber seine üble Laune verflog rasch, als das brausende, zischende, dumpf verhaltene Leben der Riesenstadt ihn aufnahm und er mit gesättigter Befriedigung die rauchige, verdorbene Nebelluft des Londoner Abends atmete. Lichter schnellten vorbei, als würden gegen das Fenster des Automobils funkelnde Edelsteine geworfen.

Dann tauchte vor ihnen der Fluss auf, Gran bog sich weit zum Fenster hinaus und sagte erschüttert: „Die Themse, Barbara!“

Eine Brücke wölbte sich dunkel, und von den Flusskähnen fielen Lichtstreifen quer übers Wasser, das schon in der Schwärze der Herbstnacht erglänzte.

Im Savoy stiegen die Reisenden ab. Grans Brust weitete sich inmitten der lautlosen Verfeinerung dieser Luxuskarawanserei, erfüllt von der Wollust des Gegensatzes; während sein Fuß in den weichen, roten Läufern der langen Gänge einsank, dachte er mit Behagen an die knarrenden Dielen des Nieblumer Gasthauses zurück. Eine schöne Frau, deren Kleid ihn am Eingang streifte, ihn mit fremdartigem Duft überschüttend, steigerte seine leis anschwellende, angriffsfrohe Abenteurerlaune. Er bat Barbara sich recht schön zu machen.

Als sie ihn dann rief, um ihr Kleid im Rücken zu schließen, war er von der fremden Erscheinung

betroffen. Mitten im Zimmer, vor dem hohen, verstellbaren Spiegel stand Barbara in einem schwarzen gestuften Tüllrock, aus dem nur übergestreiften Leibchen, das nicht mehr als ein breiter geraffter Gürtel mit Achselstücken und kurzen durchsichtigen Ärmeln war, hoben sich die schmalen Schultern von kamelienweißem Glanz; den Kopf schien sie höher zu tragen, sie wirkte größer, weniger kindlich und von strenger Unnahbarkeit, als gelte es die Reize, die eine Modelaune so freigebig den Blicken darbot, zu schützen. Auch das Haar war auf eine neue Weise geordnet, im Nacken hochgebürstet, straff an den Schleifen zurückgenommen, so dass es nicht länger in launischer Weichheit in die Stirn fallen konnte.

Gran sagte langsam: „Weiß Gott, dass dein Hals keine Perlen braucht!“ Seine Finger zitterten, als er die Taille zunestelte, er musste sich ein wenig niederbeugen, um besser zu sehen, und spürte das Blut gegen seine Schläfen drücken. „Ob du sie dennoch nicht entbehrst?“

„Wenn ich dir ohne sie gefalle . . .?“

Ihm schien es, als sei auch ihr Ton gemessener, kühler, als wehe ihm von dieser fremden Erscheinung ein Hauch abweisender Vornehmheit entgegen. Er versuchte zu scherzen. „Weißt du, du bist heute auf das vollkommenste die Frau Anton Koestlin, Patrizierin.“

Sie antwortete — und wieder schien es ihm, als geschehe es gleichmütiger, ihres Wertes sich bewusster

als sonst —: „Du hast es doch gewünscht, dass ich mich putze.“ Und mit größter Sachlichkeit, die ihn reizte, brannte, aufstachelte: „Jetzt bin ich froh, dass mir die Koffer nachgeschickt wurden. In Nieblum waren sie mir nur im Wege.“

Unwiderstehlich trieb es ihn mit Großartigkeit zu sagen: „Wenn du irgendetwas brauchst, könnten wir es ja in den nächsten Tagen besorgen.“

Da, plötzlich, war es wieder die Barbara von Nieblum, von Heide und Strand, die sanfte, hingebende kleine Barbara, die sprach: „Lukas, wir dürfen doch kein Geld für Überflüssiges ausgeben! Auf Monate hinaus bin ich versorgt.“ Und ernsthaft bekräftigte sie es mit einem tiefen Seufzer der Erleichterung: „Gott sei Dank!“ Aber gleich darauf schob sie ihn mit beiden Händen sanft von sich und schüttelte mit Strenge den Kopf. „Du musst mein Kleid nicht zerdrücken, Lukas.“

Er lachte. Er fand sie reizend, eine fremde junge Frau, die es mit Liebenswürdigkeit, mit Laune und Schwung zu erobern galt. Er achtete mit Genugtuung auf die Blicke, die ihr folgten, als sie, umhüllt von ihrer jungen ernsthaften Würde, den langen Speisesaal durchquerte. Die roten Lichtschirme auf den Tischen tönnten leise die zarte Blässe ihrer Haut. Gran bestellte Champagner, eine herbe Marke, die Barbara den Gaumen ein wenig zusammenzog. Ein süßer Veuve Cliquot wäre ihr lieber gewesen. Doch lobte sie den Wein, weil er Gran schmeckte, und freute sich der prickelnden Wärme, die er ihr liebte.

Langsam ließ sie sich aus der Reserve locken. Ach, das bisschen Seekrankheit sei längst vergessen; das gehöre einem früheren Leben an. Jetzt aber begönne ein neues. „Ist es dir auch so, Lukas, als seien wir in eine ganz fremde Welt Versetzt, mit eigener Luft, eigenen Sitten, eigenem Denken und Fühlen? . . . Die Männer finde ich alle zum Verlieben, so frisch und gerade gewachsen . . . In seinen besten Augenblicken hatte Anton von ihnen einen Abglanz. Das war wohl auch sein Bestreben, aber er war schwerer, gröber, die Eleganz ein klein wenig unterstrichen. Auf die Frauen bin ich schon in Bausch und Bogen eifersüchtig; die hübsche Blonde dort in der Ecke wirft immerfort Blicke nach dir . . . Am wundervollsten sind die Kellner. Der, der uns den Champagner brachte — ich überlegte, wie es drollig wäre, ihn plötzlich die Flasche austrinken zu lassen, um ihn aus seiner hochanständigen Ruhe aufzuscheuchen.“

„O,“ sagte Gran, „die Engländer können sich noch in aller Gemessenheit betrinken. Du musst sie nur einmal über ihrem Whisky und Soda gleichmütig sitzen sehen. Nicht beizukommen ist der Rasse. Wir anderen sind zappelnde Nervenbündel, die Romanen mit der Unruhe nach außen, wir mit der schlimmeren nach innen.“

Barbara hörte ihm mit glänzendem Blick zu, von Müdigkeit und einem leisen, leisen Champagnerrausch trunken. Über den geweiteten Papillen schlugen die Lider immer schwerer wie die Flügel müder Falter.

Während sie sich entkleidete, stand Gran am Fenster und blickte hinunter auf die Lichter des Embarkment und den dunkeln Fluss. Jedes Geräusch, das zu ihm heraufdrang, schien ein Lockruf, ein Signal. Unzähligen Türen gleich öffneten sich seiner Phantasie die tausendfachen Möglichkeiten der Lust, des Rausches, des Abenteuers. Sonderbar war es ihm, sich nicht unbedenklich in den Wirbel zu stürzen, gleichsam als Hochzeitsreisender an diese beiden Hotelstuben gebunden zu sein. Unsinn, sagte er sich, noch war er frei und was ihn band, war freie Zuneigung. Tief unter ihm strömte der Fluss dahin, dunkel und schweigend . . .

Barbara war zu müde, wie sonst zur Nacht sich die langen Zöpfe zu flechten; aufgelöst, ein brauner Mantel, breitete sich das schwere Haar über die Kissen, aus ihrer Fülle blickte Gran das kleine, schmal zulaufende Gesicht unendlich jung und rührend entgegen. „Lukas, sag, die Frau, die immerzu nach dir schielte, war sie nicht wunderschön?“

„Eine Schönheit zum Sterben langweilig!“

„Langweilig, wirklich? O Lukas, ich muss dich küssen.“ Sie lachte glücklich, sie schmiegte sich an ihn, ihre Lippen brannten, und bei alledem bedrängte sie der Schlaf.

„Heut’ war ein Märchenabend, Lukas. Aber wenn man arm ist, darf man eigentlich keinen Champagner trinken und in teuren Hotels wohnen.“

„Arm?“ wiederholte Gran. Es war dunkel, sie konnte sein Gesicht nicht sehen. Sie richtete sich auf

dem Ellbogen hoch; ihr offenes Haar hing dicht vor seinem Mund.

„Ja, Lukas, mein Vater hat mir keinen Pfennig hinterlassen. Anton sagt, er habe gewirtschaftet wie ein Wahnsinniger. Der arme Papa! Er war so anspruchslos für sich, aber die Hand konnte er nicht zuhalten, wenn einer bitten kam. Und es kamen so viele . . . die Pächter aus der Umgegend, die dem Grafen den Zins nicht zahlen konnten, aus Deutschland schrieben Witwen, die ihre Söhne studieren lassen wollten, junge Gelehrte kamen nach Montefalco auf der Durchreise. Und als er starb, zeigte es sich, dass Montefalco längst dem Grafen verschuldet war, der mit dem Geld seiner Frau, einer Amerikanerin, langsam alles Land ringsum zurückkaufte. Papas berühmte Bibliothek, das einzige, was ihm blieb, hatte er seiner Vaterstadt vermacht.“ Leiser sagte sie: „Mich glaubte er ja versorgt für alle Zeiten.“

Gran wickelte das lange, trocken knisternde Haar, dessen Duft ihn noch immer erregte, spielend um die Finger. Er sagte leichthin: „Und dein Mann gibt dir keine Rente?“

Barbara flüsterte, den Kopf abgewandt: „Ich habe ihm noch aus Nieblum geschrieben, dass ich sein Geld nicht länger nehmen kann. Dem Sinne nach hab’ ich ja kein Recht mehr darauf.“

Als Gran nicht sprach, fragte sie scheu: „Habe ich Unrecht getan, Lukas?“

„Sicherlich nicht, Liebstes. Nur . . . du wirst so

manches entbehren müssen. Und Frauen lernen das nicht eben leicht.“ Er unterdrückte den schweren Seufzer, der ihm aufsteigen wollte. Was er sein Leben lang gemieden hatte wie die Pest, lag nun voll auf ihm: Verantwortung.

Als wünsche sie es Gran zu beweisen, dass sie ihm nicht zur Last fallen wollte, drang Barbara gleich am nächsten Tag darauf, dass man sich nach einer Wohnung umsehe. „Ins Hotel gehören arme Schlucker wie wir allerhöchstens auf vierundzwanzig Stunden,“ sagte sie fröhlich. Armut schreckte sie nicht. Das einfache Leben in Montefalco hatte mehr Glück über sie ausgeschüttet als der schwere Prunk des Koestlinschen Hauses. Sie fürchtete nur ihre Unwissenheit, die verderbliche Gewöhnung der letzten üppigen Jahre, und am meisten ängstigte sie sich vor dem Schuldenmachen. Das Wohnungsuchen belustigte sie. „Wie zwei Studenten ziehen wir herum,“ sagte sie; dass sie die Zimmer schrecklich fand und die Wirtinnen noch viel schlimmer, gestand sie sich nicht zu. Auf jedem Stuhl sah sie Gran sitzen, aus jedem Spiegel, und mochte er noch so blind und von Fliegen beschmutzt sein, grüßten sie seine Züge. Wenn aber Gran sie um ihre Meinung befragte, schüttelte sie ängstlich den Kopf. Lukas sollte allein entscheiden.

„Eine Frau hat aber doch für praktische Dinge den besseren Blick.“

„Ich nicht, Lukas.“ Sie sagte es traurig. „Und wenn ich eben dächte, ich hätte das Rechte gewählt,

so käme mir in fünf Minuten die bitterste Reue.“

„Sie frühstückten in einem kleinen Restaurant, das auf dem Wege lag, ein echt englisch zubereitetes Mahl, über das sie beide lachend die Nase rümpften: Hammel mit wässrig gesottenem Kohl und einem „apple-pie“, dessen Teig dem doppelsinnigen Ausdruck „sad“ vollauf entsprach. Es war ein Vorgeschmack vieler ähnlicher Mahlzeiten, aber noch galt es ihnen als spaßhaftes Intermezzo. Doch als sie gegen Abend müde und erfolglos ins Hotel zurückkehrten, war Barbara stumm entschlossen, anderen Tags die erste nur annehmbare Wohnung zu mieten. Was denn auch geschah.

Sie trafen es denkbar schlecht damit und wurden nur zu bald von der Verkommenheit des Hauses, Streit- und Trunksucht der Wirtin in die Flucht geschlagen. Die zweite Wohnung, in einem Hintergässchen von Mayfair gelegen, hatte Gran ausfindig gemacht. Große, behagliche Zimmer, blank polierte Mahagonimöbel, freundliche Bezüge und Vorhänge, Ruhe auf den Stiegen, Sauberkeit und ein nett angerichtetes Frühstück stimmten Gran zufrieden und zur Arbeit geneigt. Aus dieser Zuflucht vertrieb sie ein Brief des Rechtsanwaltesan „Frau Barbara Koestlin“, der die Wirtin über die moralische Anfechtbarkeit ihrer neuen Mieter belehrte. „I’m very sorry, m’am“, waren ihre steif und starr wiederholten Worte. Sie habe den Ruf ihres Hauses zu wahren, bei ihr steige die beste Welt ab,

das sei ihr Stolz. Ihre kleinen schwarzen Augen funkelten unbeweglich wie Stecknadelköpfe.

Die nächste Wohnung lag in der gleichen Straße, die Zimmer waren enger, schäbiger und teurer, die Wirtin galt Barbara als abgefeimte Gaunerin. Immer fehlte ein Taschentuch bei der Wäsche oder ein Kragen, kleine Geldbeträge verschwanden auf niemals aufzuklärende Weise. Die Frau hatte einen süßlichen Ton und wusste bei jeder Gelegenheit ihre strenge Redlichkeit sowie die Tugenden ihrer gesamten Familie ins rechte Licht zu setzen, was Barbaras Misstrauen nur erhöhte. Gran, das wusste sie schon, durfte sie mit dergleichen nicht behelligen. Was gingen einen solche Leute an? Man übersah sie, wenn sie einem nicht passten. Und trotz dieser inneren Überheblichkeit bezauberte sein urbanes Wesen die kleinen Leute, mit denen er in Berührung kam, die Wirtinnen, Dienstmädchen, Kellner und Kutscher. Sie lächelten, wenn sie ihr stereotypes „yessir“ sagten, und selbst verdrießliche Gesichter hellten sich auf.

In dieser neuen, engen und kläglichen Umgebung suchte Barbara tastend sich zurechtzufinden. Ihre frühere Welt war versunken, so spurlos wie die Märchenstadt Vineta, von der kein Stein mehr zeugt. Jener Brief des Rechtsanwaltes, der ihr so viel Ungelegenheiten bereitet hatte, war der letzte aus Deutschland. Er hatte die Tatsache der vollzogenen Scheidung gemeldet. Sonstige Korrespondenten aber besaß Barbara nicht. Oft schickte sie.

einen verwunderten Gedanken zu all den vielen, die den geselligen Koestlinschen Kreis gebildet hatten: junge Frauen, mit denen sie in freundschaftlichem Verkehr stand, Männer, die ihre ergebenen Sklaven zu sein vorgaben, ältere würdige Herrschaften, die jederzeit mit einem freundlichen Blick, einem Kompliment oder einem wohlmeinenden Rat aufwarteten. Wo waren sie? Wusste sie mehr von ihnen als den Namen und ein Bild, das lose im Gedächtnis haftete, um bald von neuen Bildern verdrängt, verwischt und ausgelöscht zu werden?

X.

Es war kurz nach Weihnachten. Noch stand, ein wenig vertrocknet und verstaubt, unter Lichtern und Silberschmuck der Tannenbaum in seiner Ecke. Das Zimmer hatte an Behagen gewonnen. Kissen in waschbaren Bezügen, Decken, farbige Blumengläser, am Fenster Hyazinthen, alles verriet die ordnende Hand. Waren es auch lauter einfache, billige Dinge, die Barbara erstanden hatte, so wurde sie es doch mit Schrecken gewahr, wie selbst diese geringen Einkäufe ihren Beutel erleichtert hatten. Jetzt nach den Ausgaben des Festes neigte sich ihre Barschaft dem Ende zu. Sie würde Gran um Geld angehen müssen.

Barbara lehnte sich fröstelnd und von dem gelben Nebel beklemmt weit über das offene Feuer. Die Näharbeit ruhte ihr im Schoß. Barbara seufzte. So viel sie auch stichelte, immer wieder gab es einen Schaden auszubessern, für sich oder Gran. Sie dachte an ihre ehemalige Jungfer, ein flottes blondes Mädchen, geschickt und guter Dinge, mit flinker, schmeichlerischer Zunge. Sie hatte zu ihr nie ein menschliches Vertrauen fassen können, sie war ihr zu glatt gewesen, zu beflissen und unterwürfig, von einer Servilität, die der freche blaue

Blick Lügen strafte. Ihre geräuschlosen Handreichungen aber wusste Barbara, jetzt doppelt zu schätzen, wo die einzige Bedienung aus einer plumpen, überlasteten, übellaunigen Sechzehnjährigen bestand, Mary Ann, das Mädchen für alles, nach der Wirtin, Mieter und Lieferanten um die Wette klingelten und schrien. Wären ihr allein die Zimmer überlassen worden, es hätte sich unbehindert der Staub und Ruß von Monaten auf Tischen und Kanten angesammelt. So oberflächlich verrichtete das abgehetzte, stumpf-böswillige Geschöpf die Arbeit, dass Barbara es vorzog, die Betten selbst zu lüften, Waschgeschirr zu reinigen, Kleider und Stiefel zu bürsten, ja, als sie den Anblick der vor Schmutz halbblinden Fenster nicht länger ertragen konnte, hatte sie, ein Tuch fest um die Haare gebunden, in einer Mary Ann entlehnten Schürze ängstlich das Fensterbrett besteigend, eigenhändig die Scheiben blank geputzt.

Alle diese niederen Arbeiten, vor denen sie selbst Widerwillen empfand, musste sie vor Gran geheim halten. Sie benutzte hierzu die langen Stunden seiner Abwesenheit; was ihn umtrieb, womit er seine Zeit ausfüllte, sie wusste es nicht. Daheim brütete er, Stille heischend, vor dem Schreibtisch oder durchwanderte ruhelos das Zimmer. Die halben Nächte hindurch. Nach dem Roman fragte Barbara nicht. Sie hatte untrügliche Zeichen, dass seit der Abreise von Nieblum die Arbeit stockte.

Dem Hause schräg gegenüber befanden sich die Stallungen des Herzogs von Southminster. Jeden

Morgen wurden die Reitpferde zur Bewegung nach dem Park geführt. Barbara sah ihnen vom Fenster nach. Bald kannte sie jedes Tier. Ihr Liebling war ein Fuchs mit kleinen unruhig gespitzten Ohren, mit weißer Blesse und drei weißen Füßen, der vor jedem Gemüsekarren, vor jeder Katze und jedem Schatten erschreckt zur Seite sprang. Über seine glänzende Haut lief ein beständiges Rieseln wie das Flimmern des Lichtes auf windbewegtem Teich.

Einmal richtete es Barbara ein, vor der Haustür zu stehen, als die Pferde wieder zum Stall gebracht wurden. Rasch streckte sie auf flacher Hand dem Fuchsen Zucker hin, doch misstrauisch, aufgebracht riss der Stallknecht des Pferdes Kopf zur Seite. „Oh no, ma’m“, sagte er drohend zwischen den Zähnen. Barbara sah ihn tief erschrocken an und ließ die Zuckerstücke auf den Asphalt rollen, wo ein herrenlos streifender Hund sie fand. Der Bursche wurde plötzlich verlegen und fügte beschämt, verstockt und kleinlaut hinzu: „Beg pardon, ma’m“. Von da an aber legte er, sobald er Barbaras nur ansichtig wurde, zwei Finger grüßend an die tief in die Augen gezogene Mütze.

Etwas weiter war Barbaras Freundschaft mit dem dreijährigen Kutscherjungen gediehen, die mit einer Apfelsine begonnen, durch öftere Gaben von Zuckerwerk besiegelt wurde. Es war ein Kind wie andere auch, nicht hübscher, nicht hässlicher, nicht klüger und nicht dümmer, nicht immer sauber und mit unendlicher Aufnahmefähigkeit für alles Ess-

bare ausgestattet, worunter er manches zu rechnen beliebte, was einem dreijährigen Menschenmagen nicht eben zuträglich war. Dann gab es Bauchweh, Schelte und Tränen, und Barbara konnte ihres Trösteramtes walten. Den Kleinen zu küssen getraute sie sich nicht, auch nicht, ihn mit aufs Zimmer zu nehmen und das schmutzige, verweinte Gesicht zu waschen. Immerhin beglückten sie schon die flüchtigen, dem Zufall abgelisteten Liebkosungen. Auch die Mutter lächelte die fremde Dame nicht ungnädig an. Es schien so wesentlich nicht, Kinder vor unbekannten Einflüssen zu behüten als anvertrautes edles Pferdeblut vor möglicher Schädigung.

Im Zimmer war es dunkel geworden, ehe Barbara es sich versah. Wie ehemals, als ihre Tage noch nichts als kunstvollen Müßiggang kannten, war sie ins Träumen geraten. Grans Schritt auf der Treppe schreckte sie auf. Er nahm die Stufen rascher als sonst, schien es Barbara, und seine Stimme rief noch unter der Türe:

„Im Dunkeln, Barbara? Und wieder halb im Kamin drin! Du ruhst nicht eher, als bis du in Flammen aufgehst, du Salamander, du. Übrigens, ich bringe einen Gast, um fünf will er hier sein.“

„Einen Gast?“ wiederholte Barbara verwundert. In jener versunkenen Stadt Vineta hatte sie Gäste bewirtet, gewiss. Aber hier in London kannte sie keine Menschenseele, dachte nicht daran, freundschaftlich in fremden Häusern eins und auszugehen, teilzuhaben an den Vergnügungen einer Gesellschaft,

deren Treiben sie von ferne wie einen undeutlich sich abrollenden Film vorübergleiten sah.

Gran zündete das Gas an. Sein Gesicht zeigte sich, von raschem Gang oder auch von freudiger Erwartung, gerötet. „Meinen alten Kumpan Bernstein, über den ich unversehens schon an allen Enden der Welt gestolpert bin, hab’ ich heute Mittag auf der Auktion bei Christie getroffen. Weißt du, den Kritiker Bernstein, der hier das ‚Moderne Theater‘ gegründet und seine Finger im Radwerk jeder neuen Kunstbewegung hat. Er glaubt noch immer an seine Sendung, den Londonern eine künstlerische Weltbühne zu bringen. Um seinen Glauben möcht’ ich ihn beneiden.“

„O Lukas, und wir haben nichts zum Tee! Oder —“ sie zögerte, „hast du vielleicht unterwegs eingekauft?“

„Nein, Barbara, wie sollte ich? Schicke doch Mary Ann zum nächsten Konditor.“

Mary Ann komme so mit ihrer Arbeit nie zu Rande und Mrs. Jenkins sehe es nicht gern, wenn man sich des Mädchens für Botengänge bediene. Sie mache dann so spitze Bemerkungen.

Gran schüttelte den Kopf. Er begreife Barbaras Talent nicht, überall auf Schwierigkeiten zu stoßen. Was sie nur immer gegen die gute Jenkins habe? Er komme brillant mit ihr aus. Barbara antwortete nicht. — Sie knüpfte im Nebenzimmer bereits ihre Stiefel, nahm Hut und Mantel und ging in den Nebel hinaus. Beim Konditor wechselte sie ihr

letztes Goldstück. Als sie zurückkam, hörte sie schon auf dem Flur eine fremde Stimme laut und anscheinend heftig auf Gran einreden. „Mit Gewalt muss man ihnen Augen und Ohren aufsperrn, wenn sie es schon nicht anders wollen.“

An dem Journalisten Bernstein war, wann immer man ihn traf, alles in Aufruhr und Bewegung. Er machte auf die eintretende Barbara den denkbar ungünstigsten Eindruck. Als erstes sah sie, dass er schlecht gewaschen und im Anzug, trotz enger Anlehnung an die konventionelle englische Stadttracht, liederlich war. Er trug sein dünnes Haar lang und ohne Scheitel zurückgestrichen. Da er die Gewohnheit hatte, beim Sprechen mit gespreizten Fingern wie mit einem Kamm hindurchzufahren, so sah es bald nach vollendeter Toilette schon zerzaust und ungepflegt wie bei einem Zigeuner aus. Zigeunerhaft auch waren seine dunklen, inbrünstig ausdrucksvollen Augen. Er war mager zum Erschrecken, Haut und Knochen nur, und wenn er auf seine sprunghafte Art zu gestikulieren begann, sah es sich an, als durchfahre ein elektrischer Strom freiliegende Nervenbahnen. Er legte mit einem langen, feurig-ergebenen Blick Barbara sein Herz zu Füßen, was keine Pose war, denn er befand sich in einer Entwicklungsphase, in der ihm ein neues Idol vonnöten war, und Barbara kreuzte gerade im rechten Augenblick seinen verschlungenen Pfad, um das bereitstehende Piedestal zu besteigen. Er wurde ihr bedingungsloser Sklave; da er Gran ebenso be-

wunderte wie er Barbara lieben lernte, wurde es ihm ein süßer Schmerz, den er eifersüchtig hütete wie andere ihr Glück, selbst dem Wunsche späterer Erhörung zu entsagen. Wie ein Asket das härene Hemd, drückte er die Hoffnungslosigkeit seiner Neigung an die Brust.

Während Barbara geräuschlos ab und zu ging, das Teewasser aufstellte, Brote strich und Kuchen aufschnitt, nahmen die beiden Männer das unterbrochene Gespräch wieder auf. Bernstein äußerte:

„Sie müssen jede Erinnerung an irgendein anderes Volk in der Welt aufgeben, wenn Sie mit Engländern zu tun haben . . . sonst fallen Sie von einem Rechenfehler in den andern. Es ist ein Volk, durch Dummheit, Dünkel und Selbstgerechtigkeit unverwundbar, dickhäutig bis zur Undurchdringlichkeit . . .“ seine Stimme überschrie sich und brach ab.

„Und warum,“ fragte Gran gelassen, „bemühen Sie sich derart, diese hoffnungslose Gesellschaft einer Kunst zuzuführen, ohne die die guten Leute anscheinend in vollem Glück und bei bester Gesundheit verharren?“

„Hoffnungslos . . . das ist sein Wort, das man aus seinem Wortschatz streichen sollte. Es gibt keine hoffnungslosen Aufgaben, nur schwierige, das heißt verlockende. Glauben Sie mir, Gran, wenn diesem prachtvoll gesunden Volk erst der Sinn für die Größe, den Ernst, die Heiligkeit der Kunst aufgeht, dann wird es spielend all jene weit hinter sich

lassen, die da glauben, Verfeinerung ersetze Kraft, Geschmack Phantasie, Mache den echten Schwung. Der Kunst der Zukunft kann nur ein neuer Atem eingeblasen werden, wenn wir mit modischer Spielerei brechen, wenn wir die Suchenden nicht als Meister anbeten, nicht jede Extravaganz als Wegweiser bestaunen, nicht jeder Verrücktheit willfährig den Kotau machen. Sehen Sie, Gran, das ist es, was ich an Ihnen liebe, das Gradgewachsene, das nicht nach Originalität schießt, sich ebenso wenig nach links wie nach rechts verbeugt, vielmehr auf Ehrlichkeit und Strenge der künstlerischen Mittel bedacht ist . . .“ Vor Barbaras still leuchtendem Blick brach er in Verwirrung ab. Die gnädige Frau möge verzeihen, wenn er sich in Furor rede; es bedeute aber das Wiedersehen mit Gran für ihn so etwas wie das Finden einer Quelle für den Wüstenwanderer. „Ich liebe die Engländer, ja, dreimal ja, aber sie sind nicht Geist von meinem Geist, ich muss sie lieben um das, was sie von mir trennt. Mit Ihrem Herrn Gemahl aber, gnädige Frau, da braucht nur das Herz sich aufzutun und schon ist Verständigung da. Sind Sie eigentlich für länger hier, Gran?“ wandte er sich wieder diesem zu und schnellte mit raschen Bewegungen sein Haar aus der Stirn, schob seine Krawatte zurecht, die über den Kragen zu steigen drohte, schleuderte die Manschetten weit übers Handgelenk. „Dann spanne ich Sie ein. Ja, sträuben Sie sich nicht, Gran. Wir haben hier schon eine ansehnliche Gemeinde für neue deutsche

Literatur. Wir werden eine Matinee veranstalten . . . Sie tragen doch gut vor? Also eigene Werke . . . Sie müssen arbeiten, Sie sind kein Podiumsfatzke? Schade. Aber auch alle Achtung, mein Lieber. Wie wenige können sich den kleinsten Tageserfolg versagen!“

Sein Sprudeln nahm kein Ende, und Barbara sah mit wachsendem Befremden, wie Gran, der Abweisende, Empfindliche diesen Sturzreden geduldig, ja schmunzelnd standhielt. Sie reichte den Männern schweigend den Tee. Bernstein aß zerstreut, hastig und viel wie ein Mensch, der immer hungrig ist, ohne sich je die Zeit zu nehmen, seinen Hunger ordnungsgemäß zu stillen. Noch kauend, trug er sein Kredo vor: Achte man die Kunst für nichts als Zierwerk, Verbrämung des Zweckmäßigen, so seien in seinen Augen ihre Jünger Tagediebe am Werkbau des Lebens. „Für mich,“ sagte er, und vor lauter Inbrunst senkte sich seine schrille Stimme zu leiser Eindringlichkeit, „bedeutet Kunst die höchste Gesetzmäßigkeit, die letzte Zuflucht, Trost und Stärkung einer leidenden Menschheit. Den Menschen ist nicht zu helfen, nicht unmittelbar, das Tier in uns ist zu stark. Da gibt es keine Gemeinsamkeit, wo des Lebens Notdurft die Zagsten unter uns noch zu Wölfen macht. Nur aus dem göttlichen Funken lässt sich die feurige Kette geistiger Verbindung auf kurze Stunden des Seelenrausches schlagen; er wird zu dem brennenden Dornbusch, in dem der Gott sich offenbart, und wo ich den Funken ahne, werd’ ich

zum demütigen Knecht. Manches Mal glaube ich, Gran, dass Sie ihn haben.“

Barbara hielt den Atem an, ihr Blick war geweitet, feucht und ekstatisch glänzend auf Gran gerichtet.

Gran sagte beherrscht: „Sie sind der geborene Jünger, Bernstein.“

„Ein Wegbereiter bin ich, wenn ich einen Menschen sehe, der durch schlafendes Winterland neue Botschaft trägt; ihm kehre ich die Bahn frei. Handlangerdienste nur. Gut. Das ist mein Stolz.“

Gran streckte ihm die Hand hin; er lächelte. „Ich glaube fast, Bernstein, der Wegbereiter wird größer sein als die, die den Weg beschreiten. Unser ist das Zeitalter der Kleinen, der Halben, der Zerrissenen. Wir haben die alte Form gesprengt und haben nicht Kraft, nicht Innigkeit genug, eine neue zu finden.“

„Sie werden“ sie finden, Gran . . . wenn Sie sich treu bleiben.“

Gran sah ihn betroffen, misstrauisch und hochmütig an. „Warum die Warnung?“

Bernstein lächelte kindlich entwaffnend. „Die Warnung gilt jedem Schaffenden. Jeder Atemzug unserer Zeit trägt den Pesthauch in sich. Wo alles zum Erfolg hindrängt, zum klingendem greifbaren? Lohn, zum raschen Austausch aller Werte, bedarf es da nicht fast übermenschlicher Eindeutigkeit und Reinheit des Wollens?“

Gran seufzte kurz auf. „Nein, Bernstein, der gordische Knoten liegt anderswo. Wird dieses Hin-

starren auf einen Punkt nicht zu einem Fetisch, an dem die Wogen des lebendigen Lebens zerschellen wie an fühllosem Granitfelsen? Wo ist die Grenze zwischen Selbstsucht und Dienen am Werk? Mir scheint, Sie stellen das Werk zu hoch. Einem einzigen Menschen Gutes tun, bedeutet mehr als der schönste Vers.“

„Nein,“ sagte Barbara hell und bestimmt. Beide Männer schrakten zusammen, als habe eine Glocke, von keiner Hand berührt, zu tönen begonnen. „Nein, es ist nicht so, Lukas. Den Menschen um des Werkes willen das Gute versagen, das ist das höchste Opfer; man begibt sich damit der Reinigung und Weitung der eigenen Seele.“

„Sie glauben an ewiges Seelenheil, an Lohn und Strafe im Jenseits, gnädige Frau?“ fragte Bernstein zart und ehrerbietig.

Barbara antwortete ihm, den seltsam geweiteten feuchten Blick noch immer auf Gran gerichtet: „Ich glaube an einen Augenblick der Erfüllung, des Gesichtes, des Wissens; vielleicht ist es der Augenblick des Todes.“ Sie erschauerte, ihr Blick brach wie der einer Gebärenden. Sie stand schnell auf und räumte mit lautlos gleitender Bewegung den Teetisch ab. Still begab sie sich ins Nebenzimmer, doch ließ sie die Tür nur angelehnt. Es war ihr Bedürfnis, den Blicken der beiden Männer sich zu entziehen. Nebenan die Unterhaltung nahm ihren Fortgang. Bernstein fragte nach dem Roman und Barbara erfuhr, dass ihm der Titel „Der Weg-

sucher“ bestimmt war. Sonst äußerte sich Gran zurückhaltend; er liebe es nicht, von Unfertigem zu reden, er gehöre keiner „Richtung“ an, verfechte keinerlei Thesen. „Ich fürchte sogar,“ schloss er leichthin, „bald werden Sie mich als einen Reaktionär mitleidig ablehnen.“

„Niemals,“ sagte Bernstein, „solange Sie es nicht sind. Der wahre Dichter kann ja nicht rückständig sein, viel zu unlöslich ist er seiner Zeit verknüpft, Rufer und Echo zugleich. Ich glaube an Sie, Gran. Mehr noch, ich hoffe auf Sie. Entscheidend ist doch nicht das Zertrümmern der überlieferten Form, sondern Inhalt, Wollen, Ziel. Sie sollten Führer der Jungen und Jüngsten sein, denen Sie im Alter nur wenig, an Maß und Können so unendlich überlegen sind. Sie werden Anwürfe sich gefallen lassen müssen. Ich weiß, nichts wird bitterer verübelt als vor dem sogenannten Fortschritt ein wägendes Urteil sich bewahren, und nichts lähmt die Kräfte des Schwachen mehr als beständiges Schwimmen gegen den Strom der neuesten Moderichtung. Das Alte über den Haufen rennen, das empfiehlt, da merken selbst die Lauen auf, man wird zum Helden, schwenkt allen sichtbar die rote Fahne . . . Jugend liebt die revolutionäre Geste. Aber Sturm und Drang ist ein Zustand, keine Leistung. Formen ist schwieriger als Umstürzen, dazu muss man berufen, nicht bloß enthusiastischer Mitläufer sein! . . . Bleiben Sie fest, Gran, zwingen Sie die Leute, auf das Werk den Blick zu richten, zu vergessen, ob

der Autor zwanzig, dreißig oder fünfzig ist.“ So sprach er, nein, er schrie. Er gestikulierte, er führte Beispiele aus den Werken der Allerjüngsten auf, mit einer vor Hohn brechenden Stimme, er sprang auf, stieß eine Vase um und merkte es nicht. Er langte nach Grans Hand.

„Gottlob, dass Sie über eigene Mittel verfügen und nicht ums Brot zu schreiben haben.“

Gran lachte. „Aber zum mindesten um die Butter darauf. Eigene Mittel? Das war einmal.“

„Um so heldenmütiger der Kampf.“

„Keine Lorbeeren auf Vorschuss, lieber Bernstein, wenn ich bitten darf. Nochmals, Sie überschätzen mich. Aber ich will Ihr Lob gern als eine Ermunterung annehmen.“

Sein Ton hatte sich verändert, als lasse plötzlich eine gewaltsame Spannung nach. „Und die habe ich, weiß Gott, nötig.“

Bald darauf verabschiedete sich Bernstein. Gran trat zu Barbara ins Schlafzimmer. Sie nähte bei der Lampe vornüber geneigt, mit einer kleinen steilen Falte zwischen den Brauen. „Was du vorhin über das Opfer gesagt hast, war schön, Barbaren aber es — trifft auf mich, für den es gemünzt war, nicht zu. Das Werk ist nicht groß genug.“

„Herr Bernstein schien anderer Meinung.“

Er schnitt mit der Hand durch die Luft. „Der Enthusiast! So war er immer. In Indien wollte er allen geistigen Besitz Europas um die Lehre Buddhas eintauschen, in Japan pries er als letzte

Wahrheit die Kunst des zwecklos Schönen, dann wieder kniet er anbetend vor den Dichtern des Mitleids und der sozialen Anklage. Und überdies, selbst muss man entscheiden, ob man Spreu oder Weizen ist.“

Barbara legte ihm, Brust an Brust, beide Hände auf die Schultern. Das feine, spitzenbesetzte Hemd, an dem sie genäht hatte, lag, dem Schoß entfallen, wie Schaum um ihre Füße. „Kannst du den Glauben an dich nicht wiedergewinnen?“

Er trat einen Schritt zurück. Hochmütig und gequält fragte er: „Wer spricht davon, dass ich ihn verloren . . . oder auch nur je besessen hätte?“

Barbara übergang die Frage. Sie sagte langsam: „Ich habe dein Versprechen.“ Da sie Verständnislosigkeit in seinen Mienen las, lächelte sie. „Weißt du es nicht mehr, Lukas, dass du mich fortzuschicken versprochen hast, sobald du meiner müde würdest? Soll ich jetzt gehen?“

Er fasste sie rau an. Sein Kuss war maßlos wie eine Züchtigung.

Abends sagte Barbara: „Kannst du mir Geld geben, Lukas? Ich habe nichts mehr.“ Dabei spreizte sie die Finger beider Hände. Er warf nachlässig die Brieftasche hin, ohne den Inhalt zu prüfen. „Nimm.“

In der Nacht schrieb er an seine Bank die Anweisung, die wenigen ihm noch verbleibenden Wertpapiere zu veräußern. Als von dem Leiter der Bank, einem alten Freunde seines Vaters, postwendend

ein beschwörender Brief eintraf, er möge doch diesen letzten kümmerlich zusammengeschmolzenen Rest seines Vermögens unangetastet lassen, entschloss er sich in hochmütigem Zorn, sein Guthaben einer anderen Bank zu überweisen und, einem Impuls folgend, weiterhin dazu, zu diesem Zwecke selbst nach Deutschland zu fahren.

Er blieb eine Woche fort, holte sich auf der Stettiner Bank sein Geld, fuhr über Berlin nach München, sah alte Freunde, verlebte eine wilde Faschingsnacht, von der er die Erinnerung an einen wunderbar schwellenden, gierigen, schon leise von Welkheit gezeichneten Mund und eine träge, üppig grausame Sinnlichkeit davontrug, und kehrte Ende Januar nach London zurück.

Das Wiedersehen mit Barbara nach dieser ersten Trennung befremdete, ernüchterte und erbitterte ihn. Er fühlte seine Begierde für sie erloschen, ihre stete Gegenwart als Druck und die mitleidige Zuneigung, die als Asche von dem hellen Brand zurückgeblieben war, wie eine Befleckung und Verschleierung der kalten Zweckmäßigkeit, auf die er den kunstvollen Bau seines Lebens errichtet hatte.

XI.

Barbara vertraute Bernstein ihren Wunsch an, Geld zu verdienen. Lächelnd zählte sie ihre geringen Kenntnisse auf: Deutsch und Italienisch, ein wenig Lautenspiel und feine Nadelarbeiten. Auf letztere tue sie sich sogar etwas zugute, im Kloster sei sie die Lieblingsschülerin der Schwester Maria Assunta, der Handarbeitslehrerin gewesen.

Sie sprach heiter und gab Bernstein zu verstehen, es sei dies Verlangen eine Laune, Spielerei einer beschäftigungslosen Frau. Er ging bereitwillig auf die Täuschung ein, scherzte über ihr Vorhaben und versprach, sich die Sache durch den Kopf gehen zu lassen.

„Gran sagt, in Ihrem Gehirn schössen die Pläne auf wie Pilze in feuchtem Waldboden. Also werden Sie gewiss auch für mich das Rechte finden. Übrigens,“ sie sah an ihm vorbei, „muss es durchaus nicht etwas damenhaft Standesgemäßes sein. Es kennt mich hier ja keiner. Das Geldverdienen ist wirklich dabei das Wesentliche. Es müsste hübsch sein, sein tägliches Brot und das Dach überm Kopf dem eigenen Bemühen zu danken.“

Bernstein war schon tief im Überlegen. Barbara lehnte sich in ihre Sofaecke am Kamin zurück und

betrachtete sein Gesicht, das ihr in den letzten Wochen vertraut und fast lieb geworden war. Sie sah nicht länger seine Hässlichkeit, die unsauberen Nägel, die verschobene Krawatte, das wirre Haar, die ungepflegte Wäsche; sie fragte sich verwundert, wo die Ähnlichkeit mit Doktor Lucian Meyer geblieben war, die sie zu Beginn ihrer Bekanntschaft, trotz des Gegensatzes zu dem überaus korrekten Äußeren des Doktor Meyer, flüchtig und erkältend gestreift hatte und von der sie nicht mehr die Spur fand. „Rassenähnlichkeit vielleicht,“ dachte sie, und zugleich fiel ihr erheiternd die Behauptung Annunziatas ein, die Juden seien alle mit geschlossenen Augen zu erkennen, an einem bestimmten, nur ihnen eigenen Geruch. Barbara hatte sehr überlegen geantwortet: „Ach, Annunziata, du verwechselst die Juden wohl mit den Senegalnegern oder hast dir gar einen Bären aufbinden lassen!“ Die Muhme habe es ihr gesagt und wahr sei es gewiss, ereiferte sich Annunziata, doch auf Barbaras Einwand, ob sie denn überhaupt einen Juden kenne, musste sie kleinlaut gestehen, nur den Viehhändler Sacerdote aus Bologna, und der röche auf zehn Meter Entfernung derart nach Zwiebel, dass bei ihm die Richtigkeit sich keinesfalls erproben lasse. Barbara entsann sich, wie sie beide gelacht und sich verpflichtet hatten, gut aufzupassen, sollte ihnen je der Zufall einen Juden über den Weg führen. Noch in der Erinnerung musste Barbara leise lachen.

Bernstein blickte rasch auf. Der in Träumen ver-

lorene, kindlich heitere Ausdruck ihres in den letzten Wochen blass und schmal gewordenen Gesichtes rührte ihn. Er hätte seinen Nacken unter ihre Füße legen und sagen mögen: Stütze dich darauf, oder ihr einen Zauberring überreichen, den sie nur zwischen den Fingern zu drehen brauchte, damit ihre Wünsche sich erfüllten. „Dafür ist sie da,“ dachte er, „zu wünschen und beschenkt zu werden. Sklaven müssten um sie sein, nur ihres Winkes gewärtig; in Spitzen und Schleierstoffe sollte man sie hüllen, und die kostbarsten Pelze wären gerade gut genug, sie vor Kälte und Nebel zu schützen.“ Da sie aber von ihm eine Arbeitsgelegenheit verlangte und nichts anderes, so musste eben das und nichts anderes für sie beschafft werden. Ob Gran nicht sah, wie sie abmagerte, dachte er und hatte Mühe, dem Freunde die innere Treue zu wahren, ob er nicht hörte, wie die helle gläserne Stimme brüchig und rau klang, nicht merkte, wie unter den klaren grünlichen Augen dunkle Schwellungen die Reinheit des Gesichtes trübten und wie müde Gang und Haltung wurden? Er musste an eine Zirkusreiterin denken, die er gekannt hatte, und die beim Sprung von einem Pferderücken zum anderen fehlgetreten und in den weichen Sand der Manege gefallen war. Ihre Verletzungen waren unbedeutender Natur, sie ritt am dritten Tage schon wieder ihre berühmte Nummer unter dem frenetischen Jubel der Menge. Aber der Fall hatte ihre Schwungkraft, ihren siegreichen Glauben an den unbedingten Gehorsam von Nerven und Muskeln

gebrochen, in ihre Augen kam ein bedächtig spähender Blick, ihre Bewegungen wurden steif und gemessen, aufs genaueste abgewogen, ohne Geschmeidigkeit, Elan und Feuer; man staunte betroffen, keine Hand rührte sich mehr zum Beifall, und eines Abends tönte ein schriller, schneidender Pfiff durch den weiten Raum.

Man müsste, dachte er, der jungen Frau ein neues Ziel geben, und er fragte sie, ob die Bühne sie nicht reize.

Barbara starrte ihn an. Dann lachte sie ihn aus, herzlich und ohne Verstellung. „Das wäre das letzte. Nein, Bernstein, bei Ihnen ist das Theater schon fixe Idee. Talent hab’ ich keins und vor Angst stürbe ich, wenn Tausende von Augen auf mich gerichtet wären, die alle etwas von mir forderten und mich anblinkten wie die Münze, die am Eingang erlegt wird, dem Zuschauer ein Recht auf seine Forderung zu geben. Sie müssen weitersuchen.“

„Film?“ fragte er. „Da brauchts keine Angst, man spielt ohne Publikum. Ihre romanische Ausdrucksfähigkeit käme Ihnen zustatten. So heftig ich den Film bekämpfe, Verbindungen hätte ich schon, die Ihnen dienen könnten.“

Barbara schüttelte von neuem den Kopf. „Das ließe sich nicht machen, ohne dass Gran es erführe.“ Sie biss sich auf die Lippen, doch Bernstein sagte rasch, als hätte er den Einwurf falsch gedeutet: „Möglich, dass er daran Anstoß nähme. Aber, liebste Frau Barbaren, Sie können doch nicht von

Haus zu Haus gehen und Sprach- oder Lautenstunden erteilen. Ich wollte, Sie hätten mir eine leichtere Aufgabe gestellt.“

„Bleibt also nur das Nähen. Spitzen, Kinderkleidchen, feine Wäsche.“ Sie sagte es scherzend, im Tone einer Straßenhändlerin, die ihre Ware ausruft. Doch Bernstein ließ sich nicht täuschen; er las ihr die Sorge von der Stirn.

Es war um die vierte Stunde; er kam oft um diese Zeit, wo er Barbara allein und für Aufheiterung empfänglich wusste. Das Zimmer war ganz in fahles gelbes Licht gebadet. Der Himmel stand höher als sonst über den rauchenden Kaminen, durch den böigen Märzwind auf kurze Stunden von lastenden Wolken reingefegt.

Es war kalt; durch das breite undichte Fenster zog es, das offene Kohlenfeuer erwärmte nur mangelhaft den Raum. Sie schwiegen beide und starrten in die Flammen.

„Sehen Sie nicht zu lange ins Feuer,“ sagte Bernstein plötzlich. „Dort gehen die Geister unserer genarrten Hoffnungen um. Wir sehen zwischen den glühenden Kohlen den Kobold „might have been“ sein Wesen treiben. Die Vergangenheit können wir nicht ändern, die Zukunft nicht ergründen.“

„Herr Bernstein, schadet es einer dichterischen Arbeit, wenn sie monatelang unterbrochen wird?“ Die Augen lagen klar und vertrauensvoll in den seinen.

Bernstein schnellte in die Höhe, er schlug die Hände

zusammen, zog die Brauen in die Stirn, markierte in jeder Weise emphatische Verneinung. Die Namen Goethe, Flaubert sprudelten von seinen Lippen. Es verhalte sich mit einem Dichtwerk wie mit edlem Wein; durch das Lagern könne es nur an Reife, Blume und Duft gewinnen.

Barbara schüttelte den Kopf. „Ich meine nicht das Zurückstellen eines bestimmten Entwurfs aus Überfülle der Gesichte, vielmehr das Verstummen schlechthin. Glauben Sie nicht, dass Gran irgendwie aus seiner Bahn gerissen ist, dass er der Anregung und Auffrischung bedarf?“

Bernstein sagte: „Seien Sie ruhig, gnädige Frau, Gran nimmt sich, was er braucht.“

Barbara sah ihn scharf aus den Augenwinkeln an. „Wenn Sie das als Tadel meinen, so finde ich es nicht hübsch von Ihnen, Gran ist doch Ihr Freund. Und ungerecht wäre es auch; was mich bedrückt, ist gerade, dass er nicht mehr so unbedenklich nach dem greift, was ihm nottut. Sie kennen sein Buch ‚Nachtwandler‘? Ich denke oft, auch er ist ein Nachtwandler, der sicher auf schmalem Grat ging und den eine fremde Stimme angerufen bat. Die fremde Stimme bin ich.“

„Und wenn er sich das Genick bräche,“ rief Bernstein überschwänglich, „so müsste er noch sterbend sein Geschick preisen, das ihn mit Ihrer Stimme rief!“

Barbara stand langsam auf. Sie blickte in schmerzlich hoheitsvollem Vorwurf auf den Jour-

nalisten herab, der grimmig mit dem Schürhaken zwischen den glimmenden Kohlen stocherte. Auf seinem fahlen Gesicht lag blutiger Widerschein. Sie reichte ihm die Hand. „Addio, Bernstein, und kommen Sie nicht wieder zu mir, wenn Sie nicht aufrichtig mein Freund, das heißt Grans Freund sein wollen.“

„Alles will ich!“ rief Bernstein feurig, warf im Sturm der inneren Bedrängnis den Haken hin, der gellend gegen das Messinggitter aufschlug, „alles, was Ihnen nützt und frommt. Befehlen Sie nur, verfügen Sie über mich, lästern und misshandeln Sie mich, aber verstoßen Sie mich nicht von Ihrem Angesicht.“ Er deklamierte ein wenig, um sie durch den Überschwang seiner Gefühle nicht zu ängstigen. „Ich werde Ihnen Arbeit schaffen und müsste ich mit den Früchten Ihres Fleißes hausieren gehen, ich werde Gran zu den schönsten Frauen führen, ihn mit Literaten und Künstlern bekannt machen, ihn ins Theater, in Music-Halls und Kabarets schleppen, ihm Einladungen zu den vornehmsten geselligen Veranstaltungen ins Haus schicken. Sie sollen zufrieden sein, Herrin.“ Er legte mit groteskem Pathos wie ein melancholischer Bojaz die Hand aufs Herz. Seine Augen funkelten vor Begeisterung hinter Tränen gerührter Liebe und des Selbstmitleids wie Achatkugeln. Er wartete Grans Kommen nicht ab und griff zum Hut.

Gleich darauf kehrte Gran müde, widerwillig nach Hause zurück. Auf jedem Treppenabsatz blieb er

stehen. Die kleine Wohnung schien ihm ein dumpfes Gefängnis, in das jeden Abend zurückzukehren er verurteilt war. Solange er sich in den Straßen umhertreiben konnte, entfloh er seinem eigenen Bild, das ihm hier von jeder Wand in höhnischer Verzerrung entgegengrinste. Jenes Gefühl, das bei dem Anblick des dunkel dahinrauschenden Flusses unter seinem Hotelfenster ihn erstmals mit solch schmerzlicher Gewalt genarrt hatte, ließ sich nur durch Bewegung, Rastlosigkeit und Erschöpfung bannen. Die Millionenstadt zog ihn an, peitschte ihn auf, täuschte ihn über die eigene Sterilität, gaukelte ihm quellenden Überfluss vor, dessen er sich begeben hatte. Er tauchte, Zuschauer nur, wo er früher Spieler gewesen, in der Fülle ihrer bunten Masken unter, schlürfte, von allem Geschehen unberührt, in ungestilltem Durst ihre Brutalität und ihren Luxus, ihr Laster und ihre Heuchelei, ihren Schmutz und ihren Prunk, ihre Leistung und ihren Müßiggang, ihre Kühnheit und ihre stupide Konvention, ihre Sklaverei und ihre Freiheit, das ganze gesteigerte Lebensgefühl ihrer schroffen, erbarmungslosen Gegensätze.

Verließ er morgens das Haus, war es noch unbestimmt, wohin die Richtung gehe; ob nach Westen durch die Stille der vornehmen Straßen, aus denen die Häuser ihre schwärzlichen, verschlossenen Fassaden so abweisend erhoben wie steile, dunkle Felsen ihre Schroffen aus stillem Bergsee, in die anmutigen Gefilde des Hydeparks, wo die hochgezüchteten

Kinder der Besitzenden mit allen Reizen der Rasse, der Pflege, der Gesundheit ausgestattet unter entlaubten Bäumen ihre Spiele trieben, wo biegsame Reiterinnen mit ihren Kavalieren sich trafen, wo lautlos die Gummiräder rollten, Hufe blitzten und Rosse schnoben in einer Luft der Stille, der Abgegrenztheit, die groß, ruhig und beziehungsvoll war wie sonst die Weite? Nach der City, wo die Menschen ernst und schweigend hasteten, Eile und Würde gegeneinander abgemessen; darüber hinaus nach Osten, wo die Armut wohnte, anfangs noch in breiten Straßen mit Laden und Speisehäusern, Branntweinschenken und Garküchen, um sich immer trostloser, heimlicher, dem Verbrechen verschwistert in enge Winkel zu verkriechen? In das fremdländische Viertel östlicher Juden, wo fremde Laute seltsam vertraut an das deutsche Ohr schlugen und dennoch unverständlich blieben, wo hebräische Inschriften an den Häusern die Gegenwart unwirklich zu machen und durch ihre zeitlose Unabänderlichkeit ein Menschenleben dem verwehenden Atem gleichzusetzen schienen? Oder nach den Docks, wo die Kauffahrteischiffe lagen, im Schweigen ihrer ruhenden Maschinen wie schlafende Riesen? Tausend wohlbekannte Gerüche strömten hier auf Gran ein, es roch nach Teer und Tauen, nach Maschinenöl, frischer Deckfarbe und Spezereien, nach Kaffee, Guano und geräucherten Fischen; jeder einzelne Duft bahnte sich den Weg zu seinen Erinnerungszentren, tausend bunte Bilder sprangen ins Bewusstsein, wollten sich vordrängen,

Gestalt annehmen, Stimmen riefen und gewannen die Oberhand, ein ungeheures Ringen um neue Ausdrucksmöglichkeiten tobte wild entfesselt und von keinem Ziel begrenzt in seinem Hirn.

Kam er dann nach Hause, so drangen von allen Seiten Wände auf ihn ein, raubten ihm Freiheit und Atem; er war gewiss, über dem Feuer die fröstelnde Frau zu finden, war ihres Willkommens, ihres Lächelns gewiss; aus jedem Gegenstand, aus Bett und Stuhl und Buch, wehte ihm der Duft ihres Haares entgegen, der ihm einst Rausch und zauberhaftes Vergessen bedeutet hatte und der ihm nun widerlich war wie eine zu oft genossene Speise.

Eine krankhafte Neugier nach unbekannten Lebensformen, das Verlangen, in fremder Identität sich zu verlieren, ließ ihn mit Matrosen, mit zerlumpten, von Branntwein trunkenen alten Weibern, mit Orgeldrehern und kleinen Zirkusleuten anbinden. Überall stieß er auf anfängliches Misstrauen, auf Hohn und Schimpf. Gerade das reizte ihn: dieses Vorurteil gegen Sprache und Kleidung des „Herrn“ zu überwinden, sich in das Vertrauen dieser einfachen, verschlagenen oder rohen Gesellen einzuschleichen, vorsichtig, Zug um Zug wie der gewiegte Verbrecher in tausendfach erprobte Stahlkammer. Die Schätze, die es für ihn zu heben galt, waren Laster, vertierte Rohheit, verwegener Einsatz des eigenen wie des fremden Lebens, waren Hunger und Liebe in jedem Rhythmus mannigfachster Verschlingung.

Er verlor sich an diese seltsame Seelenjagd. Er suchte seine bessere Einsicht zu hintergehen; er häufe, tröstete er sich, Material auf zu späterer Verwendung. Es gelang ihm nicht, sich selbst zu täuschen. Er dachte an seinen Roman, der ein Buch der Rechenschaft hatte werden sollen, und dessen Held voll Zuversicht und Wagemut auszog, die Menschheit zu erretten, der organisierte, predigte, lehrte, Vereine gründete, sein Vermögen hingab und Enttäuschung über Enttäuschung erntete; dessen Augen blind und wund von dem Übel wurden, das sie allerorten sahen, das auszurotten oder auch nur zu mildern ihm bei allem Eifer leidenschaftlichen Wollens versagt blieb; dessen Herz sich erhärtete und von den Menschen abkehrte, bis sich ihm wie Balsam die Erkenntnis in das verbitterte Gemüt senkte, dass man nur sich retten, nur die eigenen Fehler: Selbstsucht, Gier, Ehrgeiz und Maßlosigkeit vertilgen, die eigene Seele läutern, das eigene Herz zur Demut, das eigene schwache Fleisch zu Duldung und Verzicht erziehen kann. Nur wer sich selbst hingibt, wer nichts von den anderen fordert, wer die frevelnde Hand noch küsst, weil es die Hand eines vom Ich Gefolterten ist, wird Echo erwecken in eines anderen Brust.

XII.

Unter den Zirkusleuten, denen sich Gran in müßiger Laune angeschlossen hatte, befand sich eine junge Person, die in der Wasserpantomime, mit der die Vorstellung ihren Abschluss fand, die Hauptrolle, eine mit grünem Flitter behängte Seejungfrau, zu spielen hatte. Ihre Aufgabe bestand lediglich darin, pantomimisch die Furcht vor ihr nachstellenden Fischern auszudrücken, unterzutauchen, ein paarmal neckisch das Bassin zu durchschwimmen, auf einen in der Mitte aus Holz und bemalter Pappe errichteten Felsen zu klettern und dort, eingehüllt in ihr sehr schönes volles Blondhaar, mit einigen anderen Nixen das süßlich-liebliche Schlusstableau zum Entzücken des kleinbürgerlichen Vorstadtpublikums zu stellen. Diese junge Dame war von der regelmäßigen und blühenden Schönheit, wie sie die angelsächsische Rasse nicht eben selten hervorbringt. Sie nahm als selbstverständlich an, dass Gran ihr huldigte; sie hatte gerade mit ihrem erklärten Anbeter, dem Schlangenmenschen, ein Zerwürfnis, und ihr jedem tieferen Gefühl unzugängliches Gemüt wandte sich Gran so natürlich zu wie ein Kind einer neuen und feineren Schleckerei. Sie fand ihn ältlich, steif und unschön, aber er hatte für

sie den Reiz des Außergewöhnlichen. Er war ein vornehmer Herr, zudem ein „foreigner“, eine Art fremdes Tier und es lockte sie, ihre Macht an ihm zu erproben. Gran ging spielend und belustigt auf ihre gezierte und durchsichtige Koketterie ein, nahm ohne Lächeln ihre würdig vorgebrachte Versicherung hin, sie sei von Natur zurückhaltend, zudem sehr auf ihren Ruf bedacht, es habe ihr gegenüber noch nie ein Mann (sie sagte: ein Herr) Freiheiten zu nehmen sich erlaubt. Nun musste nur noch die Feststellung folgen, sie sei aus gutem Hause, dachte Gran. Und richtig, schon erzählte sie und warf den schön frisierten blonden Kopf in den Nacken, sie stamme aus einem Landpfarrhaus. Er heuchelte Ehrfurcht und Erstaunen und verführte sie zu immer gewagteren, weitläufigeren Schilderungen von Familie, Heimat und Kinderzeit, wobei sich die erstaunlichsten Widersprüche und Naivitäten ergaben, die Gran vermuten ließen, die junge Dame sei, von einem gelegentlichen Ausflug auf die Themse oder einem Wochenende in Margate abgesehen, noch nie über die Bannmeile Londons hinausgekommen. Sie sprach das unverkennbarste Londoner Idiom, und was sie vom Landleben wusste, entstammte den „penny novels“ und illustrierten Wochenblättern, in denen Tun und Treiben der großen Welt mit heiligem Ernst und schalkhafter Anmut der Neugier der Massen nahegerückt wird.

Grans Erstaunen aber wuchs, als er sah, dass seiner Annäherung die engsten Grenzen gezogen und

die Ideale der schönen Miss Gwendolen standhaft und unerschütterlich auf das gutbürgerliche Ziel der Ehe gerichtet waren. So wenig glaubhaft es ihm scheinen mochte, so musste im Verlauf ihrer Bekanntschaft seine Skepsis der Überzeugung weichen, dass Gwendolen wohl gerne bereit war, sich nach der Vorstellung traktieren zu lassen, dass sie Geschenke, und nicht nur Blumen oder Konfekt, in dankbar gieriger Habsucht entgegennahm und es nicht übel verstand, durch unschuldig geäußerte Wünsche Grans Freigebigkeit weiter anzustacheln, dass sie jedoch in keiner Weise daran dachte, diese Aufmerksamkeiten in barer Münze zu begleichen und es in höchstem Maße unzart gefunden hätte, wäre ein solches Ansinnen an sie gestellt worden. Es lag Gran nicht im Mindesten daran, ihren Widerstand zu brechen, ihre spießbürgerliche Unantastbarkeit langweilte ihn nur zu bald, und lediglich eine gewisse beschauliche Freude an der zwecksicheren Kälte, Eitelkeit und genäschigen Gier der jungen Person hielt ihn von völligem Bruch noch ab. Er trieb seine Studien an ihr, holte sie über ihre kleinen Wünsche und Ambitionen aus, brachte sie dazu, ihre ganze harmlose und engherzige Gefühlswelt seinem Auge auszudecken. Sie war fromm und tat sich etwas daraus zugute, der Landeskirche anzugehören. Alles Sektenwesen war ihr tief verhasst; sie nannte es „low“. Ebenso galt es ihr als anstößig, sich durch zu große kirchliche Inbrunst hervorzutun und einem Kult anzuhängen, der durch Beichte, Verwandlung und Mariendienst

in bedenklicher Weise den Gläubigen der Hure Rom in die Arme trieb.

Als höchsten Wunsch gestand sie Gran ein Souper im Ritz oder Savoy; doch verbesserte sie sich schnell und es ging in ihrem strahlenden Gesicht eine merkliche Veränderung vor. Sie sagte, das sei natürlich nur unter den erfüllbaren Wünschen der größte. Wenn sie wirklich vom Schicksal sich etwas ausbitten dürfte, so würde sie ein besseres und sicheres Heim für ihre Schwester Beß wählen.

Sie erwähnte diese Schwester zum ersten Male; unter den Figuren, die das Phantasiepfarrhaus bevölkerten, war für sie kein Raum gewesen. Gran erfuhr, dass Bessie sechzehnjährig, gelähmt und schwindsüchtig war. Es ging mit ihr seit kurzem zusehends bergab, doch meinte der Arzt, sie könne noch Jahre hinsiechen. Sie sehne sich so sehr nach grünen Bäumen und Wiesen, aber sie wolle sich von Gwendolen nicht trennen, und so sei es ausgeschlossen, sie in einer Anstalt unterzubringen. Gwendolen mache sich freilich oftmals Sorgen, wie die Dinge sich gestalten würden, wenn Bessies Hinfälligkeit weiter zunehme; eine Person zur Wartung einstellen, könne sie sich nicht leisten. Wäre sie aber durch die Schwester nicht an London gebunden, so stünde sie sich weit besser, da sie für die Provinzen einen, längeren Kontrakt abschließen könnte.

Während sie von Bessie sprach, fiel das Gezierte, Berechnende und Unechte von ihr ab, sie bediente sich der einfachsten Worte und ihr gebauschtes, stark

gebranntes Haar, die Farbenfreudigkeit ihres aufgetakelten Anzuges verschwand hinter dem gutmütigen Ernst ihres ehrlich bekümmerten Blickes. Sie schmiegte das Gesicht in die aufgestützte Hand und sah Gran kummervoll an; ob er nicht mal ihre kleine Schwester besuchen wolle?

„Ich weiß nicht, was es ist, aber ich glaube, Sie verstehen es schon, mit Beß umzugehen. Sie ist ein komisches kleines Ding nämlich, das kommt wohl von dem vielen Alleinsein, und die Leute, die ich ihr ab und zu bringe, aus der Nachbarschaft oder vom Zirkus, die mag sie nicht. Die sieht sie bloß so unter blinzelnden Lidern an und sagt ‚Oh ja‘ und ‚Nein wirklich‘? Und wenn sie weg sind, sagt sie, da seien ihre Träume weit bessere Gesellschaft. Aber die Zeit muss ihr doch oft furchtbar lang werden.“

Gran versprach sein Kommen. Die Schwestern bewohnten weit draußen in der Vorstadt nahe dem Zirkus, in dem Gwendolen arbeitete, eine ziemlich dürftige Stube bei einer geschwätzigen Witwe, die für sie kochte und, wenn nichts Dringlicheres sie abhielt und sie es über nachbarlichem Schwatze nicht vergaß, nach der Kranken sah. Gran war erstaunt, an Stelle des erwarteten missgestalteten, reizlosen und traurigen Wesens eine jüngere, zartere, vergeistigtere Ausgabe der schönen Gwendolen zu finden. Bessie empfing den Gast mit strahlendem Lächeln und der Versicherung, sie kenne ihn schon gut aus Gwennies Schilderungen. Freilich, setzte sie hinzu

und kniff die Augen zusammen, an der Treffsicherheit eben dieser Schilderungen habe sie gezweifelt, denn Gwendolen sehe Dingen und Menschen nicht gerade ins Auge. „Sie erzählt wie ein Schielender zeichnet. Aber mir scheint, Sie sind wirklich ein guter Kerl.“ Sie verschränkte die Arme hinter dem Kopf, der von grausen Haaren goldig flimmerte. Ihre Augen hatten während des Sprechens noch keinen Augenblick Grans Gesicht verlassen. Langsam sagte sie und mit einem tiefen satten Seufzer: „Ich glaube, Sie werden mir Schönes erzählen können.“

Sie wolle nur immer Schönes hören, warf Gwendolen ein. Es war augenscheinlich, dass sie von unbändigem Stolz auf die kleine Schwester, deren Denken und Reden ihr unverständlich bleiben musste, erfüllt war. Sie stand vor dem Spiegel und steckte sich den riesigen Federhut mit zwei langen Nadeln, an denen falsche Edelsteine prunkten, auf dem blonden Schopf zurecht. Es war Zeit zur Probe. „Ich lass dir Herrn Gran also hier, Kleines; du musst aber vorsichtig mit ihm umgehen und nicht zu viel auf einmal fragen und reden, sonst verscheuchst du ihn dir gleich beim ersten Mal.“

Als Gran mit dem gelähmten Mädchen allein war, seufzte Beß von neuem. Er bemerkte übrigens jetzt bei genauerem Hinsehen doch die feinen Spuren des Leidens; der Glanz der Augen und die zarte Röte über den Backenknochen mochten vom Fieber herrühren. Ja, sagte Beß, als lese sie mühelos in

seinen Gedanken, Tuberkulose borgten bekanntlich stets das Panier der Gesundheit. „Wir segeln unter falscher Flagge. Aber das tun die Gesunden ja auch.“

Wie sie das meine, fragte Gran. Das sei doch einfach, gab das Mädchen zurück. Sie lag nahe dem Fenster auf einem Ruhebett aus billigem Rohrgeflecht, das mit großblumigen, nicht ganz sauberen Bezügen lose gepolstert war. Beim Sprechen blickte sie nicht länger auf Gran, sondern in das Stück Himmel, das über den Dächern sichtbar war. In dem grauen, vom Wind getriebenen Gewölk zeigten sich blaue Flecke wie tiefe geheimnisvolle Löcher. Die geizig seien, trachteten splendid zu scheinen, die ein hartes Herz hätten, führten ewig das Wort Barmherzigkeit im Mund und die von einer Hand zur anderen gingen, sprachen am meisten von Wohlanständigkeit. Gwennie sei ja auch nur ein Bündel Heuchelei, aber bei ihr sei die Lüge sozusagen unbewusst und harmlos und sie selbst im Grunde ein guter Kerl (dies schien ein Lieblingsausdruck der Kleinen), und vor allem gutmütig und gönne jedem das Seine. „Sie schläft so prachtvoll und es schmeckt ihr gut und sie weiß, dass sie hübsch ist und eigentlich ist sie fest entschlossen, Johnnie (das ist der Schlangenmensch) zu heiraten und glaubt, sie beide bringen es noch zu einer eigenen Truppe. Sie könnte ganz zufrieden sein und ist es wohl auch, denn wenn man keine Schmerzen hat und essen und schlafen kann und Geld verdient, soviel man zum Nötigsten braucht,

warum soll man da unzufrieden sein? Aber Gwennie redet sich ein, zum Jungsein gehörten Verehrer und Schmuck und Tand und mal ein Glas Champagner und Eifersüchteleien und Tränen und Vorwürfe. Damit behängt sie ihre Tage.“

Gran fand das hübsche Mädchen erstaunlich und sagte höchst belustigt: „Also Sie an Fräulein Gwendolens Stelle würden sich dieser Dinge zu entschlagen wissen?“

Das Mädchen runzelte abfällig die Stirn. Ihre Augen waren nur noch tiefblaue Schlitze. „Reden Sie doch mit mir nicht so. Was hat das für einen Sinn? Das ist nur schade um den Atem, den Sie daran verschwenden. Freilich, Sie sind gesund und wissen nicht, dass Atem etwas Kostbares ist. Alles ist kostbar, was man hat, denn man kann es verlieren. Das, was man nicht hat, wird einem wenigstens nicht genommen.“ Sie lachte schon wieder, doch wie es Gran scheinen wollte, nicht ohne Spott und Schärfe. „Mit einem Menschen, der bald stirbt, sollte man so reden, als läge man selber auf dem Totenbett. Wenn die Gesunden sich untereinander ihre lächerlichen Flausen vormachen wollen, so ist das ihre Sache. Aber unsereins kann“ — sie senkte die Stimme — „nicht mit gleicher Münze heimzahlen. Wir sehen immer nur dieselben paar Gegenstände und die nämlichen Gesichter, und damit uns die Welt nicht zu enge wird, müssen wir in sie alles hineingeheimnissen und wieder aus ihnen herausholen, wovon wir wissen, dass es in der Welt ist.“

Schatzgräber sind wir. Und da bleibt einem keine Zeit zu unehrlichen Späßen.“

Sie schöpfte tief Atem. Ihre Augen blickten Gran wieder groß und leuchtend an. Sie saßen weit auseinander und es fiel Gran auf, wie wunderbar weiß und weich zwischen den goldenen Brauen der Nasenansatz war. Das einzig Unschöne an dem Mädchen waren die Hände, an denen die Gelenke plump hervortraten.

Gran fragte von neuem, ein wenig unsicher: „Aber warum in aller Welt soll sich Fräulein Gwendolen denn nicht ein wenig vergnügen?“

„Weil sie das alles gar nicht braucht,“ erklärte Beß auf das Bestimmteste. „Das alles hat sie sich nur aus ihren dummen Romanen gesogen. Wäre sie ehrlich, so ginge sie tausendmal lieber nach der Vorstellung schlafen als mit fremden Herren von Bar zu Bar ziehen und immer zu fürchten, es könnte sie doch mal einer überrumpeln und nachher sitzen lassen. Denn sie hat nun mal den Tugendfimmel.“

Gran fragte ernsthaft: „Und Sie, Sie legen kein solches Gewicht auf Tugendhaftigkeit?“

Die Kleine blinzelte ein paarmal gleichsam schläfrig, es konnte auch Spott bedeuten. Sie hatte sehr lange, gebogene, goldene Wimpern. (Gran sah auf einmal keine Ähnlichkeit mehr zu der Schwester.) An der „Art, wie sie den Mund öffnete, ahnte er, dass sie Verblüffendes zu äußern gedachte. „Ich will Ihnen mal was sagen, lieber Herr. Was ich von Liebe weiß, ist nur aus zweiter Hand. Und dar-

um pfeife ich darauf. Aber manches Mal bin ich heilfroh, dass ich so früh sterben soll, denn mir scheint, das mit der Liebe ist wie der Irrgarten im Ausstellungspark, in den man mich als Kind, damals konnt' ich ja noch laufen, nahm. Man kannte sich bald nicht mehr zurecht, erst war es ja ganz lustig, aber dann ärgerte man sich und wurde müde, zuletzt kriegte man es mit der Angst und ich weiß noch, dass ich mit beiden Händen in die grünen Hecken griff, die uns zum Narren hielten, und ganze Büschel abriss, solche Wut hatte ich.“

Gran wusste nichts zu erwidern. Sie war ja noch ein Kind, dachte er, halb Kobold, halb frühreifes Seelchen, wie konnte man mit ihr von Liebe reden? Wieder las sie ihm die Gedanken von den Augen. Sie spitzte den Mund. „So lämmerunschuldig bin ich nun nicht; ich bin 'ne richtige Großstadtpflanze. Gwennie hat Ihnen wohl von dem Landpfarrhaus und der sorgfältigen Erziehung und dem Familienunglück gefaselt? Dacht' ich mir's doch. Manches Mal sind wir auch Kinder eines früh verstorbenen Offiziers der indischen Armee. Na ja . . . eigentlich ist es ja gleich.“ Wenn es Gwennie nun schon Spaß macht. Und anscheinend hören es ihre Verehrer ja auch gerne, sonst hätte schon mal einer auf den Tisch geschlagen und ihr gesagt; sie solle den Kohl gefälligst selber schlucken. Also, was ich sagen wollte, ich weiß gut, dass zwei mal zwei vier ist und nicht fünf. Aber ich möchte nicht, dass mein ganzes Leben sich nur um den einen Punkt drehte, ob . . .

oder ob nicht . . . Die Tiere scheinen ein viel einfacheres abgekürztes Verfahren zu haben. Ich finde es ein bisschen genierlich und ein bisschen lächerlich und fast schon ein bisschen ekelhaft, all das Getue um etwas, das doch so unausbleiblich scheint wie Hunger und Durst. Dixi. Nun kommen Sie dran. Aber ohne Flausen.“

Gran konnte sich nicht entsinnen, je um Worte so verlegen gewesen zu sein. Er marterte sein Hirn vergebens um eine Antwort auf den hellen, spöttischen und erwartungsvollen Blick des Mädchens. Er griff nach Bessies unschön geformter, magerer und von der Zimmerluft graugebleichter Hand und legte sehr zart und leise streifend seine Lippen darauf. Das Mädchen verhielt sich regungslos. Auf einmal hörte er ihre hohe süße Stimme, die ihn plötzlich an Barbara erinnerte, wobei er unklar die Empfindung einer traurigen Veränderung eben jener einst so geliebten Stimme hatte. „Da sieht man wieder, wie wenig Verlass auf alle Weisheit und Theorie ist. Es ist also doch etwas dran an der vielgepriesenen Liebe, etwas was sich nicht so klipp und klar wie ein Rechenexempel an die Schultafel schreiben lässt.“

Diesen Morgenbesuch hatte Gran ein paar Mal wiederholt, in kurzen Abständen, obwohl er entgegen Neigung und Gewohnheit zu früher Stunde aufstehen musste, um die Kranke in dem entfernten Vorort während Gwendolens Morgenprobe allein zu treffen. Er brachte dem Mädchen Blumen und Bücher und erfuhr zu seinem Erstaunen, dass die

Kleine dank den Bemühungen einer philanthropisch gesinnten Dame eine zwar von aller Schulregel abweichende, doch nicht unbeträchtliche Bildung genossen hatte. Das sonderbare Persönchen, das eine wahre Leidenschaft für rücksichtslosen Meinungs Austausch hatte und hierbei auf eigentümlich entwaffnende Weise jeder künstlich anerzogenen Scham zu entbehren schien, diente ihm als willkommene Anregung, die ihn stundenweise von seinen eigenen misslichen Angelegenheiten abzog.

Flüchtig dachte er daran, Barbara mit der Kleinen bekannt zu machen, unterließ es dann aber in jenem instinktiven Widerstreben, Frauen, mit denen irgendein Gefühl ihn verband, zusammenzuführen. Als sein Interesse zu erlahmen begann, wandte er seinen ganzen Einfluss auf, Bessie zu einer Übersiedelung aufs Land zu bestimmen. Dass sie sich von der Schwester nicht zu trennen wünsche, gestand sie Gran freimütig, sei nichts als faule Ausrede. Sie sperre sich einzig gegen ein Zusammensein mit anderen Kranken. Sie wolle fröhliche Gesichter um sich sehen und nicht das Stöhnen Leidender als letzten Klang ins Grab mitnehmen. Solange sich der Betrug aufrechterhalten lasse, wünsche sie sich einzubilden, die Welt sei ein spaßhafter Ort, den nur die Dummheit der Menschen zu einer Versammlung von Leichenbittern stemple. Ihr Lachen, fand Gran, hatte an Schärfe gewonnen. Manches Mal funkelten ihre Augen, er wusste nicht, aus Übermut, Bosheit oder in einer verhaltenen Erregung.

Er übergab Gwendolen eine größere Summe, die es ihr ermöglichen sollte, Bessie zu anständigen Leuten aufs Land in Pflege zu tun. Beim Abschied sagte Beß, indem sie sehr lange mit ihren feuchten, heißen Fingern Grans Hand umklammert hielt:

„Vielleicht ist es ganz gut, dass ich fortkomme. Es hätte doch herzlich wenig Sinn und Zweck, am eigenen Leibe — und welchem Leib — noch das ABC der Liebe zu erlernen. Zum Lesen brächte ich es ja doch nicht mehr. Dazu reicht meine Zeit nicht.“ Und dann empfahl sie ihm, auf Gwennie aufzupassen. Die meine ja wohl, sie habe Bessie betreut, das Umgekehrte aber sei der Fall. Gran solle zusehen, dass sie baldmöglichst ihren Johnnie heirate, was Besseres komme doch nicht und Gwennie brauche bei all ihrer Robustheit männlichen Schutz und Anlehnung und sehne sich auch danach. Sie sei eben sentimental veranlagt, daran lasse sich nichts ändern.

XIII.

Die Freundschaft mit den beiden Schwestern hatte Gran viel Geld gekostet, er sah sich gezwungen, ältere Novellen nach hastiger, mit Widerwillen ausgeführter Feile abzustößen, den Verleger nochmals zu vertrösten und um weiteren Vorschuss zu bitten, was seine Stimmung nicht verbesserte. Er fühlte sich in die Enge getrieben, vor sich selbst entwürdigt; zu Barbara sprach er in einem Tone leidensvoller Geduld.

Barbara verlor ihren guten Schlaf. Grans Kammer war vom Flur her ohne Eingang und nur durch ihr Zimmer zu erreichen. Früher hatte sie sein leichter Schritt nicht geweckt, wenn er, oft erst im Morgengrauen, in die Kammer schlich. Jetzt lag sie horchend, ob die Stunde nicht käme, wo wieder das Kratzen seiner Feder hörbar werde. Aber sie hörte nur Gran rastlos auf und ab wandern mit schwerem, müdem Schritt oder auch rasch und verstört wie ein gefangenes Tier, das sich gegen das Gitter wirft.

Sie hasste diese Stadt. Noch jetzt im Frühling roch und schmeckte sie den gelben Nebel des dunklen Winters. An den klaren Farben des Südens herangebildet, fehlte ihrem Auge der Sinn für die düstere Schönheit von Grau und Gelb, der silberige

Himmel mit seinen schwefelgelben Streifen über dem nassen Schwarz der Parkbäume, der Gran entzückte, stimmte sie traurig bis zum Weinen. Jetzt wurden diese Baume grün, die Rasenflächen standen mit Veilchen und gelben Narzissen übersät, auf der Serpentine segelten die Schiffchen spielender Kinder, eine milde, in feuchter Luft sich spiegelnde Sonne ergoss sich über Dach, Kamin und Wipfel. Dennoch blieb die Traurigkeit.

Im Februar, kurz ehe sie Bernstein davon sprach, Geld zu verdienen, war sie entschlossen gewesen, Gran heimlich zu verlassen. Sie hatte sich nur noch eine kurze Gnadenfrist geschenkt. Es hatte sich gerächt. Nun durfte sie nicht länger ins Ungewisse fliehen.

Sie kaufte feines Leinen und schmale Spitzenkänzchen und schnitt und nähte stundenlang in ihrem Hofzimmer. Hörte sie Grans Schritt auf der Treppe, so versperrte sie eilig die winzigen Kleidungsstücke in die nächste Schublade. Über der Arbeit sang sie und merkte nicht, dass ihre Stimme heiser und brüchig war. Manches Mal verstummte sie erschrocken, verängstigt fragte sie sich, wie sie es denn verdient habe, dass Gott ihren Leib segne. Eines Abends jedoch in der schwermütigen Frühlingsdämmerung am geöffneten Hoffenster, durch das nur verschwommen der Lärm der Stadt heraufdrang, befielen sie Zweifel, ob es denn auch Segen sei und nicht Fluch. Sie würde sein Kind zur Welt bringen, das ewig den Makel seiner Geburt mitschleppte zur Sühne für

eine Schuld, die nicht die seine war, und Barbara sah hierin das feurige Schwert eines Rächers über ihrem sündigen Haupte kreisen. Nino hatte sie der Mutter beraubt, dieses Kind würde vor der Welt vaterlos sein.

Dennoch brach immer wieder ein Lied aus ihrer heiseren Kehle; glückliche Träume, in denen sie das Neugeborene wiegte, jagten sich mit Angstzuständen. Sie sah Gran mit Ketten an sich und das Kind geschmiedet, gebeugt, verbittert, unfruchtbar, ein Gestrandeter. Immer wieder schwankte sie, ob allem ungeachtet rasche Flucht nicht dennoch ihre vornehmste Pflicht sei.

Einmal suchte sie die für ihre Musik berühmte katholische Kirche in Brompton Road auf. Sie hatte sich im Omnibus geirrt und erst nach langer Kreuz- und Querfahrt das Ziel erreicht. Draußen wehte ein scharfer Ostwind; hier saß man warm und geborgen. Die Ausdünstungen der Menge zogen mit dem, Weihrauch in schweren, süßlich duftenden Schwaden zwischen den Pfeilern auf. Der Vespergesang ging zu Ende. Von der Empore klangen rein und kühl die Stimmen, die Orgel eiferte in dunkler Gewalt, trieb die Stimmen zu immer siegreicherer, entsagungsvollerer Inbrunst an, als sei ihr Brausen die reinigende Flamme, in der die Leidenschaften dieser Welt eingeschmolzen und von irdischer Schlacke befreit würden, um in verlangender Demut zu wunschloser Gottesliebe aufzusteigen. Barbara kauerte im Betstuhl, zusammengesunken in Müdig-

keit und Selbstvergessen. Sie weinte, doch ohne Schmerz.

Die Kirche leerte sich. Nur ein paar Frauen und Mädchen blieben zurück. Sie bildeten eine Kette bis zum Beichtstuhl, den soeben der Priester mit schnellem, festem Schritt betrat. Flüchtig hatten sich seine scharfen, klugen, nicht ungütigen Züge Barbaras Bewusstsein eingeprägt. Es war ein noch junger Mann. Auf einmal stand sie hinter der letzten der Wartenden. Ihr Herz klopfte. Als die Reihe an sie kam, verließ sie der Mut. Sie murmelte: „Ich bin unglücklich und bedrängt, Hochwürden.“ Aber schon glaubte sie, Verrat an Gran zu begehen und sagte rasch: „Ich bin keine Katholikin, obwohl im Kloster erzogen.“

Der Priester zögerte mit der Antwort. Er sagte: „So kann ich Ihnen die Beichte nicht abnehmen, meine Tochter. Aber vielleicht darf ich Ihnen mit einem Rat beistehen?“

„Ich habe mich in Schuld verstrickt, Hochwürden, und weiß nicht mehr, wo die Pflicht liegt. Ich bin blind geworden und tappe im Dunkeln.“

„Der Weg der Sünde führt stets durch das Tal der Finsternis und mag er am Anfang noch so hell im Lichterglanz unserer Begierden erstrahlen.“ Er wartete, aber Barbara schwieg. Sie maß sich mit Grans Augen und sah sich klein und verächtlich.

„Ich danke Ihnen, Hochwürden, aber mir ist wohl nicht zu helfen.“

Die verborgene dunkeltönige Stimme hinter dem

Gitter sagte: „Sie finden die Demut nicht, Ihre Schuld sich einzugestehen. Ihre Lippen sprechen wohl von Schuld, Ihr Herz möchte sie leugnen. Ohne Reue aber gibt es keinen Weg ans Licht. Sie müssen Ihre Sünde erst hassen, nicht bloß fürchten lernen.“

Wie es den Verbrecher reizt, an den Ort seines Vergehens zurückzukehren und sich in erhöhte Gefahr zu begeben, so übte fortan auf Barbara Brompton Oratory, die Nähe jenes strengen Richters, den sie in einer schwachen Stunde angerufen hatte, eine gebieterische Anziehung. Es war fast das einzige Ziel, das sie noch außer Hause trieb. Um diese Zeit hatte sie Bernstein gebeten, ihr zu einer Arbeit zu verhelfen.

Nach wie vor wehrte Gran ihre Frage nach seiner pekuniären Lage ab. Sie solle die Sorge darum ruhig ihm überlassen, ein Finanzmann sei er nicht, die Höhe seiner Einkünfte schwankend, verhungern würden sie dennoch schwerlich. Alle ängstlich am Pfennig kleben, hieße zudem den Diener Geld zum Herrn und Meister erheben. Bis der Roman erscheine, müsse man sich eben gewisse Einschränkungen auferlegen, so sehr er es ihretwegen auch bedaure — zum Darben sei noch immer kein Anlass. Einmal sagte er in grimmigem Scherz, lieber als Wucherern in die Klauen geraten und somit der letzten Bewegungsfreiheit sich berauben, wolle er als Schiffsheizer sich verdingen. Es schien Barbara, als blitze dabei etwas von dem alten Abenteuerertrotz in seinen

matt gewordenen Augen auf. Sie drängte Bernstein, ihr zu helfen, sie ließ Vorwand und Maske fallen, sie ahnte, dass Grans Verhältnisse auf das schwerste erschüttert waren und einer Katastrophe zutrieben, sie zitterte um ihn, um das ungeborene Kind. Des Nachts plagten sie wieder die alten Träume von Nino, der grünlich-bleich, mit hochgetriebenem Leib im Gitterbettchen lag. Einmal fuhr sie auf und schrie so mörderisch, dass Gran erschreckt an ihr Bett eilte. Sie klammerte sich wortlos, mit verzerrtem Mund, in dessen Ecken leichter Schaum stand, an ihn. Er küsste sie, strich ihr mit seiner festen kühlen Hand so lange über die Stirn, bis der Krampf sich löste und sie ausatmend zurücksank. Er wich nicht von ihrer Seite; als sie ruhiger geworden, las er ihr vor. Sie bat: „Lies mir eigene Verse.“ Er tat es. Gegen Morgen schlief sie ein. Diese Nacht warf auf Tage hinaus verklärenden Schimmer auf alles Tun.

Bernstein kam seltener. Er fühlte eine Feindschaft gegen Gran in sich aufsteigen, deren er sich schämte und die er Barbaras hellen Augen zu verbergen suchte. Zudem las er in eben diesen Augen sanften Vorwurf. Alle Bemühungen, ihr Arbeit zu verschaffen, schlugen fehl; entweder hätte sie Gran offen davon sprechen und mit seinem Wissen das Haus verlassen müssen, oder es handelte sich um übel entlohnte Nadelarbeit, für die ihm ihre Augen zu schade waren.

In seiner Bedrängnis wandte er sich an Lady

Muriel Stone. Lady Muriel war die Schwester des vierten Lord Alverston; sie verfügte über eine Rente von fünfhundert Pfund, die in keiner Weise ausreichte, ihre Lebenshaltung zu bestreiten. Zu dem hieraus folgenden Wunsche, ihre Einkünfte zu erhöhen, gesellte sich die Freude an Betrieb, Abwechslung und der Verblüffung ihrer Kreise. Es hatte sich niemals ein offenkundiger Skandal an ihren Namen geheftet, doch galt sie als exzentrisch, nannte sich selbst gern „a modern woman“ und sah aus wie die tragische Muse in einem gewagten hypermodernen Gewand. Lady Muriel hatte bereits die verschiedensten weiblichen Berufe durchprobiert, daher Bernstein bei ihr Rat zu finden hoffte. Sie war als Barfuß tänzerin und Rezitatorin aufgetreten, sie hatte als Suffragette Aufklärungsreisen durch Kanada und Australien unternommen, sich an einer Geflügelfarm in Surrey versucht und sich auf die Zucht grüner Nelken geworfen. Augenblicklich machte ihr „Modesalon für Schlanke“ von sich reden. Von allen Frauen der Gesellschaft wurde sie bestürmt, denn jede wollte von ihr gekleidet werden, die Mageren in der Hoffnung, ihre Dürftigkeit durch besonderes Geschick verdeckt zu sehen, die Fettes in dem eigensinnigen Wunsch, noch zu den Schlanken zu zählen. Lady Muriel war fünfunddreißig.

Wo sie hinkam, folgte ihr ein Schwarm junger Maler, Dichter und Musiker; ältere Journalisten, Parlamentarier und Finanzleute zählten zu ihren Freunden. Unter ihnen bevorzugte sie die Gerissenen,

Leute mit „offenen Augen“, wie sie sagte, die einsahen, dass nichts in der Welt umsonst ist, am wenigsten die Freundschaft einer schönen Frau. Sie fahndete auf Tips, war einer kleinen gewagten Spekulation nicht abgeneigt — das Risiko freilich musste der Berater tragen — und sicherte sich durch kluge Wahl ihrer Freunde eine kostenlose Reklame in Wort und Bild. Selbst die Protektion der jungen Künstler erfolgte auf Kosten anderer, die es sich zur Ehre rechnen mussten, einem Schützling der Lady Muriel Stone ein Bild abzukaufen oder ihn zu einer Abendgesellschaft gegen einen Scheck von zwanzig Pfund eigene Kompositionen vortragen zu lassen.

Lady Muriel lachte Bernstein aus. Was er suchte, gäbe es nicht; lohnende Arbeit unter Ausschluss der Öffentlichkeit, das fände sich im modernen Wirtschaftsleben nicht mehr, sonst liefe schwerlich so viel fragwürdige Weiblichkeit umher. „Ist Ihr Schützling hübsch, so rate ich, daraus Kapital zu schlagen.“

Bernstein verzog das Gesicht, als biete man ihm Essig zu trinken. Er saß Lady Muriel in ihrem Geschäftszimmer in Bondstreet gegenüber. Schützling sei nicht das Wort, es handle sich um die Frau — er zögerte unmerklich — eines Freundes. Er habe gehofft, Lady Muriel könne vielleicht in ihrem Betrieb die feinen Leinen- und Spitzenarbeiten der Frau Gran verwerten. Lady Muriels Vorliebe für das Nichtalltägliche in Rechnung ziehend setzte er hinzu, Frau Gran sei in einem italienischen Kloster erzogen und habe dort ihre Nadelkunst erlernt. Lady

Muriel überlegte. Man könnte eine Werkstatt für „laszive Unterwäsche“ einrichten und exorbitante Preise fordern, aber die Amerikanerinnen, die allein für solche Preise in Betracht kämen, seien zu Prüde, und die von dem Namen angezogen würden, blieben mit dem Zahlen in Rückstand. Lady Muriel knipste ihre Zigarettenasche unbekümmert auf den dicken rosenroten Teppich; sie stand auf. „Überhaupt, mein lieber Bernstein, wer noch kein Schneideratelier geleitet hat, weiß von den Menschen nichts. Nur dort sieht man sie entkleidet, Leib und Seele, und sieht, wie bucklig die meisten sind. Und nun zeig’ ich Ihnen meine Räume.“

Sie führte ihn durch zwei saalartige Zimmer, deren Wände und Decken bemalt waren, in dem ersten mit parkartiger Frühlingslandschaft, dem zweiten mit Schneefeldern und tief verschneiten Bäumen. Hier wurden je nach der Jahreszeit die Straßenkleider vorgeführt. Die Malerei, sagte Lady Muriel, sei von dem kleinen Beversley, ob Bernstein nicht Lust habe, in der Wochenschrift „Frivolities“ eine Plauderei mit Photographien zu veröffentlichen? Dann klinkte sie die Tür zu einem schmalen Kabinett mit Spiegelwänden auf. Es stand nichts darin als ein niederes, mit Kissen übersätes Ruhebett, ein Tischchen daneben, darauf Riechsalz und eine geschliffene Karaffe nebst Glas. „Das Benretiro nach langer Anprobe,“ erklärte Lady Muriel.

Schöne überschlanke Mädchen mit gemalten Augen und himbeerrotem Mund wiegten sich in den schmalen

Hüften wie Blumen auf langem Stengel. Sie trugen enganliegende schwarze Unterkleider aus glänzender Seide, die bei jedem Atemzuge knisterte. Zwischen dem schwarzen Stoff und dem gepuderten Gesicht sah man manch dürftigen gelblich entfärbten Hals. Die Mädchen standen fröstelnd herum und warteten auf Lady Muriels Wink, sich in lebende Modepuppen zu verwandeln. Es war noch früh am Morgen, langsam kamen die ersten Kundinnen.

Bernstein verabschiedete sich. Er spielte einen letzten Trumpf aus. „Lernen Sie wenigstens die kleine Frau kennen, Lady Muriel. Gran selbst wird Sie übrigens interessieren, einer unserer zukunftsreichsten deutschen Dichter.“ Man verabredete einen gemeinsamen Theaterabend.

Barbara ließ sich schwer überreden mitzugehen. So sehr sie Gran geselligen Verkehr gönnte, so hielt sie selbst sich von den Menschen auf das bestimmteste zurück. Die Anrede „Frau Gran“ traf sie jedes Mal wie die Bekräftigung einer Lüge. Es war ihr zumute, als schmücke sie sich mit gestohlenem Gut. Erst als Bernstein ihr bedeutete, Lady Muriel werde ihr vielleicht von Nutzen sein, gab sie seinem Drängen nach.

Man sah sich eines der üblichen harmlosen Gesellschaftsstücke an, die auf das heftigste zu bekämpfen sonst Bernsteins Lebensaufgabe war, brach vor dem letzten Akt auf und begab sich ins Berkeley, dessen langgestreckter heller Saal von festlich tafelnden Menschen dicht besetzt war. Gran taute in dieser

Atmosphäre leichten, beherrschten Genießens sichtlich auf. Er leerte in rascher Folge ein paar Glas Champagner und versicherte Bernstein, wie dankbar er ihm sei, ihn aus seiner Höhle gelockt zu haben.

Der Journalist strahlte. Er war entschlossen, diesen Abend als einen Erfolg zu buchen und keine Ausgabe schien ihm dafür zu hoch. Der bescheidene Mann ließ das Geld wie ein Abenteurer springen, er sicherte durch fürstliches Trinkgeld seinem Tisch die aufmerksamste Bedienung, und seine treuen und feurigen Augen liefen in hündischer Anhänglichkeit von Barbara zu Gran.

Lady Muriel musterte durch ihr Lorgnon die Menschen, tauschte Grüße und winkte ungeniert einen jungen Mann heran, der einsam vor seiner Flasche Apollinaris saß. Lässig nannte sie seinen Namen: Ellis Randerbroek. Es war der bekannte amerikanische Milliardär, der vor kurzem Glen Castle, eines der schönsten Schlösser Nordenglands, erworben hatte. Sie forderte ihn auf, sich ihrer Gesellschaft anzuschließen. Man rückte zusammen, und Gran kam dabei Lady Muriel gegenüber zu sitzen.

Der Amerikaner hatte messerscharfe Züge, die von der Energie seiner Vorfahren geschweißt schienen, dazu den indolenten Ausdruck des übersättigten Erben. Ob er sich dauernd in England niederlassen wolle, fragte ihn Bernstein; und als er es auf eigentümlich müde und mürrische Art bejahte und zur Begründung angab, hierzulande verstehe

man den Müßiggang um vieles besser als in seiner Heimat, sagte Bernstein in beredter Trauer, es sei so einfach nicht, sein Vaterland zu wechseln.

Der Amerikaner maß ihn mit müdem Staunen. Sein Blick drückte unverkennbares Missfallen an dem Journalisten aus, dessen ungepflegtes Äußere er ablehnte wie eine nicht ganz tadellos frische Speise. Wer davon spräche, das Vaterland zu wechseln? Er wolle und könne niemals etwas anderes sein als Amerikaner. Amerika sei das Land der Welt, das Land der Zukunft, nur gerade für seine persönlichen Bedürfnisse nicht zugeschnitten, was seinen Patriotismus in keiner Weise schmälere.

„Es gibt nur eine Form von Patriotismus, die ich gelten lasse,“ sagte Bernstein in schmerzlicher Verbohrtheit und der ihm eigenen Außerachtlassung gesellschaftlicher Rücksichtnahme. „Das ist der tätige Wille, bessernd am lebendigen Organismus des Vaterlandes einzugreifen. Und ist man in dieser Absicht tausendmal zu Misserfolg verdammt, davor Reißaus nehmen ist nichts als feige Flucht.“

„Möglich,“ sagte der Amerikaner. So leise, fast widerwillig er sprach, es klang wie eine Ohrfeige. Bernstein wurde blass, fuhr mit gekrümmten Fingern durchs Haar und verstummte leidend, scheu wie ein geschlagener Hund. Barbara sah ihn mitleidig an. Sie wusste durch Gran, dass er als blutjunger Mensch Deutschland den Rücken gekehrt hatte im Ingrimm darüber, dass einem älteren Stiefbruder, einem überaus begabten Naturforscher, als Jude der Aufstieg

zu akademischer Würde versperrt war. Schon öfters waren ihm Andeutungen entfallen, dass er sich dieses übereilten Schrittes wegen verachtete und niemals aufgehört hatte, ihn zu bereuen.

Lady Muriel griff vermittelnd ein. Englands angenehme Lebensform ziehe immer mehr Ausländer an, es wachse sich mehr und mehr zu einem Siedlungsland für Menschen aller Rassen und Nationen aus, und das sei vielleicht ganz gut so, denn altes Kulturland laufe stets Gefahr, zu leerer Formenhülle zu erstarren.

Gran hörte Lady Muriel mit innigem Behagen reden. Es lag in ihrer Stimme, die nicht so sehr melodiös als klargeprägt war, eine ihn erfrischende Menschenkenntnis, die schon Verachtung in sich schloss. Da sie an ihre Mitmenschen kein Gefühl verschwendete, bot sich diesen nicht leicht Gelegenheit, sie zu verwunden, was ihr eine große Überlegenheit sicherte. Nur in ihrer Eitelkeit war sie verletzlich. Bei ihrer unumstrittenen Schönheit durfte sie aller kleinlichen Hilfsmittel weiblicher Koketterie füglich entraten; zwischen sich und ihren Freunden liebte sie das Kameradschaftliche zu betonen und wusste, sie konnte es ungestraft, das männliche Auge entzündete sich ohnehin an ihrem Blick, und es lag nur an ihr, ob und wann die Grenze der reinen Freundschaft überschritten werde.

Gran weidete sich unverhohlen an der herrlichen Gestalt, dem gemmenhaften Schnitt des bleichen Gesichtes, dem stumpfen Schwarz der Haare, die

bläulich wie die Brust einer Krähe schimmerten. Der hochmütige Bogen des vollen blassroten Mundes, dessen Haut korallenglatt und von den Jahren unberührt war, hütete sich Lady Muriel wohl, mit dem Rotstift zu entstellen. Von diskretem Pudergebrauch abgesehen, war an der ganzen Erscheinung nichts Gekünsteltes wahrzunehmen, dennoch ging unverkennbar ein Hauch des Lasterhaften und der Fäulnis von ihr aus.

In seiner Ecke des Saales spielte eine vortreffliche Zigeunerkapelle. Gran, wunderbar belebt und wie aus langem bleiernem Schlaf zu neuer Lebenslust erwachend, schickte zu dem Primgeiger und ließ um eine bestimmte ungarische Weise bitten, die ihn vor Jahr und Tag in einer Pusztamondnacht entzückt hatte. Der Geiger besprach sich mit seiner Truppe, die Melodie wurde angestimmt, und geigend schritt der kleine gelbe Mann zwischen den Tischreihen durch bis dicht vor Gran hin, der ihm vom Kellner bezeichnet worden. Er spielte wild, leidenschaftlich und klagend nach echter Zigeunerart, und seine tiefliegenden Augen, die er anfangs zu Lady Muriel erhoben hatte, hefteten sich unverrückt auf Barbaras zarten Liebreiz. Barbara ihrerseits fühlte sich von der Beharrlichkeit des Blickes, in dem asiatisch stumpfes Feuer schwelte, beunruhigt, ergriffen und in ihren Tiefen aufgewühlt, als werde ein Schlummerndes mit rauem Griff gepackt und geweckt.

Als die klagende Liedweise in einen rhythmisch

straffen, von trotziger Lust durchpulsten Tanzschritt übergang, hellte sich die gelangweilte Miene des Amerikaners sichtlich auf und er warf zum Zeichen des Beifalls dem Geiger nachlässig ein paar Goldstücke hin. Der Zigeuner ließ sie ruhig zu Boden fallen, rief einen soeben mit mächtiger gedeckter Silberplatte vorübergehenden Kellner an und sagte in hartem, überdeutlichem Englisch: „Der Herr da hat etwas fallen lassen.“

In die peinliche Stille hinein bestellte Gran ein frisches Glas, schenkte es zum Rande voll und durchschritt, sein eigenes Glas in der Linken, unbekümmert um die ihm folgenden neugierigen oder missbilligenden Blicke den Saal. Barbara sah ihm mit fliegenden Pulsen nach. Der aufrechte Gang, seine knappe Art, die Arme dicht am Oberkörper zu halten, die zuvorkommende Bewegung, mit der er dem Geiger, der wieder unter seinen Musikanten stand, das Glas überreichte, mit ihm anstieß und plaudernd einen Augenblick bei der kleinen Schar in ihren bunten, sie von der Bürgerlichkeit absondernden Kostümen verweilte, sie erkannte darin aufatmend die Gesetzmäßigkeit seines Wesens, den Zusammenklang von Schwächen und Vorzügen, der ein Klang der Zerrissenheit war und ihr dennoch das Teuerste auf Erden.

Es war aber Lady Muriel, die sich erhoben hatte, um mit der gleichen Verachtung tuschelnder Neugier ihm zu folgen, die sich neben Gran stellte mit einer herausfordernden Geste, als sei hier an seiner

Seite ihr Platz, zu dem vor aller Welt sie sich zu bekennen wünschte. Durch ein paar magyarische Worte hatte Gran auf den dunklen verwitterten Gesichtern der Musiker ein heimliches Feuer entzündet. Beim Nahen Lady Muriels wandte er sich lächelnd zu ihr und sagte, von der unwiderstehlichen Gewalt der ungarischen Weisen mache man sich in dieser Umgebung kaum einen Begriff; dazu gehöre der dunkle, gestirnte Himmel über unermesslicher Steppe, gehörten der rote Schein der Lagerfeuer und das Scharren der Pferdehufe, das Klirren der Kochtöpfe und das Summen des Kessels überm Feuer; und wenn ein Pferd sein langgezogenes Wiehern in die Nacht hinaussende, so höre es sich an, als wolle auch die stumme Kreatur teilhaben an der Größe und dem Klingen dieser Nacht.

XIV.

Da ihre Hoffnung auf lohnende Arbeit nur noch wie ein schwachflackerndes Lichtlein brannte, entschloss sich Barbara, einige guterhaltene Pelze zu veräußern. Den Namen eines Althändlers fand sie im Anzeigenteil ihrer Zeitung. Gleich nachdem Gran das Haus verließ, machte auch sie sich auf den Weg. Es war ein schöner Frühlings-tag und Barbara schleppte schwer an ihrem Bündel. In der Sonne wurde es ihr bald zu heiß, und sie kreuzte über den Fahrdamm in den Schatten nach dem alten italienischen Aberglauben, dass Frühlingssonne Schnupfen und Fieber bringe. Vor den Fenstern der vornehmen Wohnhäuser hingen die geflochtenen Blumenkörbe, und es roch nach Tulpen, Hyazinthen und Goldlack wie im Garten zu Montefalco.

An vielen dieser Häuser waren den ganzen Winter hindurch die Jalousien herabgelassen. Jetzt gingen gutgewachsene, gutgekleidete Menschen ein und aus, Pferde und Automobile hielten vor der Tür und wenn diese sich öffnete, sah man die gepuderten Köpfe der Diener. Manches Mal breitete sich ein roter Läufer vom Fahrdamm bis zu den Stufen, und abends drang gedämpfte Tanzmusik zu den Pas-

santen. Wurde plötzlich ein Fenster aufgerissen, so flutete der verstärkte Schall wie heller Lichtstrom auf die schweigende Straße. Barbara wunderte sich über die seltsame Sitte, die eine reiche unabhängige Gesellschaft bewegen konnte, in den zauberhaften Monaten April, Mai und Juni ihre Landsitze zu verlassen, um in die schwüle, staubige Stadt zu ziehen. Wie fremden Fabelwesen blickte sie den schönen eleganten Frauen unter den Hutrand, als müsse sie an alle die gleiche dringliche Frage stellen: Bist du glücklich? und als hinge auf rätselvolle Art für sie die Zukunft von der Beantwortung dieser Frage ab.

Erschöpft langte sie nach weiter Omnibusfahrt bei dem Händler in Soho an. Der Mann merkte gleich, mit wem er es zu tun hatte und bot dementsprechend für die kostbaren Pelze einen Preis, der selbst Barbaras Unerfahrenheit stutzen ließ. Er spreizte die Hände und machte Barbara darauf aufmerksam, dass um diese Jahreszeit kein Mensch nach Pelzen frage und er sechs Monate warten dürfe, bis das hierfür erlegte Geld überhaupt anfangs, Zins zu tragen. Er sei ein armer Mann, der Frau und Kind zu ernähren habe. Ferner gab er Barbara zu bedenken, dass eine reiche Dame, die hundert Pfund für einen Pelz auszugeben in der Lage sei, einen solchen nicht aus zweiter Hand erstehe, seine Kundinnen müsse er um ein Geringeres befriedigen. „Es wollen auch solche sich ruhen, die nicht in einer seidenen Wiege gelegen sind,“ sagte er mit einem grauenhaft schie-

lenden Lächeln. Barbara konnte seinen Anblick nicht ertragen: über breiten Schultern schwankte ein großes, rotes, glattrasiertes Gesicht, das Kinn war viereckig und vorgeschoben wie bei einer Bulldogge, der Mund ganz dünn, breitgezogen zu einem lauernden Grinsen. Das Schrecklichste aber waren die kleinen, lidlosen, entzündeten und eitrigen Augen, die unruhig hin- und herschossen wie Mäuse in der Falle. Der Mann roch nach Schnaps, und seine gekrümmten Hände zitterten beständig. Er deutete Barbaras beklommenes Schweigen als Ablehnung seines unverschämten Angebots, und die Summe vorsichtig erhöhend, sagte er, es solle von ihm nicht behauptet werden, dass Samuel Grimsby einer schönen Dame in der Stunde der Not nicht beizustehen wisse. „Weil Sie es sind, Miss, so jung und schön und im Unglück, biet’ ich alles zusammen zwanzig Pfund, aber bei meiner Ehr’ und Seligkeit, keinen roten Heller werd’ ich dran verdienen, und wie ich es vor Frau und Kind verantworten soll, das weiß ich nicht. Immer hab’ ich ein weiches Herz gehabt, wenn mich ein Frauenblick gerührt hat.“

Sein Lächeln wurde immer odiouser, und die eine seiner krummen, zittrigen Hände streckte sich in unbewusster Gier nach Barbara aus. Sie wich bis zur Tür zurück und fasste die Klinke. Die Pelze, die dem fürchterlichen Menschen durch die Hände gegangen waren, hätte sie um die Welt nicht mehr berühren mögen. Es sei gut, sagte sie kurz, sie wolle den Preis annehmen. Sie log, sie habe ihre Börse

vergessen, er möge ihr die Scheine in einen Briefumschlag tun. Mit spitzen Fingern nahm sie diesen in Empfang und floh. Sie glaubte sich erbrechen zu müssen, und ihr Gesicht war so weiß und von Ekel verzerrt, ihr Gang so unsicher, dass die Leute ihr hämisch verwundert nachstarrten. Aus einer Gruppe Eckensteher fiel ein unflätiges Wort; die Zuhörer lachten. Man hielt sie für betrunken.

Dieser Notpfennig, den sie vor der ungetreuen Wirtin sorgfältig verschlossen im Wäschespind hütete, übte einen wunderbar beruhigenden Zauber auf sie aus. Wenn sie nun an den kleinen Hemdchen und Windeln nähte, sang sie nicht länger; sie spann an verführerischen Träumen, wie der Schatz zu mehren wäre, und nichts war zu aberwitzig, zu phantastisch und ins Reich der Fabel gehörig, um ihr nicht einen kurzen Schauer des Entzückens über den Leib zu jagen. Sie sah sich abends durch die Straßen irren, von einem Fremden verfolgt, dem sie in jähem Entschluss sich zuwandte. Wenn er sie wirklich begehre, so wolle sie ihm folgen, sagte sie. Sie ging dann stumm neben ihm her, immer um zwei Schritt zurück, dass er ihr Gesicht nicht sähe. Auch er sprach kein Wort, bis sie Vor seine Haustür kamen, die er geräuschlos aufsperrte; über zwei Stiegen führte er sie in ein großes, asketisch kahles Zimmer, jeder Gegenstand darin war ihr gegenwärtig, als handle es sich um durchlebte Wirklichkeit, wies auf das Bett und befahl ihr, sich zu entkleiden. Als er das Zimmer wieder betrat, lag

sie im Hemd unter der Decke, und das gelöste Haar hüllte Schultern und Arme ein. Furchtlos redete sie ihn an: um des Geldes willen sei sie ihm von der Straße gefolgt und wie jedes käufliche Weib werde sie ihren Pakt halten. Denn sie brauche das Geld. In seinen Armen aber werde sie mit jedem Blutstropfen, jeder Muskel und jedem Atemzug einem anderen angehören, und er werde durstiger von ihrer Seite aufstehen denn zuvor. Sie sei in seiner Gewalt und wisse es, über ihre Gedanken sei er dennoch machtlos, und ihm werde sein, als liege er bei einer Toten. An diesem Punkt entpuppte sich der Fremde als ein Ausbund an Edelmut, Hochherzigkeit und väterlicher Güte, und reich beschenkt verließ sie das Haus.

Oder sie stellte sich vor, dass eine mysteriöse Erbschaft aus Übersee einträfe von einem Manne, der ihre Mutter einst geliebt und in ferne Länder geflohen wäre. Dann wieder fand sich eine alte Dame, der sie Dante vorlas und die sie in ihr Herz schloss und weit über ihre Leistung entlohnte. Es war eine reizende alte Dame; mit porzellanblauen Augen und Silberhaar, zu der sie von Gran reden konnte und von dem Kind unterm Herzen, und vor allem auch von Nino und der Angst, die sie in den Nächten um ihn ausstand. Sie habe sich schwer versündigt, sagte die alte Dame, aber die einzige Sünde, die nicht vergeben werde, sei die aus hartem Herzen geborene. Nur die selbstsüchtig sich Verschließenden verfielen ewiger Strafe. Und wenn sie so sprach, war es nicht

länger eine liebreizende alte Dame, sondern ein Phantom, das die Züge ihres verstorbenen Vaters annahm und melancholisch, wissend, mitleidsvoll und zugleich schauerlich fremd den Kopf schüttelte.

Um diese Zeit litt Barbara sehr unter gewissen heftigen Gelüsten der Schwangerschaft, insbesondere unter einer fast unbezwinglichen Gier nach Süßigkeiten, aus denen sie sich sonst, im Gegensatz zu Gran, wenig machte. Der Gedanke an eine bestimmte Art verzuckerter Maronen zog ihr das Wasser im Mund zusammen und sie spürte voller Ekel, wie die Gier danach ihr Gesicht entstellte. Öfters trugen ihre Füße sie gegen Willen und bessere Einsicht vor die Auslage eines Zuckerbäckers, hinter dessen Spiegelscheiben diese Maronen und tausend andere in allen Farben prangende, auf Spitzenpapier und in seidenen Kästen verführerisch angerichtete Herrlichkeiten ihren Gaumen bis zur Pein reizten. Es bedurfte ihrer ganzen Kraft, sich den Genuss zu versagen, und einzig der feste Entschluss, unter keinen Umständen ihren kleinen Schatz anzutasten, ihn vielmehr nach Möglichkeit um geringe, dem Tagesbedarf abgesparte Sümmechen zu vergrößern, gab ihr diese Kraft.

Einmal las sie in einem Inserat, dass von einem Friseur in Conduitstreet Frauenhaar zu hohem Preise gesucht werde. Sie eilte hin. Vor der Tür überkam sie ein Bangen, doch trat sie rasch ein. Man rief den Prinzipal und nötigte sie in ein Kabinett, wo man sie das Haar zu lösen bat. Der Friseur, ein noch

junger Mann, unterdrückte eine Regung des Entzückens. Helleres Haar, sagte er, stünde im Preise höher, in Anbetracht der gleichmäßigen Länge biete er dennoch fünf Pfund, und obgleich er sich nicht vom Fleck gerührt hatte, glaubte Barbara schon das Klappern der Schere zu vernehmen. Aus dem Spiegel blickte sie von drei Seiten ihr Gesicht, klein, blass und schmal zulaufend, inmitten der reichen braunen Flut an und es war ihr, als schaue Gran ihr mit der leidenden Verwunderung über die Schulter, die ihr Tun und Reden jetzt so häufig begleitete. Sie müsse es sich noch überlegen, sagte sie hastig und drehte mit raschem Griff das Haar zu einem dicken glänzenden Seil.

Wie sie wünsche, meinte der Mann höflich und erbot sich, ihr das Haar aufzustecken.

Am gleichen Tage kam Lady Muriel, Barbara zu besuchen. Da sie weder diese noch Gran zu Hause fand, setzte sie sich ans offene Fenster und wartete. Der Ausblick in die enge graue Straße, auf Hof und Stallung gegenüber war nicht erheiternd, auch machte sich in der wärmeren Jahreszeit der Stallgeruch unangenehm bemerkbar. Dennoch trug das Gesicht Lady Muriels den Ausdruck angespannter Befriedigung, der sich noch erhöhte, als sie Stück für Stück das abgenutzte Mobiliar in Augenschein nahm. Einmal nickte sie, dann saß sie wieder regungslos, und ihre kalten, düsteren Augen sprachen von Sammlung und unbeirrbarem Entschluss.

Die heimkehrende Barbara begrüßte sie auf das

liebenswürdigste; längst schon wäre sie gekommen, hätte nicht die Pflicht sie nach Paris gerufen, um die letzten Modetorheiten zu studieren.

„Reizende Sachen übrigens, meine Liebe, und für Ihre zierliche Figur wie geschaffen, drapierte enge Röcke, phantastische Schärpen, ein Kokettieren mit dem Orient.“

Sie beschrieb einige der auffälligsten Neuheiten, erzählte von den Rennen, fragte, ob Barbara Paris kenne, streckte vorsichtige Fühler nach Barbaras Geschmack, Anlagen und Vergangenheit aus; und obgleich die Abneigung gegen Lady Muriel keinen Augenblick zum Schweigen kam, verfiel Barbara dem Zauber des langentbehrten Umgangs mit einer Frau ihrer Kreise.

Lady Muriel sagte unvermittelt in ihrer kalten, klargeprägten und rücksichtslosen Sprechweise: „Wissen Sie auch, dass ich ganz verliebt in Ihren Mann bin? Obwohl ich es sage, ist es mir ernst damit. Sie brauchen aber nichts zu fürchten, sein Typ bin ich nicht, um das zu erkennen, genügt es Sie, meine Liebe, anzusehen.“ Unwillkürlich suchten ihre Augen den Spiegel.

„Wenn man so schön ist wie Sie,“ sagte Barbara leise, „bildet man einen Typ für sich.“

„Bravo, das lasse ich mir gefallen! Die einzigen Komplimente, die wirklich zählen, sind doch die vom gleichen Geschlecht. Und wir zwei sollten überhaupt gute Freunde werden und uns vertragen, schon unserem guten Bernstein zuliebe, auf dessen Veran-

lassung ich eigentlich hier bin. Ich habe es mir nämlich überlegt und glaube, bei der heutigen Moderichtung doch vielleicht für Ihre Stickereien Verwendung zu finden.“

Barbara ging ins Nebenzimmer, um Proben ihrer Kunst zu holen. Sie blieb so lange aus, dass Lady Muriel bei ihr anklopfte und, ohne eine Antwort abzuwarten, eintrat. Sie sah Barbara vor der aufgerissenen Kommode knien, in der Hand einen Knabenanzug, ein blaues Leinenkittelchen mit angefangener Wollstickerei. Ihr Mund stand geöffnet und ihre Augen schienen plötzlich tief in ihre Höhlen gesunken. Beim Eintritt Lady Muriels sprang sie auf; in dieser Bewegung verriet sich ihr Zustand. „Ah,“ entfuhr es Lady Muriel.

„Ich weiß nicht,“ sagte sie mit gut gespielterm Zögern, „ob Ihnen im Augenblick wirklich mit Arbeit gedient ist? Mir scheint, was Ihnen nottut, wäre Schonung und Pflege.“

Sie sei vollkommen wohl, die Heiserkeit lediglich eine Folge des feuchten Klimas, das ihr nicht zusage. Barbara wusste, dass sie mit dieser Versicherung Lady Muriel nicht täuschte, doch wurde zwischen beiden Frauen dieser Schein aufrechterhalten. Lady Muriel blieb zum Tee in der freilich vergeblichen Hoffnung, Gran zu treffen. Als sie nicht länger warten konnte, fragte sie Barbara — und es gelang ihr nicht ganz, ihre Verstimmung zu verbergen — ob ihr Mann häufig wegbliebe, ohne sie zu verständigen? Diese schob die Brauen

verwundert hoch. Der Fünfuhrtee sei doch keine förmliche Mahlzeit, zu der man sein Kommen oder Fernbleiben ankündige, erwiderte sie kühl.

Lady Muriel lachte. „Da haben Sie recht. Ich meinte auch nur, bei so jungen Eheleuten . . . Ich habe Bernstein doch recht verstanden, dass Sie erst ganz kurz verheiratet sind?“

Barbara antwortete ausweichend. „Sie wissen wohl, dass ich schon einmal verheiratet war?“

Nein, sagte Lady Muriel und stand auf, wobei ihr schwarzes Kleid in strengen Falten sich um ihre langen Glieder schmiegte, das habe sie nicht gewusst. Sie hätte eher angenommen, dass Herr Gran sich seine Frau direkt aus dem Kloster geholt habe. So jung und unverdorben, sagte Barbara, sei sie — leider — denn doch nicht mehr gewesen. Ihre Stimme war ebenso kalt, höflich und zuvorkommend wie die ihres Gastes.

Barbara erhielt nun so viel Arbeit, als sie nur liefern konnte und um einen Preis, der Lady Muriel diese Bestellungen in ihren Geschäftsbüchern nicht führen ließ; sie buchte sie unter den Privatausgaben.

Lady Muriel hatte richtig erkannt, dass sie nicht Grans Typ war. Für seinen Geschmack war sie zu groß, zu auffallend, zu klug, zu emanzipiert. Das zu fühlen genügte, ihr den Mann doppelt anziehend zu machen. Billige Erfolge, wie sie ihr zu Dutzenden zufielen, ödeten sie an.

Nachdem sie sich einmal seine Eroberung zum Ziel

gesetzt hatte, gab es für sie kein Besinnen, Zaudern oder Erlahmen. Auch keinerlei Rücksichten. Die feinen Fäden, die sie gesponnen hatte, um die Frau jenes amerikanischen Multimillionärs zu werden, ein Vorhaben, das größte Klugheit, Takt und Ausdauer erforderte, denn Randerbroek galt als misogyner Sonderling, diese überfeinen, mit Menschenkenntnis, Skepsis und Beharrlichkeit gesponnenen Fäden brach sie kurzerhand wieder ab; und ehe der Amerikaner sich noch taumelnd seiner wiedergewonnenen Freiheit bewusst wurde, richtete Lady Muriel die gleichen Waffen skrupelloser Klugheit, zu denen noch die gefährlichere einer kalten und eigensinnigen Leidenschaft hinzukam, gegen Gran.

Das Seltsame aber begab sich, dass ihre natürliche Gegenspielerin Barbara ihr in nichts zuwider, vielmehr in jeder Hinsicht beflissen war, Schwierigkeiten aus dem Weg zu räumen. Gran sollte unter Lady Muriels kundiger Führung das London der Eingeweihten kennenlernen, an allen Zerstreungen der Londoner Saison teilhaben, in den Kreisen der Künstler und Schriftsteller sich umtun; frei sollte er sich fühlen, unbeschwert und ungehemmt. Der Geängsteten schien es, als winke hier der Lichtspalt einer geöffneten Tür, als führe hier der Weg, den sie verrammelt geglaubt hatte, ins Freie, als dürfe sie ihr Kind in Sicherheit zur Welt bringen, ohne dennoch wie eine Sträflingskugel dem Schritte Grans anhängen, ihn lähmen zu müssen.

Lady Muriel tanzte auf dem Atelierfest des

Malers Pelham in einem griechischen Gewand, mit bloßen Füßen. Es war nicht eigentlich ein Tanz, es war ein Schreiten, ein Biegen und Strecken des Körpers, es waren Posen und Gebärden von einer müden und sonderbar lasterhaften Prägnanz der Glieder, die sich Gran ins Gehirn brannten.

Lady Muriel führte Gran in die Privatgalerie des Herzogs von Nottingham und es zeigte sich, dass ihr jedes einzelne der berühmten Porträts des achtzehnten Jahrhunderts und seine Geschichte geläufig war. Sie sagte: „Öffentliche Museen sind der Tod jedes Kunstgenusses. Schon der Zwang, seinen Regenschirm abgeben zu müssen, hat etwas Plebejisches.“ Und Gran fand, dass Hochmut und Lieblosigkeit der Worte ihrer kalten und düsteren Schönheit anstanden wie verwegene Grausamkeit dem Kondottiere der Renaissance.

Lady Muriel, bei der jede Stunde vollbesetzt war und die nur an der Hand ihres Notizbuches alle Verpflichtungen sich merken und mit Hilfe der flinken Autodroschken ihnen nachkommen konnte, fand jederzeit die Muße, Gran abzuholen, Gran einzuladen, Gran an drittem Ort zu treffen. Sie lächelte über die Ahnungslosigkeit, mit der er diese stete Bereitschaft als selbstverständlich hinnahm, und in diesem stillen Lächeln lag der Keim zu künftiger Rache.

Lady Muriel erwies sich als unvergleichlicher Kamerad. Mit ihr, dachte Gran, konnte man reden wie mit einem Manne, und sie brachte ihn mit

allen Männern zusammen, die in Politik, Kunst, Wissenschaft und Hochfinanz Großbritanniens Geltung hatten.

Lady Muriel borgte von ihren vielen Freunden die schönsten Tourenwagen und alle Verabredungen, Geschäft wie Vergnügen, im Stich lassend, fuhr sie Gran durch den unvergesslich schönen Frühling südenglischer Grafschaften.

Barbara saß zu Hause und nähte. Sie hatte zu Gran gesagt, gleich zu Beginn seiner Freundschaft mit Lady Muriel: „Geh’ nur, geh’. Ich bin am liebsten daheim, und wir zwei wollen und dürfen nicht wie Galeerensträflinge aneinandergekettet sein.“ Sie hatte ihm, wie sie es gerne tat, beide Hände auf die Schultern gelegt und ihm freimütig mit ihrem hellen glänzenden Blick in die Augen gesehen. Eine plötzliche Rührung hatte ihn übermannt und, von dieser hellsichtig gemacht, nahm sein Bewusstsein in einem Augenblick die langsame Verwüstung von Monaten in sich auf. Er sah die Schatten unter ihren Augen und hörte mit neuem Sinn den heiseren Klang ihrer Stimme. Es fiel ihm ein, dass Bernstein sich schon mehrmals eigentümlich zögernd, wie in versteckter Warnung, nach dem Befinden Barbaras erkundigt hatte.

Wie um Versäumtes nachzuholen, drang er mit Heftigkeit darauf, unverzüglich einen Laryngologen aufzusuchen, und ihre Einwendungen versetzten ihn derart in Aufregung, dass sie verstummte. Mochte er, dachte sie, auf diese Weise das Unabänderliche

erfahren, und fast war es ihr eine Erleichterung, dem Geständnis enthoben zu werden.

Der Arzt, ein von seiner Würde stark in Anspruch genommener Herr, nicht ungütig und von einer schonenden Unbestimmtheit der Äußerung, sprach von einem kleinen, leider verschleppten Kehlkopfkatarrh, von einem zarten Organismus, der schonungsbedürftig, doch keineswegs krank zu nennen sei. Er stellte noch einige Fragen, verschrieb eine Arznei, riet zu Inhalation, Landluft und Sonne und sagte lächelnd, mit weiteren Vorschriften wolle er dem Kollegen der Gynäkologie nicht vorgreifen.

Barbara hörte kaum, was er sprach, sie beobachtete Gran unverwandt, dass ihr kein Zucken seiner Miene entgehe. Auf der Straße fragte er, wie lange sie ihn noch in Unwissenheit hätte lassen wollen.

„Du lieber Tor, lange wär’ es ja so nicht gegangen. Bald hättest du es doch merken müssen.“ Sie lachte, ihr war wunderbarlich frei zumute, ihre Ängste waren verflogen vor der Notwendigkeit, ihm beglückt, ruhig und vertrauensvoll zu erscheinen. „Denke dir, Liebster, ein kleiner Lukas, mit deinen Augen und deinem Blick . . . Und deine Hände soll er haben, solch’ kühle, feste, gute Hände!“

Er ließ sich täuschen, weil er des Glaubens nur zu froh war, dass Barbara das Kommende als ungeschmältes Glück empfand. Er selbst heuchelte weder Freude noch ließ er Unmut erkennen. Aber vierzehn Tage später zog er einen Heiratsdispens

aus der Tasche und forderte Barbara auf, zum Standesamt zu fahren.

Trauzeugen waren Bernstein — der nicht wagte, den Blick zu Barbara zu erheben und dessen demütig gekrümmter Rücken bat, es ihn nicht entgelten zu lassen, wenn er teilnahm an dieser ihre Reinheit kränkenden Formalität — und ein Zahnarzt, mit dem Gran flüchtig bekannt war. Nach der in einer kleinen dumpfen Stube vorgenommenen Handlung lud Bernstein, noch immer stumm, verlegen und bedrückt, die Neuvermählten zum Frühstück. Ein guter Rheinwein half über die Peinlichkeit der Stunde hinweg, eine Peinlichkeit, unter der allein Barbara nicht litt. Sie war froh und dankbar für das ungeborene Wesen; sich selbst hielt sie nach wie vor an die Vereinbarung gebunden, dass Gran sie auf Ruf und Widerruf nur um sich dulden sollte.

XV.

Es war, als fühlte sich Gran durch die äußere Verpflichtung, die er mit der Heirat auf sich genommen hatte, von dem inneren Gebot der Treue befreit, und Lady Muriel kam rascher zum Ziel, als sie zu hoffen gewagt. Zwar empfand Gran nach wie vor nichts, was mit dem Begriff Liebe sich nur kreuzte. Er durchsah wohl die geringe Tiefe ihrer Natur, die sich sturmbewegt, kühn und schrankenlos gab und im Grunde nur schillernd, unstet und sensationslüstern war, doch gewährte ihm ihre Nähe den Genuss eines vollendet schönen Menschenleibes, Beweglichkeit des Geistes, der den seinen befeuerte, und nicht zuletzt dankte er ihr die Eingebung, die mehr und mehr von seinen Gedanken Besitz nahm.

Es war ihm, als er sie bei dem Maler Pelham tanzen sah, jäh die Vision eines Mysterienspieles, richtiger einer Pantomime der Massen, mit eingestreuten Chören, großen Aufzügen und Tänzen gekommen, in deren Mittelpunkt Lady Muriel stand, die Arme hob, den Kopf neigte, in nie dagewesener Strenge der Körperhaltung, mit sparsamster Gebärde den Weg von der Dirne zur Heiligen abschrift.

Das war der Kern, wie eine alte Legende ihn bot; um ihn kristallisierte sich langsam die weitere Handlung, jeder Tag trug ihm ein neues Bild, eine neue Szene, eine Geste der Vervollkommnung zu. Noch wusste Lady Muriel nicht um seinen Plan; das Wunderwerk sollte wie ein Teppich vor ihr ausgebreitet werden, so bunt und leuchtend, dass es sie reize, den schönen Fuß darauf zu setzen.

Gran wusste, dass dieses Werk mit reiner Kunst nichts gemein hatte. Es war geboren aus dem von Lady Muriels Gliederspiel ausgelösten Rausch und dem gebieterischen Wunsch nach hohen Einkünften. Gran zweifelte nicht, dass gerade England für solche Schaustellung der rechte Boden wäre. Bernsteins Verbindungen in der Theaterwelt und Lady Muriels Name mussten ein Übriges tun. Mit größter Sicherheit machte er sich an die Arbeit, und die leise Selbstverachtung, die ihn zu Anfang noch beschwerte, wich bald der langentbehrten Trunkenheit schöpferischer Konzeption.

Barbara hörte ihn des Nachts wieder schreiben, und sie lauschte dem feinen Kratzen seiner Feder mit einem Ausdruck von Glück, Furcht und Selbstbescheidung. Schlich er aber gegen Morgen leise durch ihr Zimmer, mit der Hand vorsichtig die Kerze abblendend, so stellte sie sich schlafend. Das erste Mal hatte er, als er ihren hellen fragenden Blick erwartungsvoll auf sich gerichtet sah, vor diesem Blick die Augen abgewandt und missmutig gefragt, warum sie denn, noch wache? Seitdem hielt sie die

Lider geschlossen und ahmte die tiefen Atemzüge einer Schlafenden nach.

„Er arbeitet wieder,“ sagte sie stolz zu Bernstein.

Wie ein fanatischer Büsser drückte sich der Journalist den Stachel seiner aussichtslosen Neigung in die Brust. „Am Roman?“

Das wisse sie nicht, entgegnete Barbara. Nun, meinte Bernstein und wurde durch das Aufleuchten in ihrem blassen Gesicht belohnt, die Hauptsache sei, dass er sich überhaupt zur Arbeit zurückgefunden habe. Jeder Künstler müsse durch solche Krisen hindurch, das Merkmal der Begnadeten sei eben das Wachstum auch in Perioden scheinbaren Stillstands.

Bernstein saß jetzt wieder häufiger bei Barbara. Er wählte mit Vorliebe solche Tage, an denen Lady Muriel Gran in Beschlag legte. Es war auffällig, wie gut Bernstein über die Pläne Lady Muriels unterrichtet war. Man hätte glauben dürfen, dass sie ihn, nicht ohne Absicht, auf dem laufenden halte. Vielleicht gönnte sie ihn Barbara als Ersatz für Gran, so wie ein üppig Tafelnder dem Hungrigen einen Teller Suppe vor die Haustür tragen lässt.

Anfangs Juni starb das Kutscherkind von gegenüber an der Bräune. Es war schon tot, ehe Barbara von seiner Krankheit nur erfuhr. Sie fragte den Reitknecht nach dem Jungen; sie habe ihn so lange nicht mehr gesehen. Barbara starrte den jungen rothaarigen Menschen erschüttert an. Er

rückte verlegen an der Mütze. Der arme kleine Kerl habe sich so sehr gegen den Tod gewehrt, sagte er. Es sei auch schlimm gewesen, wie er so nach Luft habe schnappen müssen, ganz blau sei er im Gesicht geworden, und das Rasseln im Halse habe sich fürchterlich angehört. Weit fürchterlicher noch aber sei die plötzliche Stille nach dem letzten Anfall gewesen — er selber sei mit den Eltern gerade am Bett gestanden —, die Mutter habe in der Verzweiflung den Kleinen geschüttelt, als müsse sie noch einen Laut erzwingen. Aber der Kiefer hing schon herunter und die Augen waren verglast. „Da war nichts mehr zu wollen, ma'm.“

Während er sprach, hatte Barbara den Hals des Pferdes gestreichelt. Es war ein irischer Rotschimmel, breit, untersetzt, fast plump bis auf die wunderbar federnden Fesseln. Es kam Barbara plötzlich zu Bewusstsein, dass sie das Tier heute zum ersten Male sah, auch dass seit mehreren Tagen der Goldfuchs nicht zu seinem Morgengang geführt wurde.

Ob der Fuchs krank sei, fragte sie den Reitknecht, als er mit seinem Bericht zu Ende war. Er mochte auf solche Frage in diesem Augenblick nicht vorbereitet gewesen sein und öffnete blöde den Mund. Barbara fragte wieder: „Wo ist der Fuchs?“ Ihr Herz krampfte sich eigentümlich zusammen; irgendwie hing von der Antwort Wesentliches ab, schien es ihr.

„Verkauft,“ sagte der Knecht. „Er brach vor jedem Hindernis aus, und“ ihre Gnaden, die Frau

Herzogin, verlor mit ihm die Geduld. Aber die Stute hier müssten Sie springen sehen, ma'm. Die taugt nicht nur für die Morgenritte im Park, die nimmt es auch im Feld mit dem raschesten Hunter auf. Was Zuverlässigeres als einen reinrassigen irischen Cob gibt es überhaupt nicht.“ Und er konnte sich im Lob der Rasse und dieses Exemplars im besonderen nicht Genüge tun.

„Und wenn das Tier beim Springen sich eine Sehne verzerrt,“ sagte Barbara in eigentümlich singendem Ton, „kommt es auf den Markt und endigt schließlich als Droschkengaul oder gar beim Schinder.“

Ja, sagte der junge Mensch und starrte Barbara an, als stiegen ihm Zweifel an der Zurechnungsfähigkeit dieser Ausländerin auf, man könne doch nicht jedem Gaul, den man mal im Stall gehabt habe, das Gnadenbrot geben.

Barbara nickte ernsthaft. „Es muss ja auch Droschkengäule geben.“

In diesem Augenblick war es ihr, als werde ihr Herz bis zur Unerträglichkeit von einer schier überwältigenden mitleidsschweren Liebe zu diesen armen stummen Arbeitstieren geschwellt, zu ihrem leidvoll glänzenden Blick und dem müden Trott ihrer schwerfälligen Füße, dem stoßweisen Atmen der mageren, schweißtriefenden Flanken, bis sie glaubte, körperlich teilzuhaben an der Erschöpfung, dem gutwilligen, hoffnungslos ergebenen Einsetzen der letzten Kraft.

Der Reitknecht streckte erschrocken die Hand aus, die Taumelnde zu stützen, doch der Schwindel ging rasch vorüber und sich zum klaren Bewusstsein zurückfindend, blickte Barbara geradeaus in das kluge dunkle Auge des Rotschimmels wie in eine geheimnisvoll leuchtende Kugel, die das Geheimnis ihrer Zukunft berge.

Sonderbar, dachte sie, als sie wieder oben an der Arbeit saß, Menschen und Ereignisse glitten vorüber wie die fliehende Landschaft am Eisenbahnfenster, an deren rascher Folge von Tal und Hügel, von Städten, Dörfern und stillruhenden Teichen die Bewegung des Zuges einzig zu spüren war. Aber, dachte sie weiter und ließ die Nadel sinken, denn sie war müde und das Kreuz schmerzte, auf jeder Reise wusste man das Ziel, kannte Endstation und Stunde der Ankunft. Wohin aber trieb sie, was war ihr Ziel? Alles kam und ging, rann wie Wasser durch die Finger, immer blieben die Hände leer und der Blick in die Ferne gerichtet.

Um diese Zeit gastierte in Covent Garden die Harms. Riesige Plakate warfen von allen Ecken dem Vorübergehenden den Namen wie einen Fanfarenruf zu, die Blätter brachten das Bild der Sängerin als Walküre mit der silbernen Brustwehr über den gewaltigen Brüsten, das Gesicht breit, verfettet und gutmütig unter geflügeltem Helm. Das Gastspiel war auf drei Abende berechnet, zum Schluss

veranstaltete Frau Harms ein Nachmittagskonzert in der weiten Albert Hall.

Dieses Konzert beschloss nach einigem Zögern Barbara zu besuchen. Sie zog es vor, Frau Harms ohne Schminke und Theaterrequisiten wiederzusehen. Sie erinnerte sich genau und mit zärtlicher Bewunderung ihrer Art, den Applaus des Publikums mit einem unendlich gutmütigen Lächeln zu quittieren, als sähe sie vor sich lauter unmündige Kinder, denen man ein Vergnügen machen und nötigenfalls durch eine Zugabe ihren alle stürmischen Beifall beschwichtigen musste. Während des Singens veränderte sich dann ihr Ausdruck vollkommen. Man vergaß das Groteske der Erscheinung, es war, als verwandle sich das unschöne Äußere, als nehme es eine ferne, kühle, strenge Hoheit an, als werde es zu einem durchsichtigen Gefäß, durch das eine steil brennende Flamme milden Schein verbreitete.

Gran war an dem Konzernachmittag nicht frei, auch Bernstein beruflich verhindert. So ging Barbara allein und saß fremd, doch der Harms wunderbar verbunden, mitten im Saal. Sie hoffte, mit einer Hoffnung, die der Furcht glich, auf einen erkennenden Blick der Sängerin, doch diese ließ wie stets das Auge gleichmütig über die Menge schweifen. Ihr Lächeln galt der Einheit des dichtgefüllten Saales, keinem im Besonderen. Jetzt sang sie. — Barbara erschrak. So mächtig hatte sie die Stimme nicht im Gedächtnis bewahrt, es war in ihr eine Gewalt, die sie auf die Knie reißen wollte; sie war

wie die Orgel in Brompton Oratory und wie die dunkle Strenge jenes Priesters, der forderte, dass sie ihre Sünde hasse. Frau Harms, dachte Barbara, würde eine andere Forderung erheben: dass sie ohne Schwäche sich zu ihr bekenne.

Seit Tagen hatte Barbara sich darauf gefreut, in der Pause die Harms im Künstlerzimmer aufzusuchen. So folgte sie einigen Konzertbesuchern bis zur Tür, sah, als diese sich öffnete, auf einen kurzen Augenblick die Sängerin im Gespräch mit einem großen schlanken Menschen, dem gelbes Haar in die zerklüftete Stirn fiel; sie ließ alle Eintretenden an sich vorüber. Ein Herr sagte: „Bitte, nach Ihnen.“ Sie schüttelte den Kopf und eilte auf ihren Platz zurück.

Am Schluss des Konzertes blieb sie mit ein paar Enthusiasten im Saal und wartete, dass ein Zufall sie zu einer Begegnung mit der Harms zwänge. Frau Harms lächelte wieder gutmütig den paar Getreuen zu, und als der Jubel erneut ausbrach, setzte sie sich an den Flügel und kündigte mit ihrer lauten, tiefen Stimme in schlecht betontem Englisch an: „Ein deutsches Volkslied.“

Es war so still in dem Riesenraum, dass die wenigen Menschen darin gegenseitig ihren Atem hörten . . . „Das Mühlrad ist verschwunden, das Ringlein brach entzwei.“

Barbara rieb sich die Augen. Das sang eine Stimme, die sie nicht kannte, eine nicht allzu große, weiche und wunderbar süße Stimme, die aus fernem

Traum zu kommen schien, in dem ein alter Schmerz still verklärt auflebte. Leise, als letzte, schlich sie aus dem Saal.

Zu Hause richtete sie noch Sandwiches für Gran her, falls er, der mit Freunden Lady Muriels auf einem Vierspanner nach Richmond gefahren war, nach einem Imbiss verlangen trüge; darauf legte sie sich zu Bett. Nicht lange, so kam Gran. Die frische Luft hatte seine bleiche Haut belebt. Es sei ein herrlicher Tag gewesen.

Er setzte sich zu Barbara ans Bett und fragte nach dem Konzert, ob die Harms sich mit ihr gefreut, ob sie eine weitere Zusammenkunft vereinbart hätte. Barbara schüttelte den Kopf. „Ich bin gar nicht zu ihr, es drängten sich so viele Leute hin.“

„Schade. Vielleicht suchst du sie vor ihrer Abreise noch im Hotel zu treffen?“

„Nein. Sie ist ein Stück von früher. Ich will nicht zurückblicken.“

Er sah sie bekümmert an. „Warum gehst du nie unter Menschen? Lady Muriel wäre nur zu froh, dich in ihren Kreis einzuführen. Glaub’ es mir, es sind nette Leute darunter, sie haben Rasse, Haltung, Tradition, alles, was dem menschlichen Durchschnitt nottut, um sich günstig zu präsentieren. Es ist schon etwas Hübsches um einen Tag wie diesen, allein der Anblick gutaussehender Menschen, mit Geschmack gekleidet, vor der Mailcoach die vier schönen weit ausgreifenden Gäule, die Livreen, an denen die Knöpfe blitzen, die andern Gespanne, denen man

begegnet, die Wiesen von Richmond, alte Bäume, der Fluss, Sonnenschein, heitere rasche Worte, munter wie Federbälle geworfen, so leicht wie diese . . . Warum hältst du dich allem fern?“

„Eitelkeit, Lukas.“ Sie lachte. „Ich bin so hässlich geworden.“

Er küsste sie. „Und was tust du den ganzen Tag? Mich schickst du fort und wählst die Einsamkeit, aber ich mache mir doch oft Sorgen um dich, so ganz allein in deinem trüben Winkel.“

„Oh, ich nähe . . . Kinderwäsche, ich lese, manchmal träume ich auch.“

„Wovon? Hast du Reue? Jetzt ist's zu spät, Kind, jetzt bist du Frau Gran — vor Gott und den Menschen, wie man so schön sagt.“

„Oh Lukas, was das betrifft, wer weiß, vielleicht laufe ich dir eines schönen Tages davon wie meinem ersten Mann. Aber dieses Mal nehme ich das Kind mit.“

Es kam anders. Wenige Tage später entfiel Barbara beim Plätten das heiße Eisen; polternd schlug es auf, ihm folgte ein zweiter dumpfer Fall, und als die erschrockene Mary Ann, die gerade Kohlen schleppte, von der Treppe her ins Zimmer stürzte, fand sie die junge Frau bewusstlos am Boden.

Bis Gran nach Hause kam, war Barbara bereits ins Krankenhaus geschafft. In der Nacht wurde sie operiert.

Der Eingriff verlief gut, doch stellte sich am dritten Tage leichtes Fieber ein, für das die Ärzte

keine rechte Erklärung fanden. Örtliche Infektion lag nicht vor, auch hielt das Fieber sich auf mäßiger Höhe. Der Professor nahm Gran beiseite und sprach von der zarten Konstitution der Patientin und gewissen Befürchtungen für ihre Lunge, die nicht ganz von der Hand zu weisen seien. Eine langwierige Pflege stehe in Aussicht, besser, Herr Gran richte sich gleich darauf ein.

Gran ging mit seinem Manuskript zu Bernstein. Er gestand es sich nur widerstrebend ein, dass er, seit Barbara in der Klinik lag und er sie des Nachts nicht länger im Nebenzimmer wusste, mit alter Frische, Beherrschung und Zähigkeit arbeitete. In diesen wenigen Nächten hatte er das Mysterienspiel vollendet, Bernstein sollte es bei dem Theaterdirektor Addison befürworten. „Inzwischen, mein Lieber,“ sagte Gran, „müssen Sie mir Geld verschaffen. Irgendwie. Meiner Frau darf es an nichts fehlen, meinethalben verschreibe ich meine Seele dem blutrünstigsten Wucherer.“

Das werde, meinte Bernstein, an dessen Schläfe eine feine blaue Ader sichtbar pulste, hoffentlich zu umgehen sein. Er wolle mit Addison reden, vielleicht dass dieser einen Vorschuss gewähre. Er selbst zweifle keinen Augenblick an dem Erfolg der Legende und Addison, der für das dem Publikum Genehme den untrüglichsten Blick besitze, werde sich ein solches Zugstück schwerlich entgehen lassen.

Er habe die Rolle für Lady Muriel geschrieben, sagte Gran, Bernstein dürfe dies dem Direktor als

weiteren Köder vorsetzen. Auf Bernsteins Frage, ob er Lady Muriels Einverständnis schon gewiss sei, lächelte er. Er glaube kaum, dass Schwierigkeiten zu befürchten seien; eine Heilige zu spielen und in allen Blättern als solche abkonterfeit zu werden, sichere ihr denn doch noch eine andere Berühmtheit zu, als gewagte Toiletten zu unerhörten Preisen herzustellen.

Es folgte eine verlegene Pause, die Gran als erster brach.

„Sie brauchen sich nicht den Kopf um eine schmeichelhafte Redensart zu martern, mein Lieber. Ich weiß schon, Sie finden die ‚Sieben Todsünden‘ eines Dichters unwürdig. Aber erstens hab’ ich es immer gesagt, dass Sie meine Gaben stark überschätzen, zweitens müssen auch Dichter leben und ihre Frauen obendrein.“

Dass ihm der Erste Beste auch dieses Legendenspiel nicht nachmachen werde, das zu sagen verboten ihm Stolz und guter Geschmack. Es wäre eine Ausflucht, eine jener halben Wahrheiten gewesen, die er nicht einmal gegen die eigenen Bedenken ins Treffen führte.

Bernsteins Verlegenheit wuchs und mit ihr seine Unruhe. Er zupfte an seinen Manschetten, griff sich ins Haar, an seine Krawatte, drehte so lange an einem Westenknopf, bis er absprang. Er schluckte ein paar Mal und sagte: „Wenn nur der ganze Theaterbetrieb Sie nicht auch ferner von der eigentlichen Arbeit abhält! Sie ahnen, nicht, welch ein Moloch das Theater ist.“

„Wenn man sich ihm wie Sie mit Haut und Haaren verschreibt. Davor werde ich mich wohl zu hüten wissen.“ Es klang aus seiner Stimme wieder der alte abweisende Hochmut.

So oft Gran an Barbaras Bett trat, war zu erkennen, dass sie ihm etwas mitzuteilen wünschte; ihre Augen suchten angestrengt das abgebrochene Flüstern zu unterstützen. Einmal glaubte er deutlich die Worte „Notpfennig“ und „Kassette“ zu unterscheiden. Er meinte, es sei ihre ewige Geldsorge, die ihr den Sinn im Fieber verwirre. Er habe eine große Arbeit glücklich abgeschlossen, die ihm viel Geld einbringen werde, sagte er und wischte ihr mit dem Tuch den Schweiß von der Stirn. In dieser Hinsicht dürfe sie beruhigt sein. Sie sah ihn lange, forschend und mit einem mitleidsvollen Ausdruck an, der ihn erschütterte.

An einem Abend, da Barbaras vom Fieber geschwächtes Herz zu Befürchtungen Anlass gab, hatte man es Gran nahegelegt, die Nacht in der Klinik zu verbringen. Er stand am Fenster, durch das die letzte Helle einfiel, und sah den beiden Pflegerinnen zu, wie sie Barbaras Stirn und Hände mit Essigwasser abrieben; leise sprachen sie über das schwere Haar der Patientin, das von dem häufigen Nachtschweiß verklebt und nur noch schwer zu entwirren sei. „Besser,“ flüsterte die Tagschwester und legte die gestärkten Manschetten ums Handgelenk, ehe sie der Kollegin den Dienst übergab, „besser, man

schneidet es ab. Ich werde es morgen dem Professor vorschlagen.“

Keiner hatte vermutet, dass Barbara, die schon seit Stunden in völliger Apathie lag, diesen leisen Worten Aufmerksamkeit schenken werde. Jetzt hob sie den starren, unsehenden Blick und sagte mit einer fremden, lauten und herrischen Stimme: „Mein Haar rührt keiner an. Nicht um tausend Mark wär’ es mir feil. Nur Gran hat darüber zu verfügen.“ Doch als Gran rasch zu ihr trat und mit beschwichtigendem Druck ihre Stirn berührte, sah ihr kranker Blick ohne Erkennen an ihm vorbei.

Wenige Tage später war jede Gefahr behoben. Über die zerstörte Hoffnung sprach Barbara nicht. Sie schien sich der wiederkehrenden Kräfte zu freuen, nahm an allem Teil, was Gran betraf und beschwor ihn, sich ihrethalben keine Rücksichten aufzuerlegen. Er solle sein gewohntes Leben wieder aufnehmen, ihr gehe es ausgezeichnet, Ärzte und Schwestern sorgten in einer Weise für sie, dass sie sich fast schäme, so träge dazuliegen und sich verwöhnen zu lassen.

Ob es denn wahr sei, dass er bald Geld bekäme, fragte sie eines Abends, und woher? Sie fürchtete, ihr habe ein Fiebertraum das eingegeben. Es sei schon wahr, sagte er und lächelte; andern Tags brachte er ihr das „Spiel von den“ Sieben Todsünden“. Als sie es ihm zurückgab, sagte sie: „Lady Muriel wird herrlich sein in der Rolle.“

Gran starrte sie an. „Woher weißt du . . .

Sie lachte. Sie hatte ihren alten Liebreiz wieder-
gewonnen. „Lukas, Lukas, hältst du uns Frauen für so
dumm? Du hast wohl die Regiebemerkungen vergessen?
Jede von ihnen ist eine Umrißzeichnung von Lady
Muriels Gestalt und Gebärden.“ Sie wiederholte:
„Herrlich wird sie sein.“

Übrigens hatte Direktor Addison das Spiel wohl
angenommen, den Vorschuss jedoch verweigert, wodurch
Gran gezwungen war, bei einem Geldverleiher zu hohen
Zinsen eine größere Summe aufzunehmen. Fürs erste war
er damit jeder Sorge enthoben und guter Zuversicht, nach
der Aufführung seine Verpflichtungen lösen zu können.

Weniger glatt war die Unterredung mit Lady
Muriel verlaufen. Als Gran in feurig beschwingter Rede
ihr seinen Plan vortrug, glomm in ihren Augen eine
düstere, hämische Freude auf; endlich, dachte sie, war der
ersehnte Augenblick gekommen, wo er als Bittender vor
ihr stand und sie gerächt war für alle erniedrigenden Finten
begehrlicher Liebe. Sie hielt ihn absichtlich mit ihrer
Antwort hin, obwohl sie sofort zur Annahme entschlossen
war. Die Aufgabe kam, wie Gran richtig berechnet hatte,
ihrer Neigung des Sich-zur-Schau-Stellens auf das
glücklichste entgegen. Dennoch gefiel sie sich in einer
Haltung, als erweise sie Gran die größte Gnade.

Auf eine andere Weise aber verpflichtete sie sich
Gran in hohem Maße. Sie bot ihm und Barbara zum
Sommeraufenthalt ein kleines, ihr gehöriges Landhaus in
Sussex an, nicht weit von Tunbridge

Wells, bei dem Dörfchen Buxsted hoch und wunderbar freigelegen mit dem Blick auf die Eastbourne Downs, hinter denen man das Meer wusste. Dorthin übersiedelte Barbara bald nach ihrer Entlassung aus der Klinik. Vorher traf sie noch ein bitterer Kummer. Die Kasette mit ihrem gehüteten Schatz war aus dem Spind, dem man in ihrer Abwesenheit Wäsche hatte entnehmen müssen, verschwunden. Die von ihr befragte Wirtin hub ein großes Geschrei an, es sei das erste Mal, dass man sie eines Diebstahls bezichtige, das komme davon, wenn man hergelaufene Ausländer ins Haus nehme und ein Glück nur, dass die sauberen Herrschaften, die eine arme Witwe ins Verderben stürzen wollten, bereits die Wohnung aufgegeben hätten, so dass sich eine Kündigung ihrerseits erübrige.

Es war ein so hässlicher Auftritt, dass Barbara es vorzog, die Angelegenheit auf sich beruhen zu lassen. Das Geld war fort, kein Prozess brachte es ihr zurück. Gran hatte von ihrem Sparpfennig nie gewusst, und sie pries sich glücklich, dass die aufgebrachte Wirtin nicht auch ihn mit Schmähungen bewarf.

In Buxsted erholte sie sich rasch.

XVI.

Das Haus zu Buxsted — es lag weitab vom Dorf — war ein alter Bauernhof aus dem sechzehnten Jahrhundert; es hatte eine niedere Eingangstür, die man über einen schmalen Fliesenweg erreichte, dicke efeubewachsene Mauern und nachgedunkelte Eichenbalken. Die ebenerdige Küche mit weit offenem Herdplatz war zum Wohnraum umgewandelt, daneben lag ein kleines getäfeltes Speisezimmer. In einem Anbau jüngeren Datums befanden sich die Wirtschaftsräume, im ersten Stock drei nicht große Schlafzimmer, darüber im Südgiebel hauste die alte Frau, die Lady Muriel den kleinen Besitz verwaltete. Von hier hatte man einen zauberhaften Blick auf das leicht gewellte grüne Land mit seinen zerstreuten Gehöften, Baumgruppen und dem fernen Blau der Eastbourne Downs. Nach Westen, am Rand des kleinen von bunten Blumen wild strotzenden Gartens, lag das Wirtschaftsgebäude mit den beiden runden, von spitz ansteigendem Dach gekrönten Türmen, die ehemalige Hopfendarre.

Die alte Frau besorgte die grobe Arbeit, alles Übrige versah Barbara selbst, und wenn sie so über die enge Eichentreppe auf und ab lief, die gleich vom Eingang zum oberen Flur hinführte, wenn

sie die frisch nach Lavendel duftende Wäsche zählte oder gar in der hübschen hellen Küche am Herd sich zu schaffen machte, war sie auf Stunden glücklich wie ein Kind, dem eine neue Puppenstube zum Fest beschert wird.

Sie kochte lauter italienische Gerichte, leichte schmackhafte Kost, die auch Grans launischen Gaumen reizte. Die alte Bridget freilich schüttelte den Kopf und rührte von den Speisen keinen Bissen an, lieber gab sie die Reste der grauen Katze, die schnurrend um ihre Röcke strich und die fremden Eindringlinge aus runden, gelben, feindseligen Augen ohne zu blinzeln maß. Sie selbst briet und siedete sich Fleisch und Gemüse auf gewohnte Art. Dass die junge Frau überall zugriff, wollte ihr nicht behagen. Es schickte sich nicht für die Herrschaft.

Unterdessen lag wohl Gran in seinem Klappstuhl lang ausgestreckt auf dem Rasenplatz, rechts und links von sich zwei uralte gelbe Rosenstöcke, am Ende des Weges die verwitterte Sonnenuhr, um deren Sockel Heliotrop wucherte. Jenseits des niederen Zaunes weidete das Vieh eines benachbarten Bauern, schöne rotbraune Kühe waren es, die langsam kauend die feuchten Mäuler von Seite zu Seite schoben.

Über Sonntag kam Lady Muriel heraus, nicht wie sonst mit Köchin und Jungfer, sondern allein; sie fand nicht genug Worte der Schmeichelei für Barbaras Kochkünste und hausfrauliches Walten. Sie nannte es „zigeunern“, so ohne eigentliche Be-

dienung zu leben und merkte gar nicht, dass sie selbst auf keine Bequemlichkeit verzichtete. Gran war übellaunig. Er empfand es als beschämend, als beleidigend, seine Frau Magddienste verrichten zu lassen, während Lady Muriel in Gnaden Anerkennung zollte.

Dennoch brachte er den Mut nicht auf, dem Zustand ein Ende zu setzen, zu viel hing jetzt für ihn von Lady Muriels Launen ab. Ein Mädchen neben der alten Bridget zu halten, weigerte sich Barbara standhaft. Sie sprach nicht von den Kosten. Sie sagte: „Dass mich herumwirtschaften, das tut mir wohl.“ Und obgleich die Worte heiter genug klangen, fühlte sich Gran von ihnen getroffen.

„Ich habe sie nicht glücklich gemacht,“ dachte er in schmerzlicher Erkenntnis. „Es sind immer die schwachen Schultern, auf denen die schwerste Bürde ruht.“

Mit Lady Muriel zu brechen verbot sich bei der überragenden Bedeutung, der er ihrer Mitwirkung in den „Sieben Todsünden“ zumaß. War sie launisch, galt es die Zähne aufeinander zu beißen; behandelte sie ihn wegwerfend wie einen alten Handschuh, der schon Falten schlägt, so musste seine Eitelkeit dazu schweigen; zeigte sie sich aber zu Zärtlichkeiten geneigt, so war auch diesem Bedürfnis Rechnung zu tragen. Am tiefsten verwundete ihn ihre herausfordernde Art sorgloser Vertraulichkeit, die jener Grenze bedenklich nahe kam, jenseits deren es Barbara unmöglich gemacht würde, den Schein der Blindheit länger zu wahren.

Er lernte die Sonntage fürchten, an denen Lady Muriel in einem Freunden entliehenen Automobil an die Gartentür sauste und das stillverträumte Haus aus seinem Frieden scheuchte. In den letzten Wochen war es meist ein grellrot lackierter 40 P.S. Mercedes, dessen Hupe schon weithin ihr Nahen kündete, Eigentum des Amerikaners Ellis Randerbroek. Öfters führte dieser auch selbst das Steuer, vornüber geneigt, ohne Mütze, mit dem ewig gleichen, müden und verdrossenen Gesichtsausdruck, den Gran an ihm kannte; er erfuhr, dass Randerbroek auf einem der Herrensitze der Umgegend zu Gaste war. Häufig blieb Lady Muriel den ganzen Nachmittag aus, Gran wusste dann, dass sie sich mit dem Amerikaner auf den nahen Golf links traf, und so wenig ihn nach ihrer Gegenwart verlangte, so machte ihn diese Vorstellung doch nervös.

Einmal kam es aller guten Vorsätze ungeachtet zwischen ihm und Lady Muriel zu einem heftigen Auftritt. Es war ein wundervoller Tag zu Anfang September, es ging schon auf den Abend und von der Wiese jenseits des Zaunes, vor dem die Malven wie schlanke Wächter des Abendhimmels standen, zog unter leisem Geläute das Vieh zum Stall. Man hörte mitunter den hellen Peitschenknall des Hütjungen. Danach wurde es ganz still.

Lady Muriel erhob sich aus ihrem Liegestuhl, in dem sie gelesen hatte, bis das Licht nachließ. Die silberne Feuchtigkeit des Abendtaus breitete sich über den Garten. Gran sah, wie sie sich langsam,

wollüstig wie eine Katze zu ihrer ganzen schlanken Höhe aufrichtete, sich dehnte, die Arme über den Kopf hob, dass die Fingerspitzen sich berührten. So begann sie über den Rasen nach dem Zaun hin zu schreiten: wie ein Schwimmer, der im Begriff steht, den Kopfsprung zu wagen. Vor dem Zaun mit den Malven, an denen die geballten Blüten in der Abendröte wie sagenhafte Rosen glühten, als Hintergrund das silbrige Grün der Landschaft, begann sie eine Szene aus den „Sieben Todsünden“ zu tanzen.

Als Gran hingerissen aufsprang, ließ sie die Arme sinken, näherte sich ihm in einer betont nachlässigen Haltung, die aufreizend von dem gestrafften Rhythmus ihres Tanzes abstach und sagte: „So etwa hab’ ich es mir gedacht. Ich wollte meinem Dichter doch die Freude machen, es ihm dieses eine Mal wenigstens vorzuführen.“

„Dieses eine Mal? Was soll das heißen?“

„Dass bitte mein Handgelenk los. Ich bin nicht deine Frau . . .“

„Lass du bitte meine Frau aus dem Spiele.“

Sie lachte. „Ha, kannst du auch knurren wie ein böser Hund? Das ist recht. Immer Zuckerwasser verdirbt den Magen. Ich bin für Worcesters-shire-sauce und Yorkshire-relish.“

„Also . . . willst du dich bitte näher erklären?“

„Vielleicht will ich . . . durchaus nicht etwa, weil du es verlangst, sondern,“ sie lachte wieder, „weil ich guter Dinge und daher auch meinem Dichterling gnädig und wohlgesinnt bin. Meine Affären laufen

nämlich ganz prachtvoll, am Schnürchen, wie man sagt. Weißt du, eigentlich hätte ich Tierbändigerin werden sollen . . .“

„Schon möglich. Also, du bist so gnädig, meine Neugier zu befriedigen?“

„Ja siehst du, mein lieber Junge“ — sie nahm seinen Arm und zwang Gran zu ruhigem Auf- und Abschreiten. „Siehst du, ich hab’ den guten Ellis ja ganz hübsch in der Hand, aber so ganz genau den Zeitpunkt des ersten Antrags bestimmen kann ich doch nicht. Das erste Mal sag’ ich nein und fasle von Freiheit, die ich nicht aufgeben mag und von schwesterlicher Zuneigung und so weiter. Nach drei Monaten kommt er wieder oder auch schon nach vierzehn Tagen, und nun wirst du verstehen, wenn die erste Attacke zu früh geritten wird, kann ich den guten Kerl nicht über die Premiere hinhalten, sonst laufe ich Gefahr, dass er mir abspringt.“

Gran entzog sich ihrem Arm so plötzlich, dass die Bewegung sie fast wie ein Stoß traf. In ihren Augen blitzte es tückisch auf.

„Du denkst also im Ernst daran, diesen ledernen Patron, dem sein Geld wie ein Mühlstein um den Hals hängt, zu heiraten?“

„Durchaus nicht. Im Ernst an etwas denken, heißt es sich überlegen. Das ist hier gar nicht nötig. Ich heirate ihn eben. Gibt es etwas Einfacheres? Ein Rechenexempel: Ellis braucht für sein Schloss und seine Millionen die passende Frau — ich brauche zu meinen Vorzügen den passenden Mann, das heißt

einen, der reich genug ist, sich meine Launen zu leisten. Ich wäre ja schon längst seine Frau, wäre nicht die kleine Abschweifung mit dir dazwischengekommen; so als hors d'œuvre vor dem nahrhaften Ehebraten.“

„Danke.“

„O, pas de quoi, mein Lieber. Ich sagte dir ja schon, ich bin fürs Pikante. Und siehst du, darin hab' ich mich, was mir nicht leicht passiert, in dir getäuscht. Au fond bist du sentimental wie alle Deutschen, und was an dir stark und kühn und eigenartig wirkt, ist lediglich das abgedroschene Problem des Künstlers zur Umwelt. Und das läuft immer auf das gleiche hinaus. Du möchtest rücksichtslos sein und das Recht auf Selbstsucht predigen, und dabei bist du ein paar grünen Augen und langem Weiberhaar gutbürgerlich ins Garn gegangen wie ein kleiner Student. Und nun wär' es dir ganz recht, wenn ich dich aus dieser Bürgerlichkeit errettete, wenn nur dem lieben Frauchen dabei kein Haar gekrümmt wird. Sie bleibt dir die Heilige, weil sie nichts Höheres kennt, als Trauring und Altar.“

„Deine Menschenkenntnis in Ehren, aber allwissend scheinst du nicht zu sein, und dein Hass auf Barbara macht dich nicht gerade hellichtig.“ Sein Ton ließ sie stutzen.

„Aha, darf also die Frau Gemahlin doch in die Diskussion gezogen werden?“

Er pflanzte sich so dicht vor ihr auf, dass ihr jede Möglichkeit genommen wurde, auszuweichen. „Das

alles ist müßiges Spiel mit Worten. Nur auf eins kommt es jetzt an. Wirst du tanzen oder nicht?“

Sie zuckte die Schultern. „Vielleicht . . . vielleicht auch nicht. Ich sagte dir ja schon wovon es abhängt.“

„Von deinem guten Willen oder richtiger, von deinem bösen Willen hängt es ab und von nichts anderem. Wie denkst du dir denn meine Lage? Wo sollen wir im letzten Augenblick einen Ersatz hernehmen? Meinst du vielleicht, Addison wird sich mit irgendeiner routinierten Primaballerina oder einer schwärmerischen Tanznovize, die hübsche Beine und kein Talent hat, begnügen? Oder soll die Premiere auf Wochen hinausgeschoben werden? Überhaupt, das Werk steht und fällt mit dir.“

„Ein Armutszeugnis, das auszustellen ein anderer sich wohl hüten dürfte. Aber wenn dir daran liegt, schon heut' deine Dispositionen zu treffen, bitte geniere dich nicht, ich trete gern zurück.“

„Katze du,“ er zerbiss das Wort zwischen den Zähnen und ging ins Haus.

Ihm sei nicht wohl, sagte er zu Barbara, er werde sich zu Bett legen. Die beiden Frauen saßen sich denn auch bei der Abendmahlzeit allein gegenüber; im Kamin brannte, denn der Abend war kühl, ein leichtes Holzfeuer. Bevor sie Platz nahm, richtete Barbara auf einem Tablett für Gran einen reichlichen Imbiss an und schickte es ihm durch die alte Frau hinauf. „Für einen Kranken ein solides Mahl,“ spottete Lady Muriel.

Gleichmütig teilte Barbara die Suppe aus. „Was er nicht mag, kann er ja stehenlassen.“

„Sie scheinen nicht sehr in Sorge um Ihren Mann?“

Barbara sah ihr in die Augen. „Sind Sie es, Lady Muriel?“

„Den Kaffee brachte sie Gran selbst. Er lag im Bett, zwei Kerzen neben sich, und hielt ein Buch in der Hand. Es war aber zu sehen, dass er nicht darin las. „Der Kaffee wird dir guttun, Lukas.“

„Du verstehst es, ihn zu machen.“

„Das war in Montefalco schon immer mein Amt und Kaffeetrinken meines Vaters eine Leidenschaft.“

Er stellte die Tasse ab und betrachtete Barbara lange; eine wunderbare Beruhigung ging von ihr aus. „Setz’ dich zu mir aufs Bett.“

Sie strich ihm die Haare aus der Stirn. Er seufzte gequält. „Alle Frauen sollten sein wie du, sanft und heiter. Diese schönen Tigerkatzen sind des Teufels!“

„Wären wir alle gleich, du wärest der erste, vor Langeweile zu sterben.“ Dann sagte sie leichthin: „Nimm es nicht so schwer“ was kann sie dir anhaben? Du stehst weit über ihr, in ein paar Monaten hast du sie vergessen.“

Ein seit Jugendjahren nicht gekanntes Verlangen nach Trost und Zuspruch löste ihm die Zunge. Er drehte sich auf die Seite und spielte mit Barbaras Fingern, die sie ihm willig überließ. Sie während

des Sprechens von unten anblickend, sagte er: „Ach Barbara, wie soll ich es dir verständlich machen! Mit Liebe hat es nichts zu tun, du darfst es mir glauben . . .“

Sie lächelte und nickte. „Ich glaub’ es schon.“

„Aber,“ fuhr er in steigender Erregung fort, „ich brauche diese Frau doch nun einmal. Für sie ist die Figur der Heiligen geschrieben, sie, das heißt ihr Körper, ihre Bewegungen sind der Anstoß gewesen, sie zerstört mir das Bild meines eigenen Werkes, wenn sie es nicht als erste verkörpert.“

„Sie wird es schon.“ Barbara beugte sich über ihn und küsste seine Stirn mit den zwei Querfalten, die das letzte Jahr merklich vertieft hatte.

„Das sagst du so. Aber du weißt noch nicht, dass sie diesen amerikanischen Geldsack, den Randerbroek heiraten will.“

„Nun, so verschiebt sie die Heirat bis nach der Ausführung. Glaube mir, die Gelegenheit einer Schausstellung lässt sie sich nicht entgehen.“

„Aber ein Mensch, der nichts als Apollinariswasser trinkt, heiratet keine Frau von der Bühne weg. Und das weiß sie nur zu gut.“

Barbara lachte. „Denke nur an ihre letzten Szenen als Büßerin und Heilige, mit ihnen rührt sie das verstockteste Puritanerherz. Glaube mir, sie lässt dich nicht im Stich. Aber wenn ich dir raten darf, so zeige ihr nicht, wieviel dir an ihrer Mitwirkung gelegen ist. Bemühe dich um einen Ersatz. Das wird sie am ehesten zur Vernunft bringen.“

„Ja,“ sagte er und lächelte. „Um eine Frau ganz zu durchschauen, bedarf es eben einer Frau. Ihr seid alle die geborenen Diplomaten.“

„Für andere vielleicht,“ sagte Barbara. Sie stand auf und strich die Decke glatt. Er griff wieder nach ihrer Hand.

„Bleib’ noch ein wenig. Weißt du, dass wir seit Wochen keine so ruhige, schöne Stunde mehr hatten?“

Sie lächelte nur, doch ohne Ironie.

„Du bist ein Wandergenosse, wie man ihn nicht häufig findet.“ Er sprach mit Wärme.

„Für die seltenen Stunden, wo dich nach einem solchen verlangt. Im Grunde bist du ein Einzelgänger, den der Schritt zur Seite nur stört.“ Sie beugte sich über ihn. „Gib mich frei.“

„Nach halbjähriger Ehe?“

„Du weißt und ich weiß es, warum diese Ehe geschlossen wurde. Der Grund ist hinfällig geworden.“

„Barbara, du hast niemals mehr davon gesprochen; war es dir ein schwerer Kummer, wie es kam?“

Sie schüttelte den Kopf. „Es war recht so. Ich bin es zufrieden.“

„Vielleicht wär’ ich kein schlechter Vater geworden.“

„Es ist besser so.“ In ihrer Stimme lag eine gläserne Härte. „Gute Nacht Lukas.“

Am Frühstückstisch verkündete Gran seine Absicht, nach London zu fahren und bat Lady Muriel um einen Sitz in ihrem Auto.

„Mr. Randerbroek wird es sich zur Ehre rechnen, Sie zu fahren,“ sagte Lady Muriel förmlich und spöttisch.

Er müsse, fuhr Gran seelenruhig fort, mit Direktor Addison reden; vielleicht dass dieser eine gute Vertreterin für die Rolle wisse. Andernfalls sei ihm eine junge Münchnerin eingefallen, die sich vorzüglich dafür eignen dürfte. „Sie ist weniger schön als Sie, Lady Muriel — ach Barbara, bitte noch eine Tasse Tee —, aber eine Tänzerin von großer Eigenart, für die Londoner zudem eine neuartige Erscheinung, von Hellerau kommend, doch in fruchtbarer Weise von den Russen beeinflusst, eine sehr glückliche Mischung von solider zeitloser Technik und modernstem Kunstempfinden. Sobald ich Addison gesprochen habe, werde ich ihr telegraphieren.“

Dieses Telegramm wurde niemals abgeschickt.

Mitte des Monats setzten die Proben ein.

Gran war jetzt mehr in der Stadt als draußen. Er durfte mit dem Fortgang der Einstudierung zufrieden sein, wenn ihm auch der damit verbundene Ärger nicht erspart blieb. Addison entfaltete einen großzügigen Pomp, der alles Bisherige in den Schatten stellen sollte. Reiche Mittel standen ihm zur Verfügung und von Lady Muriel in seinem Ehrgeiz immer weiter aufgestachelt, sparte er in keiner Hinsicht. Jeder einzelne der in den Massenchören und Aufzügen Mitwirkenden bis zum letzten Statisten wurde nach körperlicher Eignung auf das vorsichtigste ausgesucht, der Maler Pelham entwarf

Dekorationen und Kostüme, die von einer nie geahnten Pracht und Materialechtheit sein sollten, und mit diesem Riesenapparat gleichen Schritt haltend trug die üppigste Reklame den Schall der Namen Lukas Gran, Lady Muriel Stone und Direktor Addison mit Trommel- und Drometenklang in alle Windrichtungen.

Eines Tages las Barbara in der Zeitung, dass eine Mrs. Roger Ashburn, die den Winter in München, Florenz und Rom zuzubringen beabsichtigte, eine sprach- und reisekundige junge Dame, auch eine Ausländerin, zur Begleitung suche. Barbara schrieb an sie, stellte sich als die Frau des Schriftstellers Gran vor und bewarb sich im Namen einer jüngeren Schwester um den Posten. Sie erhielt die Aufforderung, die Schwester behufs mündlicher Unterredung nach London zu schicken.

Darauf fuhr sie zur Stadt. Sie traf die Dame in einem kleinen muffigen Hotel des Westends. Sie war nicht jung und nicht alt, trug ein blondes Toupet in genauer Nachahmung der Haartracht Queen Alexandras und ein altmodisches Seidenkleid mit Kameenbrosche. Sie hatte helle vorquellende Augen, die ausfallend dicht zur Nase saßen, und einen dünnlippigen bigotten Mund.

Barbara, die sich ihren Mädchennamen zugelegt hatte, schien ihr zu gefallen und sie wären rasch einig geworden, hätte nicht die Klostererziehung in der anglikanischen Brust Befremden und schwerwiegende Bedenken erregt. Menschen die zur Beichte gingen,

sagte Mrs. Ashburn, seien hinterhältig und ohne Verlass. Sie trügen dem Priester alles zu und nähmen von ihm ihre Weisungen. So wenig sich bei einer italienischen Reise das Studium katholischer Kirchen umgehen lasse, so wünsche sie sich doch vor dem verderblichen Einfluss Roms nach Möglichkeit zu schützen.

Barbaras schüchterner Einwand, dass sie als Protestantin selbst in der Klosterschule niemals zur Beichte gegangen sei, wirkte beruhigend auf sie ein, und sie erbat sich eine dreitägige Bedenkzeit, nach deren Ablauf sie sich endgültig für Barbara entschieden hatte. Der Brief, in dem sie Barbara hiervon in Kenntnis setzte, enthielt allerlei Klauseln und Bedingungen, deren bei der mündlichen Besprechung mit keinem Wort gedacht worden; so sollte Barbara auf der Reise die Obliegenheiten einer Kammerzofe versehen, zu persönlichen Diensten verpflichtet sein, nähen und bügeln. Das Gehalt war ein geringes.

Barbara erklärte sich mit allem einverstanden. Sie suchte ihren Sinn einzig auf die italienische Reise zu richten, sie glaubte schon die langentbehrten heimatlichen Laute zu vernehmen, den Straßengeruch faulender Tomaten, in Öl gebratener Fische und scharfen Ziegenkäses zu atmen. Die schönen freien Gesten dieser Menschen, die unter Lächeln und Achselzucken die kleinen Wechselschläge des Lebens abtaten und in einem raschen Griff nach dem Messer die Lösung ernster Zwischenfälle sahen, würden ihrem Auge wohltun und das tiefere Blau des Himmels ihr

Herz zum Ertragen stärken. Das Leben war ja nichts als die fliehende Landschaft; man konnte nichts tun als geduldig an seinem Eisenbahnfenster sitzen. Und auch an den ödesten Strecken blühte noch am Bahndamm eine blaue Wegrade oder es hob neben dem Wärterhäuschen eine Sonnenblume den schweren Strahlenkranz.

In vierzehn Tagen schon sollte Barbara ihren Dienst antreten. Jedes Mal, wenn sie durch den kleinen Garten ging, blieb sie vor der Sonnenuhr stehen und las ihre Mahnung: „Una ex hisce morieris.“

Sie sprach zum Zeiger: Zehnmal wirst du noch die Runde machen, achtmal, fünfmal . . . Im Garten drängten sich die Herbstblumen zwischen den Sommerflor, der noch nicht weichen wollte: ein einziger blühender Teppich. Im Stall lag neben der Kuh, die sich die alte Bridget hielt, ein Kalb von wenigen Tagen, das die Mutter zärtlich beleckte; Hühner pickten im Gemüsegarten nach Regenwürmern, die sich unter den Kohlblättern zusammenringelten. Es war eine friedlich abgeschlossene Welt, ein Paradies, aus dem sie selber sich vertrieb.

Gran war wieder auf einige Tage in der Stadt, und Barbara konnte völlig unbehindert ihre Vorkehrungen zur Reise treffen. So vorzeitig hatte sie dieselben abgeschlossen, dass ihr am letzten Tage nichts zu tun blieb als stummes Abschiednehmen von ihrer Umgebung.

Gegen Abend ging sie hinüber zum Stall, wo das Kälbchen auf seinen hohen dünnen Beinen neben der Mutter stand; die Tierwürme unter dem niederen Dach war ihr willkommen, denn es fröstelte sie beständig, als bäume sich ihr Körper gegen das Kommende auf. Sie wollte das Kalb streicheln, doch ihre ausgestreckte Hand versetzte das junge Tier in Schrecken, und mit einem unbeholfenen Satz sprang es hinter die Mutter, die dumpf, drohend wie es Barbara schien, aufbrüllte. Barbara seufzte. „Kleines Kalb du, ist dein Geschick dir so tief eingeboren, dass du in jedem Menschen schon den Schlächter siehst?“ Und ihr war, als sei die ganze Welt verdunkelt von diesem Misstrauen der Kreatur.

Als sie wieder vor die Stalltür trat, hörte sie von der Landstraße die Hupe eines Automobils; sie lief zum Gatterpförtchen.

Es war Gran, der auf der Probe einen kleinen Unfall erlitten und beim Absturz in eine Versenkung sich den Fuß verstaucht hatte.

Seine Laune war die denkbar grimmigste; zwar hatte ihn nur der eine Wunsch beseelt, sofort nach Einrichtung und Schienen des Fußes sich nach Buxsted in Barbaras Pflege zu begeben, und gegen seinen harten Sinn hatte auch der Protest des Arztes nichts gefruchtet. Nun er aber, nicht ohne Mühe und von dem Chauffeur halb getragen, glücklich in seinem Zimmer gelandet war, in dem Barbara rasch das Bett aufgedeckt und ein Feuer angezündet hatte, schlug sein Verdruss in eine krankhafte Überreizung

der Nerven um — ein Zustand, den er nur zu gut kannte und gegen den es nur das eine gab: absolute Einsamkeit. Da er nun aber hilflos dalag, auf Barbaras gute Dienste angewiesen, wurde ihm ihr Anblick und jedes ihrer Worte, ja allein ihre Art den Mund zu öffnen, ihr Schritt vor der Tür und die geräuschlose Sanftheit ihrer Bewegungen zur Pein. Sein Mund schloss sich zu einem schmalen Strich.

Nachdem sich Barbara vergewissert hatte, dass ihrem Patienten für den Augenblick nichts abging, überbrachte sie dem Chauffeur, der in der Küche sein Abendbrot verzehrte, einen Brief. Ob er noch heute Abend zurückfahre?

Der Mann bejahte mit vollem Mund. Breitspurig und Verwegen hatte er am Küchentisch gesessen, vor sich die gehäuften Schüsseln, die ihm das alte Weib mit bösem Gesicht, aber mit der großartigen Bewirtung der Bauern versetzte. Sie hasste das Neumodische, das übelriechende, knatternde Ungetüm des Motors vor allem, sie witterte überall Sünde und Verderbnis und glaubte an das nahe bevorstehende Weltenende. Dem Chauffeur, der ein rechtes Kind der Großstadt und selbstzufriedener Aufschneider war, machte es nicht wenig Spaß, die Alte zu erhitzten Äußerungen zu verleiten. Vom Flur her hatte Barbara sein breites rollendes Lachen vernommen. Wie er bei ihrem Eintritt sich langsam erhob, lag noch auf seinem frischen rotem Gesicht das Lachen, und Barbara

sah, dass ihm zwei Vorderzähne fehlten; flüchtig schoss es ihr durch den Sinn, dass er sie wohl bei einem Automobilunfall eingebüßt haben mochte.

Ob es ihm möglich wäre, diesen Brief anderen Tags in aller Frühe abzugeben? Die Hand, die ihm Trinkgeld und Schreiben hinhielt, zitterte.

Es war die Absage an Mrs. Roger Ashburn. Barbara schrieb wieder in ihrem eigenen Namen und bat, ihre Schwester zu entschuldigen, der eine schwere Erkrankung es unmöglich mache, ihren Posten anzutreten.

Sobald das Auto in die Nacht hinausgefahren war, ging Barbara langsam wieder nach oben. Die flachen, ausgetretenen Stufen türmten sich wie steile, in Granit gehauene Felsensprossen vor ihr auf. Leise öffnete sie die Tür zu Grans Zimmer. Er hielt das Gesicht zur Wand gedreht und sagte gereizt, er wünsche zu schlafen. Sie zögerte an der Schwelle, als dränge es sie, noch irgend etwas für ihn zu tun, ließ den Blick ringsum schweifen und klinkte behutsam die Tür hinter sich ins Schloss.

Kaum dass sie draußen war, entdeckte Gran auch schon, dass ihm das Glas Wasser fehle, das er sich ans Bett zu stellen gewohnt war. Zu rufen verboten ihm Stolz und Trotz, obwohl er im Nebenzimmer Barbara noch lange sich bewegen hörte. Von dem Augenblick an, wo er das Fehlende bemerkte, wurde er von Durst geplagt, der ihn um so mehr quälte, als er in ihm ein Zeichen von Fieber sah. Auch hinderte ihn die ungewohnte Rückenlage am Einschlafen.

Aber auch Barbara floh der Schlaf. Sie stand lange sam offenen Fenster. Es war eine kühle, sternenlose Nacht. Ein Wind, der die Zweige kaum sichtbarlich bewegte, sang leise in den schon herbstlich mürben Blättern. Barbara glaubte den Salzhauch zu spüren, den er vom Meer herübertrug. Bald jährte es sich, dass sie die kleine Insel Föhr mit dieser großen vertauscht hatte; blieb sie bei Gran — und ihr schien, die Entscheidung sei ohne ihr Zutun gefallen —, so würde sie bald mit ihm aufs Festland zurückkehren, denn er hoffte auf einen Siegeszug der „Sieben Todsünden“ über den Kontinent. Sie entsann sich ihrer Worte: die Gegenwart solle losgelöst von Vergangenheit und Zukunft sein, frei ruhend wie eine Insel im Meer. Und sie erkannte, dass es in diesem Sinne keine Gegenwart gibt, dass die Zeiten ineinanderfließen und dass Glück und Unglück einer Stunde erkaufte sind mit dem Geschehen der Vergangenheit, ein Schuldkonto errichtend, das die Zukunft einzulösen hat.

Das allein fühlte sie mit untrüglicher Sicherheit. Sonst lag Dunkel um sie.

Der Wind wurde stärker, ihre Kerze erlosch, und ein frischer, feuchter Nachtgeruch erfüllte das Zimmer. Sie schloss den einen Fensterflügel und tappte sich im Finstern zum Bett.

XVII.

Zu den letzten Proben konnte Gran, wenn auch noch am Stock humpelnd, nach London. Es war in seiner Abwesenheit tüchtig gearbeitet worden: Lady Muriel freilich, von dem ernsthaften und ausdauernden Proben gelangweilt, führte ihren Part nur lässig aus, die übrigen Darsteller hatten durch Addisons Unermüdlichkeit an Plastik und Ausdrucksfähigkeit gewonnen.

Eine neue Darstellerin der „Fleischeslust“ fiel Gran auf. Etwas in ihrer Haltung, auch der Schimmer des goldgelben Haares mutete ihn bekannt an. Es war seine Freundin, die schöne Gwendolen.

Er ging auf sie zu und begrüßte sie, und während er sie zu dem Avancement beglückwünschte, unterdrückte er ein belustigtes Lächeln, dass gerade sie, die Tugendsame, zu dieser Rolle ausersehen war. Sie selbst schien sich der Inkongruität nicht bewusst zu sein; unbefangen reichte sie ihm die Hand.

Sie habe schon gefürchtet, ihn nicht mehr zu sehen, denn die erkrankte Schauspielerin, für die sie eingesprungen sei, befinde sich — leider — bereits auf dem Weg der Besserung. Sie, Gwendolen, könne ein unchristliches Bedauern hierüber nicht unterdrücken, und dann fragte sie, Gran kokett, wem er bei der Uraufführung die Rolle lieber anvertraut sähe?

Es war ganz die alte gespreizte und kindlich lüsterne Art zu reden, den blonden Kopf in den Nacken zu werfen, aus kalten törichten Augen verführerische Seitenblicke zu werfen, dennoch erschien sie ihm verändert, verfeinert. Es fiel ihm erst jetzt ihre schwarze Kleidung auf. Er fragte nach Beß und erfuhr, dass sie vor sechs Wochen gestorben sei. Friedlich, sagte Gwendolen.

Warum sie ihn nicht davon verständigt hätte, fragte er vorwurfsvoll.

Beß habe es nicht gewollt. Ausdrücklich habe sie es so angeordnet. „Sie hätten uns längst vergessen, meinte sie, Herr Gran. Sie sagte: ‚Solch ein nobler Herr, Gwennie, der hat anderes im Kopf; ja, seinen Hund würde er vermissen und betrauern, aber mich? Ich wette, er weiß nicht einmal mehr meinen Namen.‘“

„Da hat mir Ihre Schwester Unrecht getan, Fräulein Gwendolen.“

„Ja, das sagt’ ich auch. Aber Beß konnte so hartnäckig sein. Und zuletzt durfte man schon gar nicht mehr widersprechen. Ich war die letzten Tage bei ihr, aber es war, als ginge sie alles, was um sie her geschah, schon nichts mehr an. Nun, und nachher . . . an das Wort einer Toten ist man gebunden; Übrigens, ein sehr schönes Begräbnis hat sie gehabt. Es ging das ganze Dorf mit und alles hat geweint, so rührend hat der Geistliche gesprochen; Und den Grabhügel konnte man nicht sehen vor Blumen. Die Herrschaften vom Schloss hatten auch

einen Kranz geschickt, ganz aus weißen Rosen, den hab' ich ihr auf den Sarg gelegt.“

Aber dann kehrte Gwendolen beharrlich auf ihre Frage zurück, wie sie ihm in der Rolle gefalle und ob er nicht beim Direktor ein gutes Wort für sie einlegen wolle. Theater, das sei doch feiner als Zirkus und gar eine große Westendbühne, da wisse man doch, für wen man spiele, in der Provinz habe das Publikum nun mal keinen Geschmack, aber auch gar keinen. Und sie warf den Kopf und klirrte mit ein paar billigen Armbändern, die Gran noch nicht an ihr gesehen hatte.

Direktor Addison zwinkerte verständnisvoll, als Gran den Fürsprecher machte. „Mein lieber Herr, was an dem Mädel“ schätzenswert ist, sieht ein Blinder. Leider ist die Person mindestens so dumm wie schön, eine ganz einfältige Pute. Passen Sie auf, wer es mit der Tugendhaftigkeit hat, ich meine, so aus vorgefasster Meinung, ohne Kampf und Neigung, bei dem hapert es immer an Verstand, Auffassung und Gefühl. Und ohne diesen Instinkt ist beim Theater nun mal nichts zu holen, selbst für die letzte Statistin nicht. Ich bin, das will ich offen zugeben, auf die hübsche Fratze und die Schultern hereingefallen, aber ich flehe täglich zum Himmel, mir die rechtmäßige Fleischeslust zeitig gesund werden zu lassen.“

Das Gebet wurde erhört. Schon bei der nächsten Probe fehlte Gwendolen, und Gran machte; keinerlei Versuch, sie außerhalb des Theaters zu treffen.

Bei der ersten Kostümprobe trat Lady Muriel aus ihrer gelangweilten Reserve; sie war herrlich. Als ihr aber Gran beglückt für ihre Leistung danken wollte, sah sie kalt und zerstreut über ihn hinweg.

Das „Spiel von den Sieben Todsünden“ wurde zu einem jener unbestrittenen Erfolge, die sich mit dem ersten Abend den Weg über die europäischen Bühnen erzwingen. Widerstand gab es keinen, vor den Beifallsstürmen des Publikums strichen auch die bedächtigsten der Kritiker — und das kritische Handwerk wird in England ohnehin milde gehandhabt — die Segel. Bernstein hatte einem Kollegen das Referat überlassen.

Er selbst saß als Privatperson neben Barbara in der Loge. Nach dem dritten Bild, als die Aufnahme gesichert schien, drückte sie ihm die Hand so fest, dass ihm war, als müsse er des süßen Schmerzes noch aus dem Totenbett eingedenk sein.

Das Haus war bis auf den letzten Platz besetzt. Nur in der linken Proszeniumsloge waren Stühle frei. Dort saß einsam, mit seiner unbeweglichen Maske verdrossener Gleichgültigkeit, Ellis Randerbroek. Dort saß er jeden Abend und wandte kein Auge von Lady Muriel.

Nach der zehnten Ausführung brachte unter den Familienanzeigen die „Morning Post“ die Nachricht einer bevorstehenden Verbindung zwischen dem Besitzer von Glen Castle und Lady Muriel Stone, der Schwester des Marques von Alverston. Und vorn im Text widmeten sämtliche Morgenblätter

dieser Verlobung eine Spalte; sie waren ermächtigt, einem enttäuschten, doch von der Höhe der Summe angenehm gekitzelten Publikum zu eröffnen, dass Mr. Ellis G. Randerbroek die Konventionalstrafe von fünftausend Pfund erlegt und Lady Muriel somit von der Verpflichtung weiteren Auftretens befreit hatte.

Gran tobte. Doch konnte auch eine schwächere Darstellerin der Hauptrolle den dauernden Erfolg nicht gefährden.

Im Dezember reisten Grans nach Deutschland. Berlin sollte die erste Etappe sein. Dort bereitete Direktor Matuschek, der um die Vormacht im deutschen Bühnenleben Kämpfende, dessen unruhiger und wagemutiger Geist sich durstig auf die szenischen Schwierigkeiten der „Sieben Todsünden“ gestürzt hatte, die erste deutsche Ausführung. Sie sollte an keiner der drei von ihm geleiteten Bühnen stattfinden, vielmehr in der Arena des Zirkus Busch. Der Londoner Erfolg, die Kostbarkeit der dortigen Ausstattung, die besondere Anziehung in der Person der Lady Muriel Stone, es ließ ihn nicht ruhen. Was er den Berlinern bot, sollte nicht als mehr oder weniger gelungene Kopie wirken; etwas ganz Neues war aus dem Mysterienspiel zu schaffen. Hatte Addison das Prunkvolle und Farbenprächtige der äußeren Handlung betont, so wollte er das Mystische, Überirdische der Dichtung herausholen; ein Weihespiel sollte es werden für eine ehrfürchtige Menge, primitiv wie alte Glasmalerei, ohne Ku-

lissen, unzeitlich in der Strenge der künstlerisch abgetönten Gewänder, die gleich der begleitenden Musik einzig die Aufgabe hatten, den Stimmungsgehalt jeder Szene zu vertiefen und verdichten. Unter Verzicht auf jede virtuos hervortretende Einzelleistung wurde sein Ziel einer naiv ekstatischen Frömmigkeit erreicht. Charakteristisch war es, dass die Rolle der Sünderin und Heiligen einem blutjungen Geschöpf anvertraut war, in dessen magerem Gesicht zwei übergroße dunkle Augen in fragender Inbrunst glühten, und deren eckige Glieder allein von dem Willen zu ausdrucksvoller Selbstentblößung bewegt wurden.

Diese Ausführung entlockte Barbara Tränen der Ergriffenheit. Matuschek, ein ebenso eitler wie kindlich naiver Mensch, sagte zu ihr: „Nun, Frau Gran, habe ich aus dem üppig süßen Londoner Bräu nicht einen edeln Trank destilliert?“ Und ehe sie entgegnen konnte: „Dichters Werk . . . ich weiß, ich weiß, was Sie einwenden wollen. Aber ein stummes Spiel ist nichts als ein Gerippe. Ein Addison behängt es mit Flitter, ich suche ihm die Seele einzuhauchen. Stilechte Renaissancekostüme, getriebene Goldbecher und Geräte, es ist eine Frage von Geld und wissenschaftlich geschulten Beratern. Was ich gebe, ist Geist und Blut.“

Es war nach der Generalprobe, und Matuschek befand sich in jener aufgeschlossenen Stimmung nach vollbrachter Leistung, der noch des Erfolges Siegel fehlt. Zuversicht und Aufregung hielten sich die

Wage und den ganzen Mann in federnder Spannung. Er musste reden, irgendwie sich verausgaben.

„Nehmen Sie diese Kleine hier. Wer ist sie . . . oder wer war sie bis heute? Wer hat je von ihr gehört? Sie ist E Levin meiner Theaterschule. Bei seiner Prüfung musste sie im Gebet niederknien. Ich sah, dass in diesen schmalen Knien Verzückung lag, dass sie unter der Gewalt demütiger Anbetung in einer seligen Schwäche zusammenbrachen. Ich sagte mir, diese großen ekstatischen Augen lügen nicht, sie sind die stürmischen Fahnen, die eine noch gefangene Seele hisst. Man muss diese Glieder lösen, dass sie Ausdruck werden. Ich ließ die Kleine zu mir kommen und arbeitete selbst mit ihr. Ich sparte sie mir für die rechte Gelegenheit auf. Nun sagen Sie, ist es nicht in Wahrheit mein Geist, der dem Spiel Leben einbläst?“

Nach der zweiten Aufführung gab Matuschek ein großes Fest, zu dem seine Schauspieler, einige Dichter und Künstler mit ihren Damen gebeten waren. Er besaß weit draußen im Grunewald ein kleines Junggesellenheim, ganz von Kiefern eingeschlossen. Es lag tiefer Schnee, am Himmel wölbte sich die breite Sichel des zunehmenden Mondes. Einer der Gäste hatte den Einfall einer Mitternachtspromenade. Die Damen hüllten sich in ihre weiten Mäntel und schlüpften in die Pelzschuhe. Paarweise trat man in den kleinen Vorgarten, der Schnee knirschte laut unter den vielen Füßen, von einem der nahen Seen kam das Heulen frostgebundenen Wassers.

Im ersten Augenblick ließen Strenge und Hoheit der Winternacht die Lärmenden verstummen. Diese Andacht währte nur wenige Sekunden; dann löste ein pathetisch deklamiertes „Warum in die Ferne streifen, sieh das Gute liegt so nah“ wieder die Zungen. Ja, hieß es, warum nach Oberhof, Garmisch oder dem Engadin reisen, sein bisschen Geld vertun und sich mit Kellnern und feisten Portiers herumärgern, wenn man nur vor die Tür zu treten brauche, um reine Schneeluft und Sternenhimmel gratis zu genießen? Aber mehrere der Damen erklärten gefühlvoll, St. Moritz sei eben unvergleichlich, die Luft prickelnder Champagner, die ganze Atmosphäre steigere das Lebensgefühl; und sofort fiel ein ganzer Chorus ein, der sich gegenseitig in seligen Erinnerungen zu überbieten suchte. „Weißt du noch, Fritzi, der Marchese Salviati . . . nie hab’ ich wieder einen Menschen so göttlich tanzen sehen!“

„Ja, und wie er den Ring vom Finger zog und ihn der Dame als Preis aussetzte, die am längsten ohne Unterbrechung mit ihm tanze? Und der kleine Villiers, der sofort die Stoppuhr, zur Hand hatte? Und dann als Ergebnis dieses concours valsant die unmögliche kleine Budapester Bankiersfrau als Siegerin, eine Person, die der arme Salviati nie in seinem Leben aufgefordert hätte und die nun strahlend seinen Ring am Finger trug!“

„Und der Diamantkönig Lewis, der seinen Diener nach Mailand schickte, um zu einem Sylvesterkotillon die nötigen Blumen zu holen?“

Ja, sagte eine nicht mehr ganz jugendliche Dame, die Frau des bekannten Malers Pricken, den ihr Geld bis zum Durchdringen seiner neuartigen Kunst über Wasser gehalten hatte, das Schönste und Erhabenste seien aber doch die Berge in ihrer majestätischen Pracht. Sie habe einmal bei Vollmond eine Schlittenpartie gemacht . . .

„Majestätische Pracht ist gut,“ brummte hinter ihrem Rücken der Schauspieler Friedemann, der sich keine Gelegenheit entgehen ließ, den Zyniker zu markieren, obwohl alle Welt wusste, dass er sich in einer aussichtslosen Leidenschaft zu einer hübschen, gänzlich unbedeutenden und überaus glücklich verheirateten Frau aufrieb, „aber den Bergen zuliebe ist noch keiner von uns auch nur hundert Kilometer weit gefahren. Was wir bei unseren periodischen Ortsveränderungen suchen, sind lediglich neue Würzen an unsere Speisen und andere Tapeten als Rahmen für unsere „Exzesse.“

Man war auf die Landstraße hinausgetreten, und ein gutes Tempo einschlagend, denn es war grimmig kalt, schritten die einzelnen Paare dahin, wie durch schweigende Übereinkunft einen bestimmten Zwischenraum innehaltend. Im Mondlicht nahmen die erhitzten, vom Wein geröteten Gesichter eine durchsichtige Farbe an, als wolle die helle Nacht das allzu grob Sinnliche mild verklären.

Barbara zur Seite schritt der Schauspieler Eggers, der sie einst als Gutsbesitzer Nikolai in den Tiefen aufgerührt und zu handelnder Selbst-

bestimmung gezwungen hatte. Es fügte sich, dass sie die letzten waren. Sie verlangsamten den Schritt. Der Mond stand hinter ihnen und warf ihre Schatten weit über den Weg. Eggers fragte, ob ihr nicht kalt sei, und als sie verneinte, verfiel er wieder in Schweigen.

Einmal sagte Barbara leise, als fürchte sie die schneebeladenen Bäume im Schlaf zu stören: „Sonderbar, sobald wir unseren Schatten nicht sehen, wie gerne wir sein Vorhandensein vergessen. Was haben wir Menschen doch ein kurzes Gedächtnis!“

„Sie denken an den Tod?“

„Nicht nur an ihn. An alles, was unter der Oberfläche ruht, an das, was erst den Sinn des Lebens ausmacht.“

„Viele würden fragen: ‚Sind Sie so gewiss, dass es diesen Sinn gibt? Es gibt nur Zusammenhänge, Ursache und Wirkung‘.“

„Zu solchen muss man derartige Äußerungen auch nicht tun.“

„Und Sie glauben mit Bestimmtheit die wenigen anderen zu erkennen?“

Sie lachte ganz leise. „Ich habe Sie doch spielen sehen . . . in ‚Das Licht scheint in der Finsternis‘.“ Und wieder verstummten sie.

Als man zum Haus zurückkehrte, standen in langer Reihe die Autos vor der Tür. Allein der Gastgeber wollte nichts von Aufbruch hören, man müsse vor der Heimfahrt sich erst noch anwärmen. Er braute einen starken Glühwein mit mannigfachen Ingredienzen nach einem Rezept, dessen Geheimnis er

eifersüchtig hütete und dem alle dankbar zusprachen. In den geheizten Stuben, in denen noch die abgestandene, parfümierte und vom Rauch verdickte Luft beklemmend hing, war erst zu spüren, wie scharf der Frost an Ohren, Nasen, Zehen und Fingerspitzen gegriffen hatte. Haut und Augen brannten, die Gesichter trugen fast ausnahmslos einen fremden Ausdruck, als würden von brutaler Hand spielerische Masken abgerissen; die Frauen in ihren tief dekolletierten Kleidern sahen älter, härter und eigentümlich verbraucht aus, die Männer hingegen aufgeweckt, männlich und entschlossen, als hätte die kalte Winternacht vergessene Knabenträume von Nordpolfahrten, einsamen Bergbesteigungen, von Anstrengung, Entbehrung und siegreicher Ausdauer zum Schwingen gebracht.

Von allen, schien es Barbara, war einzig Eggers unverändert. Sein Gesicht war so still, dass es eine Einsamkeit um ihn schuf; obgleich es nichts von Langeweile oder Ermüdung verriet, gab es Eggers den Anschein, als befände es sich weit weg und in seinen Gedanken durch das Tun und Reden der Umstehenden in keiner Weise behindert.

Matuschek seinerseits zeigte sich, je weiter die Nacht vorrückte, je lauter die Stimmen, je ungezügelter Worte und Gebärden wurden, immer unruhiger, redseligen jedem witzigen Einfall wehr- und willenlos ausgeliefert. Er fürchte sich wieder vor dem Alleinsein, hörte Barbara einen der Schauspieler zu seiner Nachbarin sagen. Es gebe bei ihm Tage oder rich-

tiger Nächte, wo er von seinen tausendfältigen Plänen geradezu aufgefressen werde; er könne dann die Nähe keiner Frau ertragen, noch weniger die Lautlosigkeit seines abgelegenen Hauses, in dem kein Schritt sich mehr regte, und er werde von der beständigen Angst verfolgt, in einer solchen überreizten Stunde sich das Leben zu nehmen.

Barbara besah sich den Mann mit erhöhtem Interesse; bisher hatte sie sich von ihm nicht sonderlich angezogen gefühlt. Sein bartloses Gesicht mit den breiten Flächen und kleinen Zügen war von einer matt glänzenden Haut fest und glatt überzogen wie ein Tamburin. Man sagte ihm eine Ähnlichkeit mit Napoleon nach, die zu bestärken er bemüht war. So hielt er gern die Augen unter breiten Lidern gesenkt, um sie mit großem stechendem Blick unvermutet auf sein Gegenüber zu richten, als wolle er ihn mit diesem Feldherrnblick durchbohren.

Eggers, der hinter Barbara getreten war, folgte der Richtung ihres Auges. „Seine Schwächen und seine Vorzüge,“ sagte er gedämpft, „entspringen dem gleichen Quell. Er ist der Mann der Verwandlung, der sich auf ewiger Flucht vor sich selbst befindet. Wie die meisten. Nur dass ihm die wunderbare Fähigkeit gegeben wurde, in fremde Identität zu schlüpfen und aus dem ärmlichsten Stein noch Funken zu schlagen. In solchem Maße macht er sich fremde Dichtung zu eigen, dass er, indem er sie in Fleisch und Blut überträgt, diese Figuren, Begebenheiten und Verkettungen selbst erst zu erschaffen glaubt.“

„Hat er ein glückliches Leben gehabt?“ fragte Barbara ebenso leise.

Eggers schüttelte den Kopf. „So muss man die Frage nicht stellen. Was die Leute unter glücklichem Leben verstehen, ist ein vom Erfolg begleitetes. Die Frage müsste lauten: Hat er einen Ruhepunkt in sich gefunden?“

„Gibt es das?“

„Wonach streben wir anders als unser Wesen wie einen Orgelpunkt zu empfinden?“

Aus der Heimfahrt unter dem dunklen Himmel, denn Mond und Sterne waren erloschen und ein leichter Wind fegte den Schnee von den Ästen, dass er leise prasselnd auf das Dach des Autos schlug, sagte Gran lachend: „Na, Eggers hat dir ja mächtig den Hof gemacht. Daraus kannst du dir schon etwas einbilden.“

Barbara wich dem scherzenden Tone aus. „Kennst du Eggers näher?“

„Nein, es gibt wohl überhaupt nur wenige, die das behaupten dürfen. Dass er heute erschien, war wohl auch nur eine Höflichkeit gegen Matuschek. Er lebt sonst ganz seiner Kunst und seinem Sohne, der nicht mal der seine ist.“

„Und die Frau?“

„Ist lange tot. Es ist das eine unglückliche Geschichte. Sie war die Witwe eines Hofschauspielers — den Namen hab' ich vergessen, es war noch in Eggers Münchner Zeit —, eine von den ganz kleinen, ganz zarten blonden Frauen, die beständig an das

Mitleid und die Ritterlichkeit des Mannes appellieren, viel älter übrigens als er, der kaum großjährig sein mochte, als er sie heiratete. Sechs Monate darauf brachte sie ihr Kind zur Welt, und die lieben Nächsten, die Kollegen, Verehrer und Neider warteten mit angehaltenem Atem auf den Eklat. Der aber nicht kam; auch nicht, als die Frau ihn weiter ganz unverfroren mit dem Vater des Kindes — es soll ein bayrischer Prinz gewesen sein — betrog. Manche behaupten, sie habe sich vor der Heirat Eggers eröffnet und ihn um seinen Beistand angefleht, und er habe ihr die Schwäche, ihren Pakt nicht einzuhalten, großmütig verziehen. Andere wieder sagen, er sei ganz einfach von ihr genarrt worden. Wie immer dem sei, er hat sie bis zu ihrem Ende, sie starb wenige Jahre später in Davos, gehegt und gepflegt. Und nun geht er ganz in ihrem Sohne auf.“

„Kennst du den Sohn?“

„Ich habe die beiden schon oft zusammen gesehen, ein hübscher Anblick übrigens, neben Eggers massiver Erscheinung und seinem fast düsteren Ernst die wunderbare blonde Schlankheit des Jungen. Siebzehnjährig mag er sein, ganz blauflammendes Auge, sensitiv wie ein Mädchen, einer von den Jünglingen, die ausziehen, die Welt und sich selbst zu bezwingen. Er soll Volksschullehrer werden. Ein Ausspruch von ihm wird kolportiert: da spreche nun sein Vater Jahr um Jahr von der Bühne zu den Gebildeten und wecke sie nicht auf; so wolle er am anderen Ende beginnen, unter den Armen, den Ein-

fältigen und Unwissenden, vielleicht, dass aus ihrer Mitte das Neue, Erneuernde aufsteige wie ein springender Brunnen, das dürre Land zu speisen.“

„Weißt du, dass du in der Stimme Ähnlichkeit mit Eggers hast?“ fragte Barbara nach einer Pause. Das Auto ratterte über den Kurfürstendamm.

„Man hat es öfters behauptet. Ich wollte nur, ich hätte sonst Ähnlichkeit mit ihm. Er ist schon ein wunderbarer Kerl, gleich herrlich als Mensch wie als Künstler.“

Barbara lehnte ihren Kopf behutsam an Grans Schulter. Sie schloss die Augen, in die blendend das Licht der Bogenlampen fiel. „Es ist etwas so Schönes, wenn Männer gut voneinander reden. Das war mir an Bernstein so lieb, dass er ganz ohne Neid war und voller Begeisterung nicht nur für längst Verstorbene.“

„Bernstein, der Jünger! Ja, aber“ — Gran lachte — „wenn er bis zuletzt von mir Gutes sagte, so geschah es pour tes beaux yeux, mein Kind. Eigentlich war er längst irre geworden an mir und wird mir, künstlerisch, die ‚Sieben Todsünden‘ niemals verzeihen.“

„Etwas möchte ich wissen,“ sagte Barbara zögernd.

„Und das wäre?“

„Du wirst nicht böse sein und ehrlich antworten?“

„Böse werde ich gewiss nicht sein, ob ich die Frage beantworten kann, hängt von der Frage ab.“

„Nun denn . . .“, sie suchte unter der Wagen-

decke nach seiner Hand. „Ich frage mich oft, hast du das Stück nur für Lady Muriel geschrieben oder auch, weil wir Geld brauchten?“

„Ich weiß es so wenig wie du; des Menschen Tun lässt sich nicht säuberlich in Motive, Impulse und Berechnungen zerlegen wie ein anatomisches Präparat. Es kann dir aber auch gleich sein.“

Es war zu dunkel, als dass er ihr leises Lächeln, das rätselhaft ihre Lippen hob, hätte sehen können.

XVIII.

Gran war durch den Erfolg des Mysterienspiels in die Lage versetzt worden, seine Londoner Schuld abzutragen, und noch immer hielten sich die dortigen Einnahmen auf stattlicher Höhe, während Matuschek mit diesem Spiel eine Tournee durch die Hauptstädte Deutschlands in Vorbereitung hatte.

Nichts hinderte Gran, sich an beliebigem Orte niederzulassen und den Roman wieder vorzunehmen; oder doch nur das eigene Unvermögen, die Kluft zu überbrücken, die sich zwischen ihm und der abgebrochenen Arbeit aufgetan hatte.

Zudem hatte ihn der Wirbel Berlins und insbesondere des Kreises um Matuschek ergriffen. Er fand Geschmack an der ewigen Unruhe und Hochspannung, den Plänen und Ängsten, wie sie das Bühnenleben mit sich bringt. Selbst die kleinen persönlichen Intrigen, Neid, künstlerische Rivalitäten und Liebesgeschichten dünkten ihn farbiger und abwechslungsreicher denn anderswo, das Einzelschicksal unentwirrbar noch mit Kunst und Kunstwillen verknüpft.“

Es war Gran gelungen, sich Eggers zu nähern. Bei dessen Art, allen Menschen unter Ausschluss der

üblichen Höflichkeitsfloskeln mit gleicher Freundlichkeit zu begegnen, ließ es sich schwer erkennen, ob ihm an Grans Gesellschaft gelegen war. Immerhin glaubte Gran etwas wie eine geheime Sympathie zu spüren oder doch ein gewisses tieferes Interesse, das sich wesentlich von dem Empressement unterschied, mit dem die übrigen Schauspieler in der Hoffnung auf zukünftige Rollen den erfolgreichen Autor umschmeichelten.

Matuschek suchte Gran davon zu überzeugen, dass einzig die Bühne seiner Begabung das rechte Feld eröffne. Er sei vorurteilslos und geschmackvoll, eine seltene und überaus glückliche Mischung, er sei ein Eigner, doch kein Eigenbrödler und bedürfe der Resonanz für sein Wirken. „Wer liest denn Romane? Eine Handvoll Literaten und einige tausend unbeschäftigter, mehr oder minder hysterischer Damen der Gesellschaft. Von der Bühne aus aber sprechen Sie zu Menschen aus allen Lagern, zu dem Genüßling wie dem Werktätigen, zu dem Mann, dessen irdische Güter in gleichem Maße zunehmen wie seine Nervenkraft sich abnutzt ebenso wie zu dem kleinen Handwerker, der sich und seiner Familie eine Sonntagsfreude gönnt, zu dem aller Illusionen baren Staatsmann wie zu dem jungen Arbeiter, der von einer Neuordnung der Gesellschaft träumt, zu dem Gelehrten, dem Offizier, dem Sportsmann und dem Ladenjüngling, dem Korpsstudenten und dem Anarchisten. Und in soundso vielen Städten zugleich ertönt Ihr Wort einer lauschenden Menge, durch

die verschiedensten Temperamente der Schauspieler filtriert und von jeder Individualität um eine Nuance bereichert.“

Eggers hörte Matuschek auf einer Probe so zu Gran reden. Er und Gran schlenderten dann zusammen vom Theater nach den Linden. Eggers ergriff, zum ersten Mal, Grans Arm. Er knüpfte an das Gespräch an. „Wen es nicht übermächtig zum Theater drängt, soll davon wegbleiben. An dieser widernatürlichen Verquickung von Kassen-geschäft, Snobismus, Kunst und Kanzel zerbrechen die Besten. Da spricht man von Wirkung — und Matuschek selbst glaubt daran, wenigstens auf Stunden —, aber eine Wirkung müsste sich doch irgendwie auslösen. Sieht man je etwas davon? Man wird Schauspieler, weil irgendeine Kraft in uns die wechselnde Gestalt braucht, sich zu entfalten.“

„Wie man schreibt, weil man an Halluzinationen leidet und zu nichts anderem taugt.“

Eggers überwand sichtlich ein Widerstreben und sagte: „Wer zu den Mitmenschen spricht, gleich in welcher Form, müsste sich vor allem zu tiefster Bescheidenheit durchringen. Die Heutigen fordern alle. Von den andern, wohlverstanden. Mit welchem Recht? Was nützt es, die edelsten Maximen von den Brettern, in Büchern und Vorträgen zu verkünden, wenn man nur Mitleid oder Spott für solche hat, die sich an die eigenen Lehren auch halten? Das Theater ist ein Augiasstall; ein Narr, wer glaubt, mit dem Besen des Idealismus da etwas

Auszurichten.“ Er seufzte. „Und doch könnte ich mir ein Theater denken, draußen in der Vorstadt, wo weit und breit kein vornehmes Restaurant ist, nur ein schlichter Saal mit Stuhlreihen, ohne Logen und Polsterstühlen oder gar ledernen Klubsesseln, wohin abends müde Menschen aus der Nachbarschaft kämen, denen man die Bürde auf ein paar Stunden tragen hülfe, indem man ihnen die Erschütterung großer Schicksale nahebrächte. Aber dieses Theater meiner Träume wäre nach einer Spielzeit verkracht.“

„Und Sie spielen dennoch weiter bei Matuschek?“ fragte Gran nach einer Pause.

„Ja . . . ohne Illusionen. Ich gebe einfach mein Bestes und erwarte nichts.“

„Aber,“ sagte Gran und wandte ihm sein Gesicht voll zu, „Sie machen nicht den Eindruck eines Menschen, den Leben und Beruf enttäuscht haben.“

Eggers lächelte ganz flüchtig; sein dunkles schweres Gesicht wurde auf einen kurzen Augenblick wunderbar erhellt. „Ich liebe das Leben und ich liebe meinen Beruf. Ich glaube nur nicht länger, dass er von größerer Bedeutung ist als die Tätigkeit des Müllkutschers oder des Holzfällers.“

Sie hatten den Eingang des Hotel Bristol erreicht und Gran, hungrig, doch unwillig das Gespräch abubrechen, bat Eggers, mit ihm und seiner Frau zu frühstücken. Eggers zögerte; sein Junge warte auf ihn.

Ob, man ihn nicht telefonisch herbeirufen könne,

fragte Gran. Es werde ihm eine ganz besondere Freude sein, den Jungen kennenzulernen, dessen Gesicht ihm schon aufgefallen sei.

Eggers lächelte mit unendlicher Nachsicht und Güte. „Sie wissen meinen schwachen Punkt zu treffen, Herr Gran. Wenn Sie uns aber wirklich alle beide wollen, in einer Viertelstunde kann Rupert hier sein.“

Als man sich nach Ablauf dieser Viertelstunde zu Tisch setzte, war das Restaurant schon fast leer. An dem Ecktisch saß man ungestört. Der Junge aß mit gutem Appetit und nahm an der Unterhaltung wenig teil, immer aber wechselten er und Eggers kurze warme Blicke des Einverständnisses.

Barbara musste ihn immerzu betrachten; sie war gewiss, ihm irgendwo im Leben begegnet zu sein. Ganz deutlich sah sie die weiße Stirn unter dem dichten blonden Haar, das in breiter Welle zurückgestrichen war, einen festen, gebräunten, doch zarten Hals, den jetzt der Kragen verbarg, und dahinter eine blaue Fläche . . . ja, und dann war da noch etwas grell Weißes gewesen und über allem eine schimmernde Helle. Hatte sie das nur geträumt und konnte ein Traum sich so hartnäckig behaupten?

Da sagte der junge Rupert auf eine Frage Grans, ob es ganz feststehe, dass er Lehrer werde: „Mein Wunsch steht fest. Ob ich mich dazu eigne, muss sich erst erweisen,“ und Barbara rief wie befreit: „Oh, in Wyk war es, im Segelboot gleich bei meiner Ankunft, dass ich Sie sah!“

An der Stimme habe sie ihn jetzt wiedererkannt, erklärte sie dem Erstaunten, er sei einmal mit einem Kameraden vor ihr über die Heide gegangen, und der Wind habe ihr Bruchstücke des Dialoges zugetragen. „Eine helle und eine dunkle Stimme wechselten ab.“

„Die dunkle ist auf immer verstummt,“ sagte der Junge leise. Er hielt die Augen niedergeschlagen und Barbara sah, wie der sensitive Mund zuckte.

„Schmerzt es Sie zu sehr, davon zu sprechen?“ fragte sie gütig. Der Junge schlug die dunkelblauen Augen groß zu ihr auf. Er lächelte schüchtern und gewinnend. „Nein, Ihnen will ich gern von meinem Freund erzählen. Wir waren zusammen auf dem Pädagogium, ich nur für ein Jahr nach einer Lungenentzündung, aber er, er wurde ganz dort erzogen. Er war herzkrank. Er litt sehr darunter, weniger unter den Anfällen, so schlimm sie waren, wie unter dem Bewusstsein, seine Zukunft nicht frei gestalten zu dürfen. Immer hieß es: Schone dich, strenge dich nicht an. Das aber wollte er gerade, sich ganz und bis zum letzten Atemzug einsetzen. Er wusste, er war nicht zum Glück geboren, er war zu jedem Verzicht bereit, nur eines wollte er sich nicht nehmen lassen, die Arbeit. Er wollte Bildhauer werden; ich glaube, diese Kunstform kam seiner Natur am meisten entgegen, weil darin nichts von Kompromiss liegt, nichts Weiches, Ansprechendes, leicht zu Meisterndes. Er brauchte den Kampf, das körperliche Ringen mit dem Material. Ein Ende der Tischlerwerkstatt hatte

ihm der Direktor abtrennen lassen, hier machte er seine ersten Versuche mit Meißel und Bohrer. Der Anstaltsarzt hatte dazu, widerstrebend zwar, die Erlaubnis erteilt, solange er seine Kunst mit Maß betreibe. Aber wie hätte er das sollen? Anleitung gab es auf Föhr keine, jeden Schritt, den er vorwärts tat, musste er mit Fehlern, Misserfolg und Enttäuschung bezahlen, er quälte sich ab, kämpfte und litt schweigend und verbissen, unfähig, sich einem Menschen mitzuteilen. Heimlich schlich er in Mondnächten nach der Werkstatt. Zweimal fand man ihn bewusstlos. Das erste Mal wurde er verwarnt, dann nahm man ihm Stein und Werkzeug. Da ging er ins Wasser.“

Eine Dame rauschte an den Nachbartisch; auf dem Arm trug sie ein chinesisches Hündchen, über dessen kleines stumpfnäsiges Gesicht das Haar in langen seidigen Strähnen fiel. Hinter diesem Schleier hervor ertönte ein schwaches missvergnühtes Knurren. Mit lauter Stimme machte die Dame, die ein volles, violett gepudertes Kinn und hochgetürmtes gelbes Haar hatte, auf dem ein schief aufgeschlagenes Reiherhütchen balancierte, ihre Bestellung: für sich das Tagesmenü und für den Hund ein gewiegttes rohes Beefsteak. „Aber frisches Fleisch, wenn ich bitten darf, nicht den üblichen zusammengescharren Hundefraß.“

Barbara musste ihre Stimme dämpfen. „Dieser Tod ließ Sie wohl sehr traurig zurück?“

Der Junge lächelte wieder sein schüch-

ternes Lächeln. „Traurig? ich weiß nicht recht . . . überall fehlte mir der Freund und dann war es schrecklich zu denken, wie unglücklich er gewesen sein musste, um freiwillig aus dem Leben zu gehen. Aber richtig traurig, ich meine so, dass man selbst an nichts mehr Freude hat, das bin ich noch nie gewesen. Es gibt immer so vieles, auf das man sich vorbereitet und freut.“ Er brach verlegen ab und blickte hilfesuchend zu Eggers hinüber.

Der nickte ihm zu, und wieder erhellte sein seltenes, flüchtiges Lächeln das dunkle massige Gesicht. „Rede nur, mein Junge, wir sind ja unter Freunden.“

Und Barbara sah, wie Gran bei diesen Worten langsam rot wurde wie ein Knabe, und dass es um seinen Mund zuckte; ihr war, als fühlte sie sein Herz einen raschen frohen Schlag tun. Sie begriff mit Leid und Rührung, dass die Liebe zu einer Frau, und mochte sie ihn noch so heftig entflammen und seine Begier entfachen, ihn niemals so bis auf den letzten Grund seines Wesens erschüttern konnte wie die stolz verhaltene Freundschaft zu diesem ihm nur flüchtig bekannten Menschen, von dem er sich in Bälde trennen und mit dem ihn nicht das geringste äußere Band verknüpfen würde.

Den Kaffee nahm man in der länglichen Durchgangshalle, und nachdem Barbara die Tassen zum zweiten Mal gefüllt hatte, erhob sie sich; sie wolle die Herren ihren Zigarren überlassen.

Mit stürmischer Höflichkeit riss der junge Eggers die Flügeltüre vor ihr auf. Sie nickte ihm zu und

gab ihm die Hand. „Eigentlich doch schade, dass Sie nicht wie auf Föhr in Sandalen und mit offener Hemdbrust herumlaufen können.“

Und als er sie verständnisvoll anlachte und meinte, wesentlicher als die offene Hemdbrust sei doch wohl offener Sinn, da spürte sie, wie ein wunderliches Gefühl von Jugend und Gleichklang sie und den Jungen umspannte. „Besuchen Sie mich doch einmal zum Tee,“ sagte sie; „wir schwatzen dann ein bisschen von unserer Insel da oben im grauen Meer. Wollen Sie?“

In ihrem Zimmer streckte sie sich auf der Chaiselongue aus. Das Zimmer ging auf den Lichthof, und es war darin so still, dass man das Klopfen des Wassers in den Heizungsrohren vernahm. Von einem großen Strauß gelber Tulpen, die Matuschek ihr tags zuvor geschickt hatte, strömte jener süßlich scharfe, die Schleimhäute kitzelnde Geruch aus, den Tulpen unter der Einwirkung trockener Hitze erzeugen. Ihre weit zurückgebogenen Kelchblätter hatten wilde verkrampfte Formen angenommen, sie glichen Seetieren, phantastischen Fabelwesen, die in einem ihnen fremden Element verzweifelt nach Luft ringen.

Sonderbar, dachte Barbara, der Einfluss, der von Eggers ausging, von einem Menschen, dessen Beruf man nur zu geneigt war, als den Charakter zerstörend, als weibisch, auflösend und von Eitelkeit durchsetzt mit moralischer Verwahrung abzutun . . . Vielleicht, dachte sie, musste man den Verlockungen,

dem eigentümlich Schädlichen und Entwürdigenden standgehalten haben, in die Tiefe so vieler Seelen hinabgestiegen sein, musste in täglicher Bereitschaft stehen, sich an fremde Ideale hinzugeben, fremde Gebrechen und Verfehlungen in sich aufzunehmen, und sei es auch nur auf Stunden mit ihnen zu verschmelzen, vielleicht tat all dieses not, um das schwache und selbstsüchtige Herz zu stählen, es weit und tief und fest zu machen, ein kostbares Behältnis, in das andere ihr Leid und ihre Sehnsucht und ihr tastendes Verlangen senken durften.

Und verhielt es sich vielleicht auch so, dass nur unter den verworfensten und letzten der Frauen, unter solchen, denen keine Erniedrigung des geschändeten Leibes, keine Kränkung ihrer missachteten Menschenseele erspart blieb, die letzte zweck- und selbstlose Hingabe, diese einzig wahre Reinheit des Herzens sich fand?

Was wussten die „anständigen“ Frauen von Hingabe, von Selbstentäußerung, von der Wollust der Selbstvernichtung, dem triebhaften Glück des Opfers?

Und dann liefen ihre Gedanken wieder zu Eggers und seinem Jungen, und ein fremdes Weh erfüllte sie überschäumend wie ein unaufhörlich steigender Brunnen. Hatte sie sich bisher nach Nino oft bis zur körperlichen Qual geseht, so war es doch immer nur das Verlangen ihrer Arme nach dem warmen, bewegten Kinderleib, das Verlangen ihrer Lippen nach seidig weichem Haar der glatten duftenden

Haut, dem hilflos schwellenden Mund, nach tierhaft süßer Jugend. Erst das zauberhafte Band, das sich um Eggers und seinen Jungen schlang, offenbarte ihr die Schwere ihres Verlustes, das Aufgeben eines Besitzes, der von Tag zu Tag kostbarer, geheimnisvoller, beseligender hätte werden müssen.

Sie dachte an Nino, der in wenigen Tagen das schulpflichtige Alter erreichte; zu Ostern würde man ihn wohl zur Schule tun, und erschrocken, ungläubig sah sie den kleinen Kerl in einem blauen Matrosenanzug mit gesticktem Anker auf dem linken Ärmel, mit breitem hellblauem Kragen und schwarzem Schifferknoten, einen glänzend neuen Ranz über die schmalen Schultern geschnallt, eifrig, wichtig und ein klein wenig verlegen mit vorgeschobener Oberlippe und einem neuen ernsthaften Gang zur Schule trippeln. Anton ließ ihm gewiss die Anzüge von England kommen, vielleicht gar solche mit langen Hosen, die nach unten weit abstanden, so dass die schwächlichen Kindersüße aus dieser Weite drollig hervorsahen. Aber diese lebenswürdig spielrischen Hosen waren vermutlich nur für Sonn- und Feiertage bestimmt, sie hatten etwas zu Vornehmes, Auffälliges, das zum Widerspruch reizen konnte. Das liebte Anton nicht. Er wählte für den Fortschritt, und er äußerte gern und mit Aplomb gewisse demokratische Maximen, zu denen auch der Ausspruch gehörte, auf der Schulbank hätten die Unterschiede von Besitz und Rang zu weichen.

Barbara entsann sich gut der Sonntagabende,

wenn man, von Besuchen in Homburg oder Königstein kommend, in überfülltem Eisenbahnwagen zurückfuhr und Anton aus der Not eine Tugend machte und mit biederer Familienvätern ein Gespräch anknüpfte. Fragen der großen und kleinen Politik wurden berührt, Anton sprach — und in volkstümlichem Eifer übertrieb er die dialektische Färbung seiner Sprechweise —, die Mitfahrenden nickten und wagten ein zustimmendes „Des is schon wahr.“

Einmal fuhren sie mit einer vielköpfigen Familie, die von einem Ausflug auf das Feldberghaus kam; die magere blasse Frau, die das schlafende Jüngste auf dem Schoß hielt, sah zum Erbarmen müde aus, die Kinder waren unruhig, ungezogen, streitsüchtig wie es Kinder nach einem überlangen Tag in Luft und Sonne sind. Barbara verteilte Schokolade unter sie; ihr kleiner Vorrat war bald erschöpft und beim Anblick der enttäuschten, verlangenden Mienen drückte sie dem ältesten Mädchen, einer frühreifen, artigen Dreizehnjährigen mit zwei langen dünnen Zöpfen ein Geldstück in die Hand und sagte ihr, sie solle damit sich und die Geschwister mit Süßigkeiten versorgen. Das hatte ihr neben dem Jubel der Kinder von der blassen müden Frau ein eigentümlich vergrämes Lächeln resignierter Dankbarkeit eingetragen, aber auch auf dem Wege vom Bahnhof nach Hause einen langen ärgerlichen Verweis ihres Mannes: man erziehe nicht ehrsame Bürgerskinder zu Bettlern, von fremden Leuten

Geld annehmen, stumpfe das Ehrgefühl ab und dergleichen mehr.

Damals war sie unter diesen Worten ganz kleinlaut zusammengeschrumpft, heute in der Erinnerung belächelte sie sie nur. Aber dann verfinsterte sich von neuem ihr Gesicht und sie stieß einen tiefen klagenden Seufzer aus, erschreckt und kummervoll. In dieser Atmosphäre philiströser Rechtlichkeit hatte sie ihren Sohn zurückgelassen, hatte ihn einer engen und kleinlichen Lehre von Recht und Unrecht, von Schicklichem und Verpöntem überantwortet! Und in tiefem Kummer hatte sie nur ein flüchtiges Lächeln für die Erwägung, mit welcher Entrüstung ihre Schwägerin Türcke ihr das Recht absprechen würde, sich um Erziehung und Moral ihres Kindes zu sorgen.

Die kleine Reiseuhr auf dem Schreibtisch schlug vier und Barbara erhob sich. Vorsichtig kühlte sie Augen und Stirn mit kaltem Wasser und ordnete die Haare um Schläfen und Nacken. Gran wartete gewiss schon auf sie; sie sollten hinaus nach Nikolassee zu dem Maler Pricken, der seinen Freunden eine Kollektion Bilder zeigte, ehe sie zur Frühjahrsausstellung nach Paris verschickt wurden.

Zwei-, dreimal kam der junge Eggers zu Barbara, dann blieb er weg, und auf ihre telefonische Anfrage sagte er, er habe zu arbeiten. Barbara war gewiss, dass es auf Weisung seines Vaters geschehe, und sie fragte Eggers geradezu, ob er fürchte, sie werde ihm den Jungen verderben?

Er sah ihr ernst und befremdet ins Auge. „Warum sollte ich das befürchten?“ Seine mächtige Stimme klang, wenn er sie dämpfte, schwer und fast ein wenig düster. Er fuhr fort und sein Ton wurde wärmer: „Sagen Sie selbst, Frau Gran, wenn Sie einen Sohn hätten, würden Sie ihn gern die Gewohnheit annehmen sehen, schon als Gymnasiast an Teetischen untätig herumzusitzen?“

Barbara seufzte schmerzlich. „Ich habe einen Sohn, Herr Eggers, aber ich werde ihn vor diesen Gefahren, oh und noch vor ganz anderen, nicht schützen können. Nicht dürfen. Man wird ihn zu einem weltklugen, gewandten, liebenswürdigen und tüchtigen Menschen erziehen.“

Eggers sagte: „Wer weiß, Frau Gran. Die Zeit ist unser stiller Verbündeter. Und unsere Zeit gärt gewaltig, die junge Generation hat schon ganz andere Ziele und Sehnsüchte, und gegen den Willen eines ganzen Geschlechtes kann sich der Eigensinnigste nicht stemmen.“

Das war ihre letzte Begegnung mit Eggers, aus der sie einen tiefen nachhaltigen Trost gesogen hatte. Wenige Tage darauf trat Matuscheks Ensemble die Reise durch Deutschland an, die sich zu einem Siegeszug für Gran gestalten sollte, und Gran entschloss sich, sehr plötzlich, zu einer Übersiedlung nach München.

XIX.

Barbara wandte sich von dem Bildnis der Helene Fourment im Rubenskabinett der Pinakothek und stand Auge in Auge mit Doktor Lucian Meyer.

Doktor Meyer befand sich in Gesellschaft eines Ehepaars Sondermann, das Barbara von Ansehen bekannt war. Es waren sehr reiche Leute, die kraft eben dieses Reichtums und einer außergewöhnlich großzügigen Wohltätigkeit sich langsam eine gewisse Stellung erobert hatten, obwohl noch der Vater Sondermann in jungen Jahren einen offenen Laden in der Allerheiligengasse gehalten und später gern mit seinen mehr als bescheidenen Anfängen geprahlt hatte.

Doktor Meyer begrüßte Barbara mit der ihm eigenen melancholischen Verve und bat, ihr seine Freunde vorstellen zu dürfen.

„Wir sind en route nach Italien,“ fuhr er fort, „brachten es aber nicht übers Herz, München mit einem schnöden Besuch von vierundzwanzig Stunden abzutun. Diese Stadt nimmt mich jedes Mal von neuem gefangen. Sie hat den Zauber gewisser Frauen, man fühlt ihn und verfällt ihm, ohne ihn nennen zu können.“

„Sie leben in München, gnädige Frau?“ fragte Herr Sondermann flüsternd wie in einer Kirche; er stieß beim Sprechen leicht an, und ein nervöses Zucken entstellte die eine Hälfte seines klugen, leidenden Gesichtes.

„Wir sind auf einige Monate hier.“

Doktor Meyer pries den Zufall dieses Zusammen treffens. „Sie gestatten mir doch, Ihnen meine Aufwartung zu machen?“

„Es wird Ihnen bei uns nicht gefallen,“ sagte Barbara. „Eine hässliche, vernachlässigte Wohnung, die wir möbliert genommen und erst vor wenigen Tagen bezogen haben. Ich sehe schon, wie Sie die Nase rümpfen.“

„Geben Sie mir nur hierzu Gelegenheit.“

Man schlenderte plaudernd und ohne rechte Aufmerksamkeit durch die Säle. Barbara betrachtete die junge Frau an Doktor Meyers Seite; sie war sehr hübsch, wenn auch zu klein und zu rundlich, mit ausgesuchtestem Geschmack gekleidet. Ihre mandelförmigen Augen glänzten schwärmerisch und ihr kleiner, hübscher und naiv sinnlicher Mund öffnete sich beständig zu einem süß beschwörenden Lächeln.

Von Zeit zu Zeit blieb Doktor Meyer vor einem Bilde stehen und sagte: „Frau Vera, diesen Tizian (oder hier den Grünewald) müssen Sie näher ansehen.“ Und dann nahm die kleine Frau eine andächtige Haltung an und lauschte Doktor Meyers Erläuterungen, während Herr Sondermann seiner-

seits mit einem stillen saugenden Blick, ein wenig zurücktretend, um seine weitsichtigen Augen in die richtige Entfernung zu bringen, das Kunstwerk einzuschlürfen schien.

Barbara fühlte sich zu dem Manne hingezogen. Er war nicht viel größer als seine Frau, doch im Gegensatz zu ihr ganz mager und, obwohl er die Vierzig noch nicht lange überschritten haben mochte, an den Schläfen stark ergraut.

Auf einmal wurde es Barbara in Gesellschaft dieser drei Menschen unbehaglich und sie verabschiedete sich rasch nach einem Blick auf die Uhr, die sie an einem schwarzen Band ums Handgelenk trug. Da Doktor Meyer sie um ihre Adresse bat, konnte sie nicht umhin, ihn auf den nächsten Tag zum Kommen aufzufordern.

„Auf morgen denn,“ sagte er, und Barbara glaubte seinem Ton eine gewisse genießerische Freude zu entnehmen, als Reisebegleiter einer hübschen Frau und vor ihren Ohren eine Verabredung mit einer anderen zu treffen. Ihr war, als sei Doktor Meyer aus Glas und sie könne mühelos bis auf den Grund seines Wesens blicken.

„Das freut mich, dass du alte Freunde getroffen hast,“ sagte Gran, als sie ihm von der Begegnung erzählte.

Sie sagte: „Näher kennen tu’ ich eigentlich nur den Doktor Meyer, der übrigens morgen zum Tee kommt. Er erzwang sich geradezu die Einladung.“

„Ja, Kind, warum auch nicht?“

Barbara schwieg. Sie hatte Gran wohl in Nieblum von Doktor Meyer gesprochen, doch ohne seinen Namen zu nennen, und sie war dessen jetzt froh. Sie nahm sich vor, die Kosten der Unterhaltung den beiden Männern zu überlassen; Doktor Meyer flößte ihr nahezu Abneigung ein, und in dieser hübschen, töricht lächelnden kleinen Frau fand sie mit Widerwillen etwas von ihrer einstigen verspielten und ahnungslosen Freude an abenteuerlich Verbotenem wieder, eine naive Sentimentalität, deren Dummheit ihr verbrecherisch erscheinen wollte. Sie blickte auf solches Tun abweisend und angewidert zurück wie halbwüchsige Mädchen auf eine vielgeliebte Puppe, deren halbzerstörtes Wachsgesicht noch von den zu stürmischen Küssen zeugt.

Die Wohnung, in einem alten behäbigen Haus der Veterinärstraße ganz dicht am Englischen Garten, hatte in der Tat nichts als Geräumigkeit und Stille für sich. Sie machte einen zugleich verwahrlosten und kleinbürgerlichen Eindruck, als hätten hier die Besitzer jahrelang in Enge und Peinlichkeit gelebt, um durch ein plötzliches Ereignis aus diesem Gleichmaß geworfen, aus ihren vier Wänden verjagt zu werden, und als hätten sie sich nicht entschließen können, je wieder den geringsten Gegenstand zu erneuern oder auch nur aufzufrischen, jetzt wo an ihrer Stelle fremde, gleichgültige Leute, oft von zweifelhafter Sitte, gegen ein bestimmtes Entgelt das Recht erwarben, als Herren und Gebieter ein- und auszugehen.

Barbara sah, wie Doktor Meyer mit einem seiner raschen, scharfen Blicke, die man den müden Augen niemals zugetraut hätte, den Charakter des Zimmers aufnahm, in dem sie ihn empfing; sie war sich der plumpen Erscheinung des Dienstmädchens peinlich bewusst, das mit lauter Stimme: „Es ist ein Herr da“ verkündet und geräuschvoll hinter dem Gast die Türe zugeworfen hatte.

Gleich darauf kam aus dem Nebenzimmer Gran. Man saß um seinen runden Tisch, auf dem der Kessel sang. Barbara schraubte die Flamme, die bläulich züngelte, herab und bat, sich noch einen Augenblick zu gedulden, das Wasser werde gleich kochen.

Sie saß in einem sehr tiefen Stuhl aus rotem Plüsch mit langen Seidenfransen, die bis auf den Boden hingen, die rohen Holzfüße verbergend. Sie war blass. Doktor Meyer schien sich ausschließlich Gran zu widmen, und es zeigte sich, dass er dessen Bücher ausnahmslos kannte und auf eine so gründliche Weise, dass diese Kenntnis allein einer Huldigung gleichkam.

Dazwischen aber fühlte Barbara, dass ihm nicht die geringste Bewegung an ihr entging, dass er jede kleinste Veränderung wahrnahm, dass er sah, wie lose ihr der Trauring am Finger saß und dass es der einzige Ring war, den sie trug. Sie hätte schwören mögen, dass er ihr Kleid als ein vorjähriges erkannte, und sie sah sich mit seinen Augen und sah sich gealtert, stiller geworden, um jenen Schmelz ärmer, der junge, von der Wirklichkeit wie vor einer Seuche

abgeschlossenen Frauen wie mit einer zarten Emailschrift überzieht.

Doktor Meyer fragte nach dem Roman, dessen baldiges Erscheinen vor ein oder zwei Jahren die Blätter angekündigt hätten.

Damit habe es noch gute Wege, antwortete Gran abweisend, augenblicklich arbeite er an einem Drama. Er stand auf, und unwillkürlich reckte er die Glieder, als werfe er eine Last von sich. Er müsse sogar Doktor Meyer bitten, ihn jetzt zu entschuldigen, es sei dies seine Arbeitsstunde. „Sie haben gewiss auch alte Erinnerungen mit meiner Frau aufzufrischen.“

Eine große Bitte habe er noch vorzutragen, sagte Doktor Meyer, und ohne ihre Gewährung getraue er sich kaum ins Hotel zurück. Seine Freunde, vornehmlich Frau Sondermann, hegten den lebhaften Wunsch, Herrn Gran kennenzulernen. Ob er und die gnädige Frau ihm nicht die Freude machen wollten, den nächsten Abend im Hotel Continental seine Gäste zu sein?

Barbara warf rasch ein: „Ich glaube, mein Mann hat für morgen schon eine Verabredung,“ allein Gran überhörte ihren Ton der Abwehr und ließ sich von Doktor Meyer die Zusage abpressen, weil es ihm die kürzeste Art schien, an den Schreibtisch zu kommen, wohin seine Gedanken schon vorausgeeilt waren.

Allein gelassen, fanden weder Barbara noch Doktor Meyer gleich das rechte Wort. Barbara

lehnte sich in ihren tiefen Stuhl zurück, und von dem satten Rot des Polsters hob sich ihre Haut bleich und von den Sommersprossen wie mit goldenem Staub überpudert. Sie meisterte unter sichtlicher Anstrengung eine Scheu und entschloss sich zu der brüskten Frage: „Sehen Sie und Anton sich noch häufig? Und können Sie mir von dem Jungen Nachricht geben?“

„Sie hören nie von ihm?“

Barbara wurde rot. „Wie sollte ich?“ fragte sie abweisend zurück. Ihre Augen hingen an seinem Mund.

Er hatte ein kleines grausames Lächeln um die Lippen und in den Augenwinkeln, die tief herabhingen. Er dehnte die Pause ins unendliche. „O ja, Anton und ich sind Freunde geblieben, aber allzu oft sehen wir uns nicht.“ Brutal sagte er: „Beinahe wären wir einmal aneinandergeraten, um einer kleinen Tänzerin willen. Aber als vernünftige Männer sahen wir ein, dass die Kleine, so niedlich sie war, den Bruch nicht lohnte.“

„War es,“ fragte Barbara leise, „jene Tänzerin, mit der man Sie schon damals sah?“

Er nickte lachend. Plötzlich lehnte er sich weit vor. Seine Augen funkelten. „Ursprünglich sollte sie gar nichts anderes als mich über Ihren Verlust trösten.“

Barbara kräuselte die Lippen. Sie war schon wieder blass, von einer stumpfen Blässe, die sogar den Goldstaub der Sommersprossen aufzusaugen

schien. Sie sagte kalt: „Man kann nicht verlieren, was man nie besessen hat.“

„Richtig. Setzen wir also statt Verlust Enttäuschung.“

„Und mein Mann“ — der Zwang, die Frage zu stellen, war übermächtig — „mein Mann suchte ebenfalls bei ihr ‚Trost‘?“

„Nun, ihm zum mindesten werden Sie den sehr realen Verlust doch nicht absprechen?“

Wieder lehnte sich Doktor Meyer weit vor; seine langen Hände, noch gelber und magerer geworden, hatte er ums Knie geschlungen. Der Ausdruck von Gesicht und Stimme veränderte sich.

„Warum, Frau Barbara, begegnen Sie mir als Feind? Eigentlich verdanken Sie doch mir Ihr Glück. Ich habe Sie geweckt oder doch die Unzufriedenheit in Ihnen geschürt, ich habe Ihren Blick geweitet und Ihnen begreiflich gemacht, dass die selbstgezogenen Grenzen unserer verlogenen Gesellschaft nicht unverletzlich sind.“

„Nein,“ rief Barbara mit unterdrückter Leidenschaft, „Sie hatten nicht mehr teil an meinem Entschluss wie, wie“ — sie suchte nach einem Vergleich — „wie das Kind, das dem abfahrenden Zug winkt, an der Bewegung seiner Räder.“

„Ah,“ sagte er gedehnt und leise, „an dem Entschluss vielleicht nicht, aber an dem, was ihn herbeiführte. Ich habe Ihnen den Aufruhr ins Blut geimpft. Und das sollten Sie mir danken. Bei dem guten Anton und ständig unter Vormundschaft der

Dame Türcke wären Sie und Ihre Jugend langsam verkümmert. Also warum nicht Freundschaft zwischen uns beiden, Frau Barbara?“

Dieses „Frau Barbara“ reizte und erschöpfte sie, wie eine kleine Muskelanspannung durch die Wiederholung zur Qual werden kann. Frau Barbara, Frau Vera, Frau Grete, Susanne, Maria, Gertrude und wie sie alle heißen mochten, die Frauen, denen er „den Aufruhr ins Blut impfte“! Sie sah ihn plötzlich ohne Maske der Schwerkut, der müden Welterfahrung, der überlegenen Einsicht in das Wandelbare der Dinge, der er sich wie einer Liebkosung bediente. Da wich die Gereiztheit. Er war nichts als ein armer Tropf, der den anderen etwas vorgaukelte, um sich vor der blendenden Wahrheit zu schützen, die sein armes Auge nicht ertrug.

Sie lächelte befreit und liebenswürdig. „Wenn das Gegenteil von Feindschaft Freundschaft heißt, so dürfen Sie der meinen versichert sein.“ Sie stand auf und reichte ihm die Hand. Und an der Tür sagte sie, ohne Scheu jetzt und Demütigung: „Aber von Nino haben Sie mir nichts erzählt. Ist er groß geworden? Kommt er Ostern zur Schule?“

Es zeigte sich, dass Doktor Meyer keine nähere Auskunft zugeben vermochte. Er habe vor kurzem den Jungen mit Frau von Türcke auf der Straße getroffen; es sei ein strammer kleiner Kerl. Aber Kinder müsse man näher kennen, um etwas über sie aussagen zu können. Sie seien so viel verschlossener

als Erwachsene, ständen Fremden so unerhört kritisch gegenüber.

„Sie haben eben nichts als ihren Instinkt,“ sagte Barbara leise.

Doktor Meyer verbeugte sich ironisch. „Danke.“

Anderen Tags empfing Frau Pera Sondermann an Doktor Meyers Seite die Gäste ganz als Wirtin. Herr Sondermann fehlte noch.

„Meinem Mann bitte ich die Unpünktlichkeit gütigst nachzusehen, es kam vor zehn Minuten noch ein Code-Telegramm für ihn, an dem er jetzt studiert. Ach gnädige Frau, Sie wissen nicht, was es heißt, die Frau eines Bankiers zu sein.“ Sie wurde dunkelrot und brach verlegen ab. Dann sagte sie rasch, indem sie den hübschen kleinen Mund schmollend vorschob: „Es sind zwar wohl nicht alle von dieser krankhaften Gewissenhaftigkeit.“

„Nun,“ meinte Doktor Meyer mit seinem müden, Glauben und Einfalt entblätternden Lächeln, „Gewissenhaftigkeit scheint mir nicht ganz das Wort. Es dürfte sich diese Applikation doch als recht lohnend erwiesen haben.“

„Ach, das leidige Geld!“ sagte Frau Sondermann und verteilte die Elegie ihres feuchten Blickes unparteiisch auf Gran und Doktor Meyer. „Was hat man davon? Lässt sich das Glück damit erkaufen?“

„Eine der schönsten Bildersammlungen immerhin,“ brummte Doktor Meyer, während man sich erhob, um den eintretenden Sondermann zu begrüßen.

Dass Herr Sondermann als Nachzügler erschien, wirkte auf Barbara wie ein Symbol; man brauchte nur, dachte sie, in seine grauen leidenden Augen zu blicken, um zu wissen, dass er überall im Leben zu spät kommen, überall als Geduldeter danebenstehen werde. Obwohl Doktor Meyer der Gastgeber war, wollte Sondermann an der Tür zum Restaurant ihm den Vorrang lassen; es kam zu einer jener lächerlichen Verzögerungen mit Gebärden der Höflichkeit: „Nach Ihnen“, „Ich bitte“, und als der kleine Herr sich endlich entschloss nachzugeben, machte er sich so dünn als möglich und glitt wie ein Schatten zwischen den beiden Kellnern durch, die in devoter Stellung die Glastür offen hielten.

Von den guten Dingen, die es zu essen gab, durfte er eines Nierenleidens halber die wenigsten berühren. In kleinen Schüsseln wurde ihm seine reizlose Krankenkost vorgesetzt; er bediente sich, als müsse er um Verzeihung bitten, dass eigens für ihn Speisen zubereitet würden. Er hatte ein schüchternes Lächeln, das Barbara gefiel und rührte, sie ging darauf aus, es hervorzurufen. Dabei sah sie wohl, dass trotz aller Aufmerksamkeit, die er ihren Worten schenkte, Ohr und Auge unablässig an seiner Frau hing. Die abgöttische Liebe, die aus seinen Mienen sprach, war ebenso grotesk wie erschütternd.

Gran aß viel und mit der umwölkten Stirn der Langeweile. Frau Sondermann sah ihn von der Seite an, fand diese ernste Stirn interessant, vielsagend und erregend. Sie genoss nicht nur die Gegen-

wart, neben einer Berühmtheit zu sitzen, sondern hörte sich schon neidischen Freundinnen von diesem Abend erzählen: „Weißt du, meine Liebe, er hat etwas so Reserviertes, man sieht ihm die gute Kinderstube an, nichts von Bohême, man muss ihn schon zu nehmen wissen, dass er aus sich herausgeht.“ Sie schlug vorsichtig ein Thema nach dem anderen an wie ein Klavierstimmer, der mit ein paar Akkorden rasch die sämtlichen Tonarten durchläuft. Gran lächelte höflich, er pflichtete allem bei und aß weiter. Das Essen war in der Tat vorzüglich, mit viel Liebe zusammengestellt; darauf verstand sich Doktor Meyer. Nervös wurde er erst, als die kleine Frau von der Legende zu sprechen begann. Sie warf mit den Worten „Inbrunst“, „Ekstase“, „primitiv“, „Expressionismus“ um „sich wie ein geschickter Jongleur mit seinen bunten Kugeln, ins Publikum lächelnd.

Herr Sondermann sagte leise: „Wenn nur die Zuschauer nicht wären!“

„Hatten Sie es mit Ihren Nachbarn so schlecht getroffen?“ fragte Gran brutal.

Herr Sondermann lächelte verlegen. „Sie waren wohl nicht schlimmer als die andern auch. Ich meinte nur . . .“ Seine Frau und Doktor Meyer wechselten einen Blick, den Barbara auffing. „Ich meinte nur, wir lassen uns im Theater etwas vorglauben, wie wir uns vorsingen oder tanzen lassen. Die Naturvölker tanzen und singen und glauben selber.“

Frau Sondermann lachte eine helle Tonleiter; das gelang ihr sehr hübsch, sie wusste, darauf konnte sie sich verlassen. „Der gute Georg als Apostel des Naturmenschen,“ sagte sie. „Wenn du die Welt auf diese primitive Stufe zurückschrauben möchtest, dürftest du deine Nierenschmerzen auch nicht in ein wärmeres Klima spazieren führen und nicht Telegrafendrähte nach allen Seiten in Bewegung setzen.“

Gran sah die kleine Frau kalt an. „Ihr Mann hat völlig recht, gnädige Frau. Wir schlüpfen in geborgte Formen, um in ihrem Schutz uns zu entblößen. Man kann es Heuchelei nennen oder Feigheit — oder Scham.“

Frau Sondermann lächelte schon wieder ihr kleines beschwörendes Lächeln wie ein Kind, das um Nachsicht bittet. Aber ihr Mann hielt den Kopf tief über den Teller gesenkt, als könne er damit sich und seine Worte auslöschen.

An diesem Tisch zu sitzen, dachte Barbara, hieß eines Verbrechens mitschuldig werden. Und sie sehnte den Augenblick des Aufbruchs herbei.

Als sie und Gran unter das Glasdach der Einfahrt traten, schlug ihnen die eisige Luft eines Münchner Märzabends entgegen. Während sie am Lenbachplatz auf die Elektrische warteten, begann es zu schneien, in kleinen harten Flocken wie Hagelkörner. Der Wind schien von allen Seiten zu blasen. Obwohl Barbara den Pelzkragen hochschlug, glaubte sie die Kälte wie ein scharfes Messer zwischen die Rippen eindringen zu fühlen. Bis die Elektrische

sie an der Universität absetzte, von wo sie das kurze Stück der Veterinärstraße zu Fuß gehen mussten, hatte sich das Schneegestöber derart verstärkt, dass Barbara nur mit äußerster Anstrengung, von Gran gestützt, gegen die Windstöße ankam, die gleich wilden Tieren ihr an Brust und Kehle sprangen.

In der Nacht wurde sie von heftigen Stichen in der rechten Seite wach; doch fiel sie bald wieder in einen unruhigen Schlummer. Ihr träumte, dass sie an Grans Arm eine endlos lange Straße gehe. Die Straße lief schnurgerade, ohne Krümmung, ohne Senkung oder Steigung, durch ödes, unbewohntes Land. Es war Nacht, und nirgends brannte ein Licht. Nur der Schnee, der unaufhörlich von einem lichtgrauem schwach phosphoreszierenden Himmelfiel, erhellte das trübe Dunkel. Ihre Füße waren vor Kälte erstorben, wurden mit jedem Schritt schwerer und tauber. Auf einmal fühlte sie die Füße nicht länger, fühlte den Boden nicht mehr unter sich. Ihr war, als werde sie von einer fremden Macht gehoben und sanft schwebend vorwärtsgetrieben. Es war ein wunderbar leichtes, beseligendes Gefühl, so durch Nacht und Kälte zu gleiten, aber sie klammerte sich fest an Grans Arm, als könnte diese Zaubermacht sie höher und höher tragen und ihm entführen. Da wurde auch ihre Hand, die auf Grans Arm lag, taub und schwer und fühlte diesen Arm nicht länger, und die Lippen, die erschrocken „Lukas“ rufen wollten, lagen zu erstarrter Maske gefroren über den Zähnen. Ihre letzte Kraft zu-

sammennehmend, riss sie die geschwollenen Lippen voneinander, dass von ihnen Blut rann, und rief: „Lukas“ und noch einmal „Lukas“, und Gran wandte ihr langsam das Gesicht zu. Von oben fiel eine gespenstisch fahle Helle darauf und Barbara sah, dass es das Gesicht des Doktor Lucian Meyer war.

Sie erwachte, und ihr Kinn schlug im Frost auf und nieder, dass die Kiefergelenke schmerzten. Am Morgen fieberte sie zu stark, um aufzustehen.

Der Verlauf der Krankheit, einer rechtsseitigen Rippenfellentzündung, war kurz und heftig. Nach den ersten Tagen litt Barbara nicht sehr. Sie lag viel im Halbschlaf. Es kam eine Schwester vom Dritten Orden zur Pflege, deren stupides und bigottes Gesicht Gran so zur Pein war, dass es ihm fast unmöglich wurde, mit ihr im Zimmer zu bleiben.

Eines Nachmittags, als Gran zu einer Besprechung mit seiner Theateragentur fuhr, benutzte Barbara die Gelegenheit, die Schwester zu entlassen. Sie dürfe ohne Anweisung des Arztes nicht von ihrem Posten weichen, sagte die Schwester in einer sanften, eintönigen Stimme, die weder Erstaunen noch Kränkung kannte.

Der Arzt habe es gewiss bei seinem Morgenbesuch nur vergessen, ihr zu sagen; und bevor die Schwester weiteren Einspruch erheben konnte, griff Barbara zu ihrem auf dem Nachttisch liegenden Portemonnaie und entnahm ihm einen Hundertmarkschein. Das sei für ihren Orden oder für arme Kranke; sie danke

ihr aufrichtig für ihre gute Pflege, deren sie nun nicht länger bedürfe.

Die Schwester ging, Segenssprüche auf den Lippen. Barbara ließ sich das Mädchen kommen. Ob sie unter ihrer Bekanntschaft nicht eine reinliche Frau wisse, die man zur Pflege ins Haus nehmen könnte?

Aber das Mädchen bat so inständig, es doch mit ihr zu versuchen, dass Barbara nachgab. Es dürfe nur dem Herrn darüber nichts abgehen. Dafür werde sie schon sorgen, sagte das Mädchen und sah Barbara aus braunen schwimmenden Augen an; ihr sei am wohlsten, wo es viel Arbeit gebe. Ihr Schatz halte es mit einer anderen, sie wisse schon nicht mehr, wozu sie auf der Welt sei, Eltern und Geschwister habe sie nicht, und arm sei sie auch. Der Xaver sei noch das Einzige gewesen, was sie besessen habe, nun heirate der in ein Geschäft ein, eine Witfrau mit zwei Kindern, eine alte, wüste, die aber Geld und den Kramladen bei ihnen im Dorf habe. „Da muss man schaffen, gnädige Frau, dass eins die Wut nicht ankommt.“

Es war ein großes bäurisches Mädchen mit einem frischen, runden Gesicht, breiten Hüften und dem sehr starken, sehr weißen geblähten Hals, dem man so oft in Bayern begegnet.

Bis Gran nach Hause kam, war alles neugeordnet, die Hausmeisterin zur Mithilfe verpflichtet und das ihm verhasste weiße Betgesicht aus der Wohnung entfernt. Barbara schellte fast nie, sie verlangte

nur das Unumgänglichste an Hilfeleistung, und sie lag oft bei Nacht dürstend oder in Schmerzen, um das Mädchen nicht zu rufen. Das arme Ding brauchte den Schlaf. Musste sie die Kathi aber doch einmal wecken, so bat sie in lächelnder Demut um Verzeihung.

Einmal sagte die Kathi: „Gnädige Frau, das ertrag’ ich nicht, wenn Sie so sprechen. Da muss ich gradaus losheulen. So hat noch keiner zu mir geredet.“

„Ja wie denn, Kathi?“

„So . . . so als wär’ ich auch ein Mensch.“

Barbara setzte sich in den Kissen höher. „Geben Sie mir die Hand, Kathi.“ Es kostete sie Überwindung, die rote, geschwollene, von aufgesprungenen Rissen wunde Hand zu fassen. „Sind Sie denn kein Mensch? Fühlen Sie es nicht, dass Sie einer sind?“

Die Kathi weinte nun wirklich. Aus Schlafbedürfnis, Verlegenheit und Rührung. Sie wiederholte: „So hat noch keiner zu mir geredet.“ Und sie zog geräuschvoll den Atem durch die Nase. „Ein Bauernmensch bin ich und immer herumgeschubst worden bei Fremden. Ein Kostkind war ich, meiner Mutter eine Schande. Und nun ist die gnädige Frau so zu mir.“

„Hören Sie, Kathi, Sie sind es, die für mich aufsteht. Und wenn ich auch zehnmals sage, es tut mir leid, Sie zu wecken, Ihren Schlaf gebe ich Ihnen damit doch nicht wieder. Nicht wahr? Und Schlaf ist etwas sehr Kostbares, besonders für uns,

die wir noch jung sind und unsere Kräfte brauchen. Darum stehe ich in Ihrer Schuld.“

„Aber eine andere würd’ dreimal so oft läuten und dann käm’ ich ihr noch immer nicht schnell genug und es gäb’ Schelte obendrein. Ob, ich kenn’ die Gnädigen.“

„Die meisten Menschen tun sich gegenseitig weh, weil irgend ein Wunsch, ein Kummer oder auch eine Freude sie blind und taub macht.“

„Gnädige Frau,“ sagte das Mädchen, „behalten Sie mich recht lange im Dienst.“

„Solange wir in München bleiben, gewiss. Das verspreche ich Ihnen gerne.“

Das war aber sehr viel kürzer als sie selbst es wusste. Als sie nach drei Wochen das Bett verlassen durfte, war das Wetter noch immer rau und unbeständig; der Himmel wölbte sich kalt und leuchtend wie blaues Glas, die Sonne schien auf bereifte Dächer, und der Ostwind wehte eisig. Dann wieder überzog sich der Himmel mit schweren geballten Wolken, der Föhn wütete und die Regenmassen schlugen klatschend gegen die Fenster. Der Arzt riet Gran dringend, seine Frau nach dem Süden zu nehmen.

Barbara wehrte sich anfangs schwach; Gran dürfe nicht von neuem aus seiner Häuslichkeit, aus Stille und Arbeit gerissen werden.

„Na,“ tröstete Gran, „die Wohnung ist scheußlich genug. Und das Wetter erst recht. Wo möchtest du denn am liebsten hin?“

Sie hielt die Augen geschlossen, dass er in ihnen den übermächtigen Wunsch nicht lese.

„Nun?“ Er küsste sie sanft auf die geschlossenen Lider. „Wohin?“

Da sagte sie leise: „Ich möchte Montefalco wiedersehen.“

XX.

An einem hellen Mittag zu Ende April fuhren Gran und Barbara in offenem Zweispänner von Bologna nach Montefalco. Es hatte tags zuvor geregnet und die Luft hatte davon noch den silbrigen Schimmer; aber der Boden war von der Sonne längst ausgetrocknet, und dem leichten Gefährt folgten kleine weiße Staubwölkchen. Felder und Bäume glänzten hell und frisch; als der Weg durch ein Wäldchen führte, roch es betäubend nach den wilden Hyazinthen, die an seinem Rande wuchsen.

„Jetzt“ sagte Barbara, „muss gleich an der Ecke eine riesige Steineiche kommen, der älteste Baum hier weit und breit.“ Und etwas später sagte sie: „Und jetzt sind wir gleich am Haus der alten Mattea; von ihr hieß es, sie könne hexen, und man holte sie in der ganzen Gegend zu dem kranken Vieh. Und auch zu Menschen. Aber man bekreuzigte sich vor ihr, denn solche Macht haben ja nur die, die mit dem Teufel im Bunde stehen.“ Ihre Stimme klang ganz hoch und süß, und Gran lauschte ihr wie Vogelgezwitscher, das dem Menschenohr ja nichts als Klang und Wohllaut ist, ohne Inhalt.

„Wollen wir halten, Lukas, und fragen, ob die Alte noch lebt?“

„Welche Alte?“

„Nun, Mattea, von der ich dir erzähle. Sie muss wohl an die Hundert sein,“ und sie tippte dem Kutscher auf den Rücken.

Der Kutscher drehte sein flottes, lachendes Gesicht den Fahrgästen zu. Das habe er doch gleich gehört, dass die Signora keine Fremde sei, nun kenne sie gar die alte Hexe hier, denn eine Hexe sei sie schon, wenn auch keiner noch den Teufel bei ihr zu Gast gesehen habe. Heutzutage, sagte er und belachte herzlich den eigenen Witz, müsste sich auch der Gottseibeius den Zeiten anbequemen.

Und wirklich, die alte Mattea humpelte mit ihren neunundneunzig Jahren noch an den Wagenschlag heran und sah aus den noch immer scharfen, rotumränderten Augen zu Barbara auf. „Das deutsche Fräulein von Casa Montefalco!“ rief sie in einer so dünnen, schrillen Stimme, dass es sich anhörte, als käme der Ton aus einem Mauseloch. „Ach, und noch immer jung und schön, aber ein paar kleine Fältchen seh’ ich um die Augen. Die kann die alte Mattea vertreiben, oh gewiss, aber nicht hier auf der Landstraße, mit dem frechen Lümmel da auf dem Bock, der nichts kann als grinsen und der ein schlechtes Ende nehmen und ein Nagel zum Sarg seiner armen Mutter sein wird.“ Sie sagte es keifend, und dann wieder ganz süßlich, mit dem flötenden Mäusestimmchen: „Wenn die Signora eintreten will in meine arme Hütte, so werd’ ich nicht bloß die Haut um die schönen Augen so glatt

machen wie bei dem lieben Jesuskind, sondern auch aus der Hand die Zukunft sagen.“

Gran suchte Barbara zurückzuhalten, allein sie war schon mit einem Satz leichtfüßig aus dem Wagen gesprungen. „Oh Lukas, du weißt nicht, wie glücklich es mich macht, die Alte noch am Leben zu treffen. Es war der größte Wunsch von mir und den Pächtersmädeln, uns einmal von ihr weissagen zu lassen, aber wir brachten nie den Mut zu dem heimlichen Gang aus.“

Gran folgte kopfschüttelnd. Die fürchterliche Luft, die ihm entgegenschlug, ein Geruch von Knoblauch, alten, schlecht ausgewaschenen Kupferkesseln, in denen sich Grünspan ansetzt, von verkohlendem Holz und angebrannter Polenta raubte ihm die Frische und Heiterkeit, die der klare Tag und die Fahrt durch das besonnte Land geweckt hatten. Ein Vorgefühl von Leid und Verhängnis benahm ihm den Atem.

Barbara lachte noch; in ihrem hellen Kleid stand sie in der düsteren Kate und hielt ihre schmale, von der Krankheit abgezehrtc, überweiße Hand der Alten hin. Wie das Weib sich darauf stürzte, glich das ausgemergelte, von Runzeln wie zersägte Gesicht einem uralten Raubvogel, der auf seine Beute niederstößt.

„Schlimme Dinge, schlimme Dinge stehen da, aber man kann sie abwenden. Oh, die alte Mattea weiß manchen Rat. Großes Herzeleid wird ein Sommertag bringen, aber Reichtum kommt ins Haus. Ein schwarzer Herr geht über den Weg,

ein blonder Herr fährt mit der Eisenbahn, nicht zu ferne steht der Tod. Man kann ihn abwehren, und den blonden Herrn kann man zurückrufen. Die alte Mattea weiß einen Trank . . . bei Mitternacht das Kraut gepflückt, bei Mitternacht den Trank gebraut, bei Mitternacht das Glas geleert, Liebe währet, Tod muss weichen . . . Und jetzt geb' ich Euch eine Salbe für die Augenlider. Nur weinen darf man nicht, solange man die Salbe braucht. Jeden Abend vor dem Schlafengehen mit dem Finger bestreichen, so, aber keine Träne weinen, keine einzige Träne. Vergesst es nicht, madonna mia.“

„Barbara, ich bitte dich, komm weg.“

Barbara stand noch mitten im Zimmer; sie lächelte, aber auf ihren Zügen lag ein erschrockenes Lauschen, als horche sie auf einen fernen, feinen Ton, vor dem sie bebe. In diesem Augenblick flog die schlecht verwahrte Türe auf, und der Flügel des gegenüberliegenden Fensters klirrte gegen die Wand. Ein kühler Lufthauch traf Barbara. Ihr Blick sammelte sich wie bei einer Erwachenden. „Hier, Mattea, und ich danke dir für die Salbe.“ Sie reichte ihr ein Goldstück, auf das die Alte mit ihrem über die Unterlippe, weit vorhängenden Zahn biss, um die Echtheit zu prüfen. „Hartes Gold, gutes Gold, und ein gutes Herz, das es schenkt. Aber Gefahren ringsum für das arme gute Herz. Denkt an die alte Mattea. Soll sie Euch den Trank nicht brauen, und wohin soll sie ihn schicken?“

„Ach, Mattea, wir fahren in der Welt herum, du würdest uns doch nicht finden. Lass es dir gut gehen und bleib’ so rüstig wie bisher.“

Draußen das Sonnenlicht flimmerte und die Maisfelder dehnten sich friedlich in ihrem zarten jungen Grün. Eines der Pferde schlug aus, denn schon setzten sich die Schmeißfliegen den Tieren auf die wohlgenährten Flanken. „Brr,“ machte der junge lustige Kutscher, und er zwinkerte Barbara in harmloser Vertraulichkeit zu.

Sie stiegen schweigend ein, und Barbara sah, dass Grans Kinn zitterte; sein Mund war fest geschlossen. Barbara schob ihren Arm stumm in den seinen. Die Pferde zogen an, und in flinkem Trab ging es nun weiter über die glatte, feste, weiße Landstraße. Keines sprach, bis das Verfallene Häuschen hinter der Wegbiegung verschwunden war. Dann sagte Barbara: „Sei nicht böse, Lukas, das kindische Geschwätz der Alten hat dich nervös gemacht. Bei aller Weissagerei muss doch etwas von Tod und Unglück stehen; wie sollte die alte Mattea sonst ihre Tränklein loswerden?“

„Die Luft war entsetzlich, ein Gestank schlimmer als in einem Schweinestall,“ sagte Gran, den es noch bei der Erinnerung schüttelte.

„Ja, schön riechen tat es nicht, so ein merkwürdiges Gemisch von Leben und Verwesung, findest du nicht? . . . Aber irgendetwas wird von ihren Prophezeiungen schon in Erfüllung gehen; schließlich, der Tod ist ja nie weit und der Reich-

tum, der ins Haus fällt, das sind die Tantiemen deines neuen Stückes, und der blonde Herr, der mit der Eisenbahn davonfährt,“ fügte sie leiser hinzu, „das bist du, Lukas, und dagegen hilft auch kein Trank der alten Mattea.“

Er fuhr sie heftig an. „Ich bitte dich, Barbara, schweig. Habe ich es dir nicht klar genug gezeigt, dass ich dieses Spielen mit dem Gedanken einer Trennung schwer ertrage? Wir sind nun einmal Mann und Frau, und ich gehöre nicht zu jenen, die nicht wissen, was sie tun und vor den Konsequenzen ihrer Handlungen davonlaufen.“

Barbara wandte den Kopf zur Seite und lächelte in die grüne, flimmernde Landschaft hinaus, während ihre Augen sich langsam mit Tränen füllten. „Verzeih, Lukas.“ Unbemerkt zog sie ihr Tuch.

„Verzeih überhaupt den dummen Einfall mit der Alten.“ Sie lachte. „Du musst bedenken, mit jedem Kilometer, den wir fahren, fällt ein Jahr von mir ab, ich bin nicht älter als siebzehn und so töricht wie damals, als Anton mich von meinen Blumen und Eidechsen wegholte. Und dort zur Rechten, Lukas, gleich hinter den Pinien sieht man schon unseren Campanile. Er ist wahrhaftig noch schmutziger und armseliger geworden, der arme Pfarrer bettelte schon damals um einen neuen Bewurf, aber der Graf behauptete, ein sauberer, geleckter Turm verdürbe ihm die Landschaft.“

„Gehört denn die Pfarre nicht zu Montefalco?“

„Nein, Montefalco. war nur ein Nebengut, eine

Art Witwensitz der Grafen Faese. Dorf und Kirche gehören zum Schloss.“

Das Dorf zur Rechten lassend machte der Weg eine scharfe Krümmung und führte auf eine schöne breite Platanenallee zu, in deren Schatten das Sonnenlicht gedämpft, in großen grüngoldenen Flecken auf dem weißen Weg lag, der holprig und ungepflegt und stellenweis mit Moos dicht überwuchert war. Am Ende der Allee weitete sich die Anfahrt zu einem ebenfalls vernachlässigten, dem Hause breit vorgelagerten Kiesplatz, der ganz in Sonne gebadet das Auge nach dem kühlen Dunkel der Bäume wie eine funkelnde Wasserfläche blendete.

Das Haus war niedrig, weitläufig und von einem durch Regen und Hitze wunderbar gesättigten Gelb. Um die weißen Säulen der vorgebauten Veranda, die das Gebäude an zwei Seiten umgab, rankten in dicken Blüentrauben Glyzinen, dazwischen das dunklere Laub einer gelben Rose, deren erste Knospen am Aufbrechen waren und mit ihrem starken Teegeruch alle anderen Düfte, die aus dem verwilderten Garten aufstiegen, überboten. An den Fenstern waren die Jalousien, von denen die Farbe, ein kaum mehr kenntliches Grün, an vielen Stellen abgeblättert war, herabgelassen. Nichts rührte und regte sich. Und doch lag über dem schlafenden Hause kein Hauch von Trauer, von jener öden Verlassenheit, die aus verwahrlosten nordischen Gärten den Vorübergehenden wie der Atem der Verwesung entgegenweht. Aus den ungepflegten Blumenbeeten, den wie ein

Urwald zusammengewachsenen Bäumen, aus den die Sonnenwärme mild zurückstrahlenden gelben Mauern, den üppig wuchernden Glyzinen und Rosen sprach nichts als die Befreiung von menschlicher Fessel, eine wilde, süße Freudigkeit des Wachstums, Blühens und Reifens, als brauche die Natur diese Ungebundenheit, um ganz aus dem Vollen, aus ihrem überquellenden und unerschöpflichen Reichtum zu schenken, zu gebären und ewig sich zu erneuern.

An der Rückseite des Hauses aber stand ein Fenster des Erdgeschosses offen, und daneben hingen wie an den Bauernhäusern in dicken Büscheln die getrockneten Maiskolben vorjähriger Ernte.

Barbara lief durch den Garten, fröhlich, als ergreife sie von ihm Besitz. Gran folgte langsamer, und wenn eine Baumgruppe sie seinem Blick entzog, hörte er ihre silberne Stimme kurze, helle Rufe ausstoßen: „Ist keiner da? Halloh!“ . . . Und wieder langgezogen wie ein Vogelschrei: „Hallo . . . o . . . oh.“

Im Gemüsegarten arbeitete ein Mann. Ein alter Mann, ganz gebückt, wie zusammengefaltet über seinem Spaten. Jetzt klang der Ruf aus Barbaras Mund verändert, tiefer, wärmer, unendlich beglückt und wie von einem Schluchzen begleitet: „Niccola!“

Es ergab sich, dass der alte Niccola zum Wächter von Montefalco bestellt war. Schon über ein Jahr stand das Hans ohne Mieter. Kein elektrisches Licht,

sagte Niccola, und ein dürftiges Badezimmer, das genüge den Fremden nicht länger, den meisten läge der Besitz auch zu weitab von der Stadt.

„Ja aber,“ fragte Barbara, die beide Hände auf des Alten Schultern gelegt hatte und ihn bisweilen liebevoll schüttelte, als müsse ihr Griff sie davon überzeugen, dass er in Fleisch und Blut vor ihr stehe, „ich denke, du bist zu deinem Neffen nach Ravenna gezogen und lebst als feiner Herr, der nichts mehr zu tun braucht und dem der Tabak nie ausgeht?“

Niccola wiegte den Kopf. Wie alle Tauben musste er die Lippen des Sprechenden verfolgen, was ihm den Ausdruck angestrengter Gutmütigkeit gab. Seine kleinen glitzernden Augen blinzelten verlegen und listig. Ja, mit dem Neffen sei ja soweit alles in schönster Ordnung. Ein galantuomo sei das, der es auch zu Geld und Ansehn gebracht habe. „Aber ein Mann, der eine Frau hat, der ist nur noch ein halber Mann. Ist's mir doch selber nicht anders ergangen. Und wenn mir Beppo sagt: Zio mio, so und so und die Ludovica will es nun mal, was soll ich da tun als nicken und seufzen und an meine gute Franceschina — Gott und die lieben Heiligen seien ihrer armen Seele gnädig — denken? Na, und wie ich denn merke, in unserem Haushalt zu dreien ist der Ludovica einer zu viel, da denke ich bei mir: Siehst dich halt nach einem guten Pöstchen um, und da hör' ich gerade, das der Graf für Montefalco einen Kastellan sucht. Ja, und war das nicht

akkurat wie ein Fingerzeig Gottes, der es mir vielleicht vergönnen will, hier zu sterben?“

„Warum denn sterben, Niccola? Ich meine, hier in dieser Sonne, unter unserem guten blauen Himmel und in unserem lieben Garten, da könnte es einem gar nicht einfallen zu sterben!“

„Nein,“ rief Gran und dehnte die Brust, „hier müsste das Leben stark und ruhig wie ein mächtig anschwellender Strom dahinfließen.“

Gran und Barbara sahen sich in die Augen. Für einen Augenblick vergaßen sie den alten Niccola, der beunruhigte Blicke vom einen zum anderen laufen ließ. Auf Barbaras Gesicht lag eine scheue, glückzitternde Frage; Gran nickte. „Wenn Euer Graf ein halbwegs vernünftiges Angebot macht . . .“

„Davor ist mir nicht bang,“ rief Barbara, die ganz blass vor Freude geworden war. „Du ahnst ja nicht, wie billig hier das Leben ist.“ Sie verlangte von Niccola Tinte, Feder und einen Briefbogen. Der Alte brachte das Gewünschte, auch Stuhl und Tisch auf die Veranda, von deren Decke Spinnweb hing.

Barbara schrieb, und die italienischen Worte flossen ihr leicht in die Feder:

„Sehr geehrter Graf!

Ich weiß nicht, ob Sie sich der Tochter Ihres einstigen Nachbarn, des Professors Winckler, noch entsinnen. Der Wunsch, die Stätte meiner Kindheit wiederzusehen, verlockte mich zu einer Fahrt

hierher, wo ich nun durch den alten Niccola erfahre, dass Montefalco vielleicht zu mieten wäre. Würden Sie die Liebenswürdigkeit haben, uns Ihre Vorschläge ins Grand Hotel, Bologna, zukommen zu lassen, wo mein Mann und ich uns bis zur Erledigung dieser Frage aufhalten werden?

Genehmigen Sie unterdessen, verehrter Graf, den Ausdruck meiner vorzüglichen Hochachtung,

Barbara Gran“

Es wurde Niccola eingeschärft, noch am gleichen Abend den Brief ins Schloss hinüberzutragen, und in freudiger Erwartung fuhr Barbara durch die kühle Dämmerung nach Bologna zurück. Schon am nächsten Vormittag überbrachte ein reitender Bote die Antwort des Grafen. Es war ein sehr zuvorkommendes Schreiben, mit vielen Liebenswürdigkeiten für die Tochter seines ehemaligen hochverehrten Nachbarn und ganz in jenen schwungvoll verbindlichen Formen des Romanen und Weltmannes abgefasst, der sich stets bereithält, einer schönen Frau die Hände unter die Füße zu legen. Das Geschäftliche wurde mit flüchtigster Erwähnung abgetan wie eine lästige und nicht sehr belangreiche Nebensache, die keines ernstlichen Gedankens verlohne. Der Mietpreis war ein ganz geringer.

Drei Tage später war der Vertrag unterschrieben und das Ehepaar Gran in dem alten, von Spinnweben und dem ärgsten Staub eiligst gesäuberten Hause einquartiert.

Das Wetter hielt sich auf seiner leuchtenden Höhe. Ein Tag strahlte goldener als der letzte, sachte nahm die Wärme zu und dehnte sich bis in die Abendstunden aus, die weich und träumerisch wie jungfräulicher Atem über die Ebene zogen. War die Sonne verschwunden und die grauen Schatten, sanft wie das Fell junger Silberhasen, legten sich über Busch und Weg, so erwachte der Garten zu vollem Leben. Das war seine Stunde; die Blumen, nicht länger von der rohen Gewalt der Sonne ermattet, hoben sich auf ihren Stengeln wie junge Tänzerinnen, die mittägliche Schwere wich dem zarten Wind, der gleich einem schüchternen Liebhaber nahte, und wenn Barbara, am offenen Fenster stehend, die Augen schloss, war es ihr, als sende ihr jeder Strauch und jede Blumenart gesonderte Botschaft. Da waren die Teerosen am Haus und weiter weg die tiefroten Rosen, die nach Vanille rochen, drüben am Boskett die Akazien und Mimosen, die den Abend wie mit leisen Fieberdünsten erfüllten, und dann war da noch ein kühler, bitterlicher Geruch deutlich zu unterscheiden, der von dem Laub der immergrünen Büsche kam. Die hohen Eukalyptusbäume aber rochen nach Kampfer, streng und erquickend.

In dem großen kühlen Raum zu ebener Erde, in dem ihr Vater inmitten seiner Bücher gesessen hatte, weinte Barbara; hier sahen sie die leeren Regale, die vom Boden zur Decke liefen, wie tote Augen an, und der alte Teppich vor dem Schreibtisch trug noch deutlich die Spuren der schweren,

gelähmten Füße, die jahrein, jahraus auf ihm geruht hatten.

Hier sollte Gran seine Arbeitsstätte aufschlagen, und als die Bücherkisten eintrafen und Barbara Band um Band herausnahm, abstaubte und ins Gefach räumte, hatte sie es schon gelernt, auch in diesem Zimmer zu lachen.

Eine Köchin war ihnen vom Pfarrer empfohlen, und Pfarrer, sagte Gran, verstünden sich bekanntlich auf kulinarische Finessen. Das Mädchen war eine Nichte von des hochwürdigen Herrn Wirtschafterin und aus deren Schule hervorgegangen.

Ehe sie kam, behauptete Gran, der Pfarrer wolle sie, nun sie zu voller Blüte sich entfaltet habe, aus dem Hause tun, auf dass sein Seelenheil nicht in Gefahr gerate, und er spielte lachend mit dem Gedanken dieser ländlichen Venus, die nun täglich sein Auge erfreuen sollte. Ob Barbara nicht schon um ihn und Niccola in Sorge sei?

Als das Mädchen aber erst da war, gab es erst recht zu Scherzen Anlass. Die arme Catarina sah aus wie eine boshafte Zwergin. Sie war fast so breit wie hoch, sie schielte, und es fehlte ihr ein Vorderzahn. Gran nannte sie einen Ammenschreck, ein heraldisches Wappentier, eine verzauberte Prinzessin, die ein ungeschickter Prinz nur halbwegs aus der Krötengestalt erlöst habe, doch lag in seinen Augen das gute Leuchten, das Barbara so sehr an ihm liebte, und nahm den Worten jede Grausamkeit.

Die Zwergin entpuppte sich als sanft, reinlich und dumm, sie gehorchte wie ein gut dressierter Hund und betete zwischen zwei Verrichtungen rasch einen Rosenkranz. So lief der kleine Haushalt still und reibungslos.

Aber Niccola hielt sich im Hintergrund, und in Barbara entstand der Verdacht, er übertreibe bisweilen seine Taubheit, um unbehelligt in seinem Schweigen zu verharren. Sie beobachtete ihn, und es entging ihr nicht, dass sein gutes, braunes, faltiges Gesicht zwischen den großen runden Ohrringen jedes Mal einen verlegenen, unzufriedenen und bedrückten Ausdruck annahm, wenn Gran das Wort an ihn richtete oder Barbara ihn mit einem Auftrag zu dem „Padrone“ schickte. Selbst dieses Wort „Padrone“ kam ihm nur widerstrebend von den alten Lippen, die Barbara ein paarmal in geräuschloser Bewegung überraschte, als murmele der Alte beschwörende Zauberformeln.

„Was sprichst du denn immer so vor dich hin, Niccola?“ fragte sie ihn eines Tages; er putzte gerade in dem kleinen Dienerzimmer neben dem Eingang das Silberbesteck (das noch das Monogramm des alten Winckler trug) in Hemdsärmeln und mit dem beharrlichen Eifer alter Leute, die ihre Kräfte schwinden fühlen und sich und der Welt beweisen möchten, dass sie es in der Arbeit noch mit dem Jüngsten aufnehmen.

Er wurde ganz rot, bis in die großen Ohren, an denen die Ringe baumelten, und er kniff ein Auge

zu, spuckte pfeilgerade durchs offene Fenster und rieb frenetisch an seinen Messergriffen. „Die Kratzer hier, Padrona, die bring’ ich einfach nicht weg.“

Barbara ließ sich nicht zu einem Gespräch über das Silber verleiten. „Hörst du nicht, was ich dich frage? Du musst wirklich bald wieder nach Bologna zum Ohrenarzt, es wird ja alle Tage schlimmer mit dir.“

„Ich höre schon, wenn man deutlich mit mir spricht.“ Dann platzte er heraus und blickte trotzig auf Barbara: „Beten tu’ ich.“

„So, das ist ja schön. Schade nur, dass deine Frau es nicht mehr erlebt. Denke nur, welche Freude sie an deiner Frömmigkeit hätte!“

Er wurde zutraulicher. „Um ihretwegen tu’ ich’s ja. Man kann doch nie wissen, zurückgekommen ist noch keiner — leider,“ er seufzte, „vielleicht, dass Franceschina im Fegefeuer brennt und sich windet und man sie durch Gebete um ein paar Jährchen loskaufen könnte? Und dann ist es auch so, kommt sie später mal in die ewige Seligkeit, so wird es Zeit, auch an mein Seelenheil zu denken, damit auch ich einmal zu ihr eingelassen werde.“

„Wie sie dich wohl empfangen wird? Gewiss entdeckt sie, dass dein Haar zu lang oder ein Knopf schief angenäht ist oder dass es sonst wo fehlt, denn für sie wäre es ja keine echte Seligkeit, wenn sie dich nicht ein wenig auszanken könnte. Nicht, Niccola?“

Er lachte herzlich und andauernd in sich hinein,

wie alte Bauern lachen. „Das schon, aber eine gute Frau war sie mir doch, Barbara mia, — oh, die Padrona möge verzeihen — eine gute Frau.“ Er verstummte, und an der Heftigkeit, mit der er von neuem an den Griffen putzte, erkannte Barbara, dass ihn wieder anderes bewegte. Sie wartete geduldig.

„Die Welt ist schlecht und viel Sünde überall. Die Padrona sollte auch fleißig beten.“

„Ich? Wer sagt dir denn, dass ich es nicht tue, und warum sorgst du dich plötzlich um mein Seelenheil?“

Er drehte sich breit und entschlossen ihr zu. Seine Stimme zitterte, und in den kleinen braunen Augen, die mit einem bläulichen Glanz überzogen waren, wie man ihn bei alten Hunden antrifft, glitzerten Tränen. „Ich hab’ Sie gekannt wie Sie so hoch waren,“ er bückte sich in den steifen Kniegelenken und hielt die Hand gespreizt in einem gewissen Abstand vom Boden, „liebe, gute Signora Barbara, seien Sie mir nicht böse, sich muss es fragen: Ist denn der Herr Anton tot?“

Sie begriff sogleich seinen Kummer und reichte ihm mit gutem Druck die Hand. „Nein, tot ist der Herr Anton nicht. Aber sieh, Niccola, bei uns Protestanten, da gibt es die Scheidung, die trennt vor dem Gesetz und den Menschen, und man darf sich sogar in der Kirche wieder trauen lassen, und da ist für uns keine Sünde bei. Damit musst du dich abfinden und dir sagen, dass Herr Gran und ich rechtmäßig Mann und Frau sind.“

Er wiegte den Kopf. „Es muss ja wohl Ketzer und Juden und Heiden geben,“ sagte er bedächtig, „und der Herr Professor war der beste Mann von der Welt, selbst Franceschina sagte, der Papst könne nicht besser sein, aber traurig ist es doch, sehr traurig. Und dann will es nicht in meinen armen alten Kopf, wie das später in der ewigen Seligkeit werden soll, wenn die Padrona nun nicht weiß, wo sie hingehört, ob zu dem Herrn Anton oder zu dem neuen Herrn.“

Barbara suchte nach einem Wort des Trostes, denn die ehrliche Kümmernis des Alten rührte sie. „Ach, Niccola, in die ewige Seligkeit kann unser sterbliches Auge nicht blicken, ihr Glanz blendet zu sehr.“ Er beharrte: „Ich weiß doch, dass ich meinen Platz, wenn es mir vergönnt ist, aus dem Fegefeuer erlöst zu werden, neben Franceschina bekomme. Aber,“ wiederholte er mit einer Stimme, als schnitte es ihm ins Herz, „die Padrona wird nicht wissen, zu wem sie gehört.“

„Gehören wir dann nicht vielleicht einfach Gott?“ fragte Barbara ganz leise.

Aber das Misstrauen blieb dem Alten; und Barbara merkte wohl, dass er einzig Gran verantwortlich machte, während er mit ihr wie zu einem kleinen Kinde sprach, das von einem älteren Gespielen zu schlimmer Unart verleitet worden ist. Und es wurden ihr nun auch die betretenen und scheuen Mienen verständlich, denen sie im Pachthof begegnet war.

Dorthin war sie gleich am zweiten Tag gegangen,

um die Stunde, wo die Feldarbeit ruht und die Bauern sich anschicken, ihren kurzen Feierabend zu genießen, ehe der Schlaf sie überwältigt. Sie fand die ganze Familie vor der Tür versammelt, auf hochbeinigen Stühlen mit rohrgeflochtenem Sitz, die sie sich aus der Stube getragen hatten. Ein schwarzhaariges Mädchen mit einem schlanken gebogenen Hals und langen goldenen Ohrringen, die fast zur Schulter reichten und bei jedem Atemzug in eine leise schaukelnde Bewegung gerieten, löste Mais aus den trockenen Kolben. Barbara glaubte Anunziata vor sich zu sehen, es war aber eines der jüngeren Geschwister, die sie als Kinder zurückgelassen hatte und aus denen nun lauter schöne starke Menschen geworden waren. Sie konnte sich nicht genug verwundern: „Das ist die kleine Maria!“ Und das Mädchen sah mit dem strahlenden Lächeln gesunder Jugend zu ihr auf, der es nicht unlieb ist, einen fremden Blick bewundernd auf sich zu fühlen.

Alle begannen nun auf einmal zu reden. Es erhob sich ein großer Lärm, als gäbe es etwas zu übertönen. Der Pächter, ein schöner Mann, dem die Töchter nachgerieten, schlug sich auf die Schenkel und versicherte, es sei eine Ehre und eine Freude, die Signora wiederzusehen, schade nur, dass der Herr Professor nicht mehr am Leben sei. Und die Frau, so dick und schwer sie von den vielen Wochenbetten und dem landesüblich ausgedehnten Stillen war, ließ es sich nicht nehmen, auf ihren schweren Füßen ins Haus zu schlürfen, um Barbara ein

Glas frische, noch schäumende Milch zu holen. Nein, sagte der Pächter, Wein müssten sie trinken, Maria solle Gläser bringen; für alle.

Barbara blickte lächelnd von einem zum anderen. „Erst trinke ich die schöne Milch hier und dann stoße ich mit Ihnen an, Lavone.“

Aber ringsum standen die Töchter und Söhne, die noch im Elternhaus waren, und starrten sie mit einer ihr unbegreiflichen, erschreckten und gleichsam lüsternen Neugierde an. Es fiel kein Wort über ihre Wiederverheiratung, es fragte keiner nach dem ersten Mann, den sie doch alle gekannt hatten, keiner nach dem Kind. Sie hatte es als den natürlichen Takt der Romanen gedeutet, allein sie entsann sich jetzt einer Bemerkung der Pächtersfrau, als sie nach Annunziata fragte: „Was ist viel von ihr zu sagen? Sie hat ihren Mann und ihre Kinder. Bei uns, wenn eine Frau verheiratet ist, gibt es von ihr nichts weiter zu erzählen. In der großen Welt mag das ja anders sein.“ Und der Pächter, gutmütig wie alle starken Männer, war rasch eingefallen: „In fremden Ländern gibt es wohl auch fremde Sitten.“ Und er suchte Barbara in ein landwirtschaftliches Gespräch zu verwickeln. Zum Beispiel Mais, er habe sich sagen lassen, dass in Deutschland keiner gebaut werde; wovon die Leute denn lebten?

In Herzlichkeit hatte sie sich vom Pachthof verabschiedet, aber den kurzen Weg dorthin, den sie als junges Mädchen beständig auf und ab gelaufen war,

mied sie fortab. Sie besuchte auch Annunziata nicht, die an den Schmied des nächsten Dorfes verheiratet war; sie ging nicht zur Kirche, obwohl sie den ländlichen Gottesdienst von je geliebt hatte und der Pfarrer, der erst wenige Jahre hier amtierte, sich als toleranter, geselliger, den Tafelfreuden nicht abgeneigter Herr erwies. Sie lebte ganz still zwischen Blumen und Büchern, als hüte sie für Gran die Stille, in der ihm die Arbeit an dem neuen Stück leicht von der Hand ging.

Er durfte mit sich zufrieden sein, aber in den weichen Nächten, wenn er, die Zigarre im Mund, in der Platanenallee auf und ab schritt und zwischen den breiten Blättern die Sterne am dunklen Himmel glitzern sah, empfand er etwas wie Sehnsucht nach der drängenden Überfülle und dem zeitweiligen Versagen, den verzweifelten Mühen und der übermenschlichen Anstrengung, womit er um den „Wegsucher“ gerungen hatte.

Oft ging Barbara an seiner Seite. In einem weißen Kleid, mit einem gelblichen Seidentuch um die Schultern, das sie nach Venezianerart im Dreieck trug. Dann zog er wohl ihren Arm durch den seinen. Unter den Platanen war es dunkel, und Barbara sah das Ende seiner Zigarre wie ein Glühwürmchen vor sich her leuchten.

Einmal sprach er zu ihr von dem Roman. „Hier ist ein Eckchen Frieden, Barbara, in das du mich geführt hast. Aber ich traue mir selbst nicht recht . . . ich bin hierzu weich gebettet. Vielleicht, wenn ich

wieder am ‚Wegsucher‘ arbeiten könnte? Aber auch möglich, dass ich das Buch überhaupt nie zu Ende schreibe. Siehst du, Barbara, ein Roman, das ist wie ein Zauberkasten, in den man alles hineingeheimnisst, was einem auf der Seele brennt. Natürlich soll auch der Kasten gut gebaut sein, solide, anständige Form, keine Schluderei. Aber die Hauptsache bleibt einem doch die Abrechnung mit sich selbst. Und dazu gehört der Glaube an sich. Sonst kann es geschehen, dass einem all diese schönen Dinge, die erst so hochgewichtig schienen, all dieser Aufwand von Empörung, Mitleid, Spott und Leidenschaft ein bisschen überholt und lächerlich anmuten. Man fragt sich: warum so überheblich? Bin ich ein Wegweiser, dass ich mich am Kreuzweg aufpflanze und mit den Armen fuchtle? Was soll das?“

„Vielleicht den andern zeigen, dass da ein Kreuzweg ist, an dem es sich zu entscheiden gilt.“

Er zog ihren Kopf zu sich heran und küsste ihre Stirn. „Liebes Herz.“

Aber diese abendlichen Melancholien waren weich wie die Mailuft, süß wie der eisgekühlte Granatensaft, den sie vor dem Schlafengehen durch lange Strohhalme schlürften. Im Ganzen war es unverkennbar, dass Gran sich wohl fühlte.

Er sagte auch: „Das ist für mich ein ganz neues, höchst erfreuliches Italien, ohne Bettler, Kellner und Dirnen. So das Leben an sich, vereinfacht, kondensiert: Landbestellung, Ernte, Zeugung, Tod. Und ein gütiges Klima, das die Arbeit segnet. Im

Norden der Mensch muss sich schon anders plagen.“

„Ja, spürst du es auch, wie gut das Leben unter einem warmen Himmel ist?“

„Na,“ er lachte, „heiß wird der Sommer uns Nordländern schon werden unter diesem Himmel.“

„Es ist aber eine so gute, frohe Wärme, Lieber, nicht feucht und stickig und voll Fieberdünsten. Du wirst sehen, es atmet sich leicht noch in den Julinächten. Und wenn's dir gar zu heiß wird, fliehen wir in die Berge. Ach, eine Wanderung durch den Appenin war schon immer mein Traum. Aber der arme Papa war ja gelähmt.“

Gran fragte mit einer neuen, verschärften Aufmerksamkeit, als träfe ihn in diesen Räumen der Hauch eines verwehten Schicksals: „All die Jahre hindurch gelähmt? Und immer heiter, sagst du? Wie hat er dieses Dasein nur ertragen?“

„Ich weiß es nicht. Ich habe ihn nie anders gekannt, es wurde nie mehr davon geredet. Der Rollstuhl gehörte genau so zu ihm wie sein Bart oder seine Brille oder die graue Decke über seinen Knien

XXI.

Ärgerlich warf der Graf Faese von dem hohen Kutschbock des englischen Jagdwagens die Handschuhe aus rotbraunem Leder dem Kammerdiener zu, derart, dass der eine ihn mitten ins Gesicht traf und auf der blassen Haut ein roter Streifen sichtbar wurde. „Meinst du etwa, ich soll mit diesem alten Zeug Besuch machen?“

Der junge Diener bückte sich schweigend nach den Handschuhen und verschwand damit ins Haus, an dem würdig blickenden Haushofmeister vorbei, der die Abfahrt des Grafen überwachte.

„Ho,“ sagte der Kutscher, der neben den ungeduldig scharrenden Pferden stand und die vom Schaum weiß überlaufenen Zügel hielt, „ho . . .“

Der Graf zog umständlich die neuen Handschuhe an, die ihm der Kammerdiener reichte. Die Sonne fiel ihm gerade in die Augen; wie er sie so zusammenkniff, hatte sein schönes, regelmäßiges Gesicht mit dem kurzen gepflegten Spitzbart den Ausdruck eines blinzeln- den Fauns.

Er griff nach den Zügeln, schnalzte leicht mit der Zunge, die Pferde zogen an, und der Kutscher schwang sich auf den kleinen Rücksitz des rasch dahinrollenden Gefährtes.

„Ist denn die Deutsche von Montefalco jung und hübsch?“ fragte der Kammerdiener, der noch nicht lange im Dienst des Grafen stand, den alten Haushofmeister. Ei freilich, sagte dieser, er habe sie noch als Kind gekannt, mit einem Wald von braunen Haaren, die wie eine Fahne hinter ihr her wehten, in weißem Kleidchen mit blauer Schärpe. Und dann lachten die beiden Diener über den gnädigen Herrn, der mit seinen achtundfünfzig Jahren noch so sorgfältig Toilette machte und eitel war wie ein Pfau, sobald er ein Stück Weiblichkeit in der Nähe wusste. „Che birbone!“ sagte der junge Kammerdiener und rieb mechanisch die linke Wange, auf der ein rotes Mal zurückgeblieben war.

Auch der Graf, wie er so durch den Sonnenschein fuhr, ins Licht zwinkerte und mit der grünseidenen Peitschenschnur die Bremsen von den beiden Apfelschimmeln wehrte, erinnerte sich noch gut der kleinen Barbara Winckler. Als er sie zuletzt gesehen hatte, mochte sie vielleicht fünfzehn sein und vom Kloster auf Ferien daheim. Er war in einer geschäftlichen Angelegenheit herübergeritten, denn schon damals suchte er Montefaleo käuflich an sich zu bringen, und er hatte am Eintritt zur Allee sein Pferd zu langsamer Gangart gezügelt. Es war ein heller Frühsommertag wie der heutige gewesen, und er entsann sich noch des wohltuend kühlen Dunkels unter den Platanen. Da hatte er etwas Weißes am anderen Ende der Allee auftauchen sehen, eine ganz schmale fliehende Gestalt, ein weißes wehendes Kleid,

das sich im raschen Lauf wie ein nasses Tuch um die zarten Schenkel legte, und eine Flut honigbraunen Haares, auf das die Sonne fiel. Die heftige Bewegung hatte das schwere Haar wie einen waagrecht flatternden Mantel ausgebreitet und der Graf, seinem Pferd die Sporen gebend, sah noch gerade unter diesem Mantel die kindlich weiche, sehr reine Nackenlinie, ehe die Erscheinung hinter den Lorbeerbüschen verschwand.

Der Graf schnalzte wieder leise mit der Zunge, obwohl die Pferde, gut im Futter und ausgeruht, sich schon fest genug in die Kandare legten.

Dem Grafen Ippolito Faese hatte das Leben wenig versagt; die Geburt schenkte ihm einen alten Namen, ein schönes Äußere, Gesundheit und Mutterwitz. Erworben hatte er sich hierzu eine Bildung, die den Durchschnitt seiner Klasse überstieg, und durch die Heirat mit einer reichen Amerikanerin die Mittel, sein Dasein auf der Grundlage eines Grandseigneurs alten Schlages auszubauen. Seine Frau hatte er mit Anstand, unter Wahrung der Form betrogen, und das schon nach vierwöchentlicher Ehe; sein Glück bei Frauen war sprichwörtlich. Als er Witwer wurde, kam es ihm zum Bewusstsein, wieviel er dieser schönen, kalten, stets liebenswürdigen Frau verdankte, die ihm niemals eine Szene gemacht, ihn nie mit Tränen oder einer verdrossenen Miene belästigt hatte, und er widmete ihr eine ehrliche, wenn auch kurze Trauer.

Er war inzwischen zu Jahren gekommen, und

die galanten Abenteuer, denen er sich hemmungsloser denn je hingeben durfte, schmeckten mitunter schon fad; die Angst vor dem Altern verfolgte ihn wie ein Schatten, der schwarz über den sonnigsten Weg fällt. Die aufgespeicherte Energie eines müßig, ohne Anstrengung verbrachten Lebens suchte nach einem Ausfluss. Um jene Zeit begann der stille, zähe Kampf um alles Land seiner Väter, der von Hindernissen unbeirrte Ankauf von Höfen und Äckern. Aus England ließ er einen Gartenarchitekten kommen, aus Paris einen Baumeister, der sich durch Restaurierung alter Schlösser einen Namen gemacht hatte, Castelmario wurde zu einer Sehenswürdigkeit ausgebaut, die Gärten bargen die vollkommenste Sammlung exotischer Pflanzen, der Geflügelhof vereinigte in sich alle technischen Errungenschaften modernster Zuchtanstalten mit einer aufs Malerische bedachten Auswahl der Rassen, an deren mannigfachen Formen und Farben der Graf sich zu ergötzen liebte. Selbst einen Flamingo und einen melancholischen Pelikan unter dem Hausgeflügel anzusiedeln, war ihm gelungen.

Einen großen Teil des Jahres brachte der Graf fortan auf Castelmario zu. In diesem Jahr hatte er früher als sonst, infolge eines Bruches mit der Marchesa Gradiali, Bologna verlassen. Missvergnügt und von einer ihm fremden Langeweile geplagt, war er durch die Säle seines Schlosses geirrt, zwischen den schimmernden Glasdächern der langhingestreckten Gewächshäuser, über den gescho-

renen Nasen der Neuanlagen und am Rand des steingefassten Weihers, den von drei Seiten Marmorfiguren in dunkeln Nischen immergrüner Hecken umgaben, und war, vor dieser ungewohnten Schwermut Reißaus nehmend, zu seiner einzigen Tochter nach Paris gefahren, die an den dortigen Militärattaché verheiratet war.

Diese Reise unternahm er kurz nach Einzug der neuen Mieter von Montefalco. Jetzt, nach seiner Rückkehr, in einer von den Pariser Tagen neu belebten jugendlichen Laune, war es ihm eingefallen, dass bei einer jungen und hübschen Nachbarin ein Antrittsbesuch nicht übel angebracht wäre.

Der Anblick der jungen Frau sollte ihm eine Enttäuschung sein; der rehartigen Grazie des Erinnerungsbildes hielt die Gegenwart nicht stand. Vergebens suchte der Graf nach jenem Eindruck federnder Kraft, der ihn entzückt hatte, vergebens in dem aufgesteckten Haar, das im Schatten der Veranda dunkler erschien, den honigbraunen Goldton. Auch war ihm die Frau zu mager. Sobald sie aber mit ihm in den Garten hinaustrat und das Licht ihre eigentümlich hellen Augen traf, als er ihren festen, leichten Schritt an seiner Seite mehr spürte als sah, stellte sich jene prickelnde Wärme der Haut ein, die ihm stets als Verbote einer keimenden Begierde galt.

„Den Park dürfen Sie nicht ansehen, Graf,“ sagte Barbara, „wir werden Monate brauchen, aus dieser Wildnis etwas wie einen Garten zu schaffen.“

Er trage an ihrer Seite keinerlei Verlangen, den

Garten anzusehen, sagte der Graf galant, er gehöre zu der alten Schule, der auf dem Landschaftsbild die Staffage das Wesentliche sei. Und was nun gar die Wildnis anbetreffe, so fühle er sich durchaus in ihrer Schuld, dass ihr der Besitz in so üblem Zustand übergeben worden sei. Dem alten Aufseher gehöre hierfür ein tüchtiger Rüffel, mit dem er auch nicht geizen werde. Er wolle suchen, nachträglich das Versäumnis gutzumachen und einige Gartenarbeiter von Castelmario herüberschicken.“

Barbara verteidigte den alten Niccola; über einen so verwilderten Garten vermöge ein einzelner nicht Herr zu werden, Niccola sei nicht nur fleißig, sondern auch ein recht geschickter Gärtner, wenn man ihm die nötigen Hilfsmittel zur Verfügung stelle, er habe mit jungen Pflanzen geradezu eine glückliche Hand. „Sehen Sie nur, was er im Küchengarten schon geleistet hat.“

„Von Ihnen verteidigt zu werden, Madame, lohnt den schwersten Angriff,“ sagte der Graf. Er sprach in Anwesenheit Grans das harte, rollende Französisch des Italieners.

Barbara lachte. „Wissen Sie denn so genau, dass ich Sie verteidigen würde?“

Er sah sie aus seinen alten erfahrenen Don Juan-Augen lächelnd an. „Das käme weniger auf Anklage und Vergehen denn auf den Grad unserer Freundschaft an. Wem Sie die Gnade Ihrer Gunst einmal gewähren, der darf, wenn mich nicht alles täuscht, Ihrer Fürsprache gewiss sein.“

„Auch im Schuldfrage?“

Er nickte. „Ah Madame, gibt es denn das für Frauen: Schuld? Ich meine, als abstrakten Begriff? Es gibt doch nur Liebe und Hass, Verzeihen oder Verdammnis. Und dann freilich das Schlimmste von allem, ein todbringendes Kraut: die Gleichgültigkeit.“

„Also besser Hass als Gleichgültigkeit?“

„Welche Frage, Madame! Hass zwischen Mann und Frau ist doch nur der Vorläufer der Liebe oder ihr bitteres Nachspiel, der Schatten, den das Licht vorauswirft oder hinter sich herzieht. Aber Gleichgültigkeit und Lächerlichkeit, sie treffen unsern Lebensnerv, die Eitelkeit.“

„Nun, Graf, mit Ihnen lässt sich immerhin reden. Wenn Sie schon zugeben, dass die Eitelkeit der Männer ihres Wesens tiefster Kern ist, werden wir uns nicht schlecht vertragen. Muss es meinem Frauenherzen nicht wohl tun, einmal den Spieß umkehren und mein vielgelästertes Geschlecht für die ungezählten Nadelstiche auf weibliche Koketterie schadlos halten zu dürfen?“

Er verneigte sich, und sein Blick lief rasch an ihrer schlanken Gestalt herab. Nein, mager, dachte er, war sie nicht, nur schmal und behende wie ein Junge, aber diese schmalen Formen entbehrten nicht der Weichheit, der Arm, den das weiße Kleid vom Ellbogen frei ließ, war rund, und mit Genugtuung verfolgte er die sich zum Handgelenk verjüngende Linie. „Ich gehe noch weiter; die Eitelkeit der Frau

setzt sich aus harmloser Putzsucht und der für uns nur schmeichelhaften Gefallsucht zusammen. Aber die Eitelkeit des Mannes sitzt tiefer. Sie ist das Sprungbrett zu jeder Leistung, der Verführer zu jedem Verbrechen, sie schillert in tausend Farben und nennt sich Mut, Ehrgeiz, Beharrlichkeit und Güte.“

„Mein lieber Graf,“ sagte Gran, der ein wenig hinter den beiden zurückgeblieben war, „da muss ich denn doch protestieren, dass Sie meiner Frau eine so gefährliche Waffe gegen mich in die Hand geben.“

Der Graf blieb stehen und wandte sich halb zu Gran zurück; die eine Hand hielt er leicht in die Hüfte gestützt. Seine noch immer schlanke, elegante Erscheinung präsentierte sich in dieser Haltung auf das Vorteilhafteste. „Ich will das banale Wort von Regel und Ausnahme nicht zu Tode hetzen. Lieber, und mit größerer Wahrheit sage sich, dass jede Frau die Waffe, der sie bedarf, selbst zu finden weiß. Erlauben Sie mir hinzuzufügen, dass Madame aber wohl jenen Frauen zuzurechnen ist, die lieber Wunden verbinden als Wunden schlagen.“

Nachdem der Graf auf seinem hohen gelben Jagdwagen davongerollt war, hing sich Barbara ein wenig schwer in Grans Arm.

„Reiner Typ,“ sagte Gran anerkennend. Und als sie schwieg: „Wie hat er dir gefallen?“

„Sein Blick zieht einem die Kleider vom Leibe.“ Sie musste plötzlich lachen. „Und zu denken, dass ich

ihn vor zehn Jahren als langweiligen alten Herrn, als Altersgenossen des armen Papa kurz hin abtat!“

Wenige Tage darauf überbrachte ein Reitknecht die Einladung des Grafen zum Frühstück am folgenden Tag. Wenn die Herrschaften, worauf er bestimmt hoffe, einverstanden seien, so werde Punkt zwölf der Wagen in Montefalco vorfahren. Frau Gran möge nur befahlen, ob sie dem Jagdwagen oder der Viktoria den Vorzug gebe.

Der Juni hatte sehr heiße Tage gebracht, und Gran konnte bei dem Gedanken an eine Fahrt um die Mittagsstunde ein leises Grauen nicht unterdrücken. Barbara war sogleich zur Absage bereit, allein davon wollte Gran nichts hören. „Nein, nein, gehen wir schon.“ Im Grund bedeutete ihm die Annahme eine nicht unliebsame Unterbrechung der fast drückenden, weil zur Leistung verpflichtenden Stille.

Der Gartensaal von Castelmarino war kühl wie das Innere einer Kirche. Seine fünf hohen, schmalen, zum Boden reichenden Fenster öffneten sich auf eine Terrasse, die nach Osten und jetzt zur Mittagsstunde bereits im Schatten lag; unterhalb der Terrasse plätscherte ein Springbrunnen und ließ seinen zerstäubenden Strahl mit sanftem Laut, in ein tiefeingelassenes viereckiges Bassin zurückfallen.

Der Fußboden bestand aus rötlichem, mit schwarzem Meander ausgelegtem Marmor. Der gleiche Marmor zog sich als flache Pilaster zur Decke, die

Wandfelder waren aus Stuck, in lichtestem Pastellgrün getönt. Zartgrün war auch der Lack der französischen Möbel aus der Zeit Ludwigs XVI. Ihre Bezüge zeigten auf gelblichem Grund breite Atlasstreifen von einem satteren, leuchtenden Grün. Auf einer Eckkonsole erhoben sich aus einem persischen Tongefäß mit glasierten Drachen blühende Hibiskuszweige.

Durch einige kleine Raume gelangte man in den Speisesaal, der nur von Norden Licht erhielt und streng und fast düster wirkte mit der schweren Eichenkassetierung seiner Decke und dem verblichenen Rot der damastenen Wandbekleidung.

Es gab sehr viele Gänge, die von den drei Dienern in raschester Folge aufgetragen wurden, und zu jedem Gericht einen anderen ausgesucht edlen Wein in alten Gläsern von wunderbar einfachem Schliff. Der Graf selbst trank nichts als heißes Wasser.

Dieses Régime habe er seinem amerikanischen Schwiegervater abgesehen; man müsse beizeiten lernen sich zu menagieren, sagte er, und dem Moloch des Alterns ein versöhnendes Opfer bringen.

„Ich glaube,“ sagte Gran, „Sie haben Ihre Freude daran, sich durch kleine Kunstgriffe Ihrer Jahre bewusst zu werden, die Sie selbst nicht spüren. Warum aber? Man lebt ja nicht nach dem Gebot des Kalenders, sondern nach dem Stand von Nerven und Arterien.“

„Bis der Zusammenbruch kommt.“

„Lieber rascher, vollständiger Zusammenbruch als

Opfer aus Vorsicht. Ich bin nicht für Entsagung.“

„Wie sollten Sie auch, lieber Freund? Sie sind noch jung.“ Und der Blick, der diesen Stoßseufzer begleitete, ruhte auf Barbara, nicht auf Gran.

„Ich glaube fast, von uns beiden sind Sie der Jüngere. Und Ihr Opfer ist wohl auch nichts anderes als der Ring, den Polykrates ins Meer warf.“

Nach Tisch bat Gran den Grafen, seine berühmten Kunstschatze besichtigen zu dürfen. Allein der Graf schüttelte lächelnd den Kopf. „Nein, nein, die gnädige Frau herumführen und mit Kunst und Sammlereitelkeiten langweilen, das müssen Sie nicht von mir verlangen. Ein Haus ist kein Museum, das einzelne Stück soll gar nicht bewundert, registriert, gewürdigt werden, nur der Gesamteindruck. Die Freude des Sammlers kann nicht diskret genug sein. Sagen Sie selbst, gibt es einen unerträglicheren Patron als den Mann, der den Eintretenden mit dem enthusiasmierten Ausruf überfällt: Haben Sie schon meine neueste Erwerbung gesehen?“

Der Graf hatte Barbara ersucht, den Kaffee einzuschenken. „Das gibt mir eine so reizende Illusion, wieder eine Tochter im Haus zu haben.“

Barbara wusste sehr wohl, dass der Graf sich nicht des Rufes eines zärtlichen Vaters erfreut und nichts Eiligeres zu tun gehabt hatte, als seine Tochter sofort nach Verlassen des Klosters zu verheiraten. Den Graf überraschte das kleine Lächeln in ihren

Mundwinkeln. Er blies langsam den Rauch seiner starken russischen Zigarette in die Luft; den Kopf hatte er weit zurückgeworfen, man sah das schön geformte, feste und harte Kinn unter dem kleinen Spitzbart. „Sie lächeln, Madame, und ich kann Ihre Gedanken leicht erraten. Sie finden in mir nicht den type paternel. Ich will Ihnen mein Geheimnis verraten, meine Torheit und mein Missgeschick: Ich habe einfach zu spät die Süßigkeit des Vaterglücks erkannt. Das kommt von dem zu späten Altern. Die Kehrseite der Medaille.“

„Und jetzt,“ sagte Barbara mit liebenswürdigem Spott, „jetzt, wo Ihre Tochter selbst schon lange Mutter ist, sehnen Sie sich nach ihrer Gegenwart?“

„Um ganz ehrlich zu sein, es müsste nicht gerade meine Tochter sein.“ Sein Lächeln war zugleich freimütig und zynisch. „Es ist mehr der Begriff Jugend und Schutzbedürftigkeit an sich, was mir vorschwebt.“

Barbara lachte hell auf. „Oh, lieber Graf, mit dieser Ihrer Sehnsucht müssen Sie nicht auf mein Mitgefühl rechnen. An junger und schutzbedürftiger Weiblichkeit ist gewiss kein Mangel.“

Der Graf stand plötzlich auf. „Hören Sie, Herr Gran, mit der Inkonsequenz, die eigentlich das Vorrecht des schöneren Geschlechtes ist, muss ich Ihnen doch einen meiner Schätze zeigen, die Bibliothek. Ich glaube, Sie werden daran Freude haben. Und um Sie durch unser profanes Geplauder nicht im Genuss zu stören, werden wir Sie, das Einverständ-

nis der gnädigen Frau vorausgesetzt, unter den Büchern allein lassen.“

Der Graf besaß eine überaus kostbare Sammlung alter oberitalienischer Handschriften, zu der er Gran den Schlüssel aushändigte, ferner den Schlüssel zu einem zwischen den Fenstern eingebauten Schrank, der einige hundert Erstausgaben galanter französischer Schriften des Dix-huitième barg.

„Während Sie sich in diese Lektüre vertiefen, lieber Freund, werden wir diskret die Türe hinter Ihnen schließen.“

Der Graf führte Barbara wieder in den Gartensaal. Wie sie über den rötlichen Marmor hinglitt, sagte sie: „Hier müsste es sich herrlich tanzen!“

Der Graf starrte sie an. „Wie jung Sie sind! Also das nächste Mal sollen Sie abends kommen, bei Mondenschein, und ich werde die Umgegend nach dem besten Tänzer absuchen lassen. Ich muss doch dafür sorgen, dass dem Töchterchen nichts abgeht.“

„Ah . . .“ sagte Barbara, „die väterliche Note. Mache ich einen so schutzbedürftigen Eindruck?“

Er senkte die Augen, selbstbewusste, vielerfahrene Augen, nicht unter ihrem Blick. „Jede Frau, die liebt, ist schutzbedürftig dem gegenüber, den sie liebt.“

„Ah . . .“, machte Barbara wieder, ganz leise, gedehnt und spöttisch.

„Aber in allem Ernst,“ fuhr der Graf fort — er sprach jetzt italienisch und dieser Wechsel erhöhte

unverkennbar die Vertraulichkeit zwischen ihnen —, „in allem Ernst sollen Sie in mir einen väterlichen Freund sehen, der nur zu glücklich wäre, Ihnen zu dienen.“

„Ich werde doch lieber nicht im Mondschein zum Tanzen kommen.“

Der Graf ritt oder kutschierte nun öfters nach Montefalco, dann blieb er plötzlich und ohne Erklärung fort. Als er wieder auftauchte, immer um die gleiche Mittagsstunde, erwähnte er die Unterbrechung seiner Besuche nicht, aber seine Augen, die er wie ein Scharfschütze zuzukneifen liebte, spähten nach einer Veränderung in den Mienen Barbaras, nach einer Nuance nur, einem Wink, dass seine Abwesenheit sie beunruhigt, verstimmt oder auch lediglich verwundert habe.

Es saß sich hübsch auf der überschatteten Veranda, in den bequemen, hellrot lackierten Korbsesseln, die Barbara sich aus Bologna verschrieben hatte. Es gab eisgekühlte Getränke zur Auswahl, Kaffee, Schokolade oder Orangensaft, dem ein kleiner Schuss Rum beigemischt war. Gran erschien nur auf einen Augenblick am Teetisch. Es war seine Arbeitsstunde, und er empfand es als Erleichterung, Barbara in guter Gesellschaft zu wissen. Er hegte für den Grafen Sympathie wie für ein edles Rennpferd oder einen hochgezüchteten Hund, er schätzte alles an ihm, was ihn von dem deutschen Spießbürger unterschied. Nicht ungern hätte er sich aus, seinem be-

wegten Leben erzählen lassen, allein er war klug genug zu sehen, dass der Graf für Barbara und nur für sie kam und überdies zu jenen Männern gehörte, die ihre bunten Federn einzig vor der Frau entfalten mögen.

Der Graf seinerseits hatte es verstanden, Barbaras Vertrauen oder wenigstens eine freundschaftliche Duldung seiner steten Bereitschaft zu erwerben; das Mittel, dessen er sich bediente, war ein so oft erprobtes, dass ihn fast etwas wie Mitleid mit der Einfalt der jungen Frau befiel. Er tat nichts anderes als sie ermutigen, über ihre Sorgen, Wünsche und Hoffnungen in Bezug auf Gran sich auszusprechen. Bald wusste er genau, ob Gran bei Appetit war, ob er mit der Arbeit zufrieden schien, ob ihn die heißen Nächte zu ruheloser Wanderung ins Freie trieben, während Barbara im dunkeln Zimmer hinter dem Vorhang stand und der roten Spitze seiner Zigarre folgte, die im Schatten auftauchte, verschwand und wieder sichtbar wurde. Ohne dass Barbara je mit einem Wort ihre Ehe berührte, lag das Verhältnis der Gatten in durchsichtiger Klarheit seinem Blicke ausgebreitet.

Nicht zum wenigsten aber stärkte er Barbaras Vertrauen durch die scheinbare Offenheit seiner unumwundenen Rede. „Es gibt zwei Künstlertypen,“ sagte er, „der eine will frei sein, empfindet Familie und Ehe als unerträgliche Fessel, der andere braucht die Hausmutter, eine unbezahlte Wirtschafterin, die ihm das Behagen schafft und es aus Liebe tut

statt gegen Entgelt; er will sie einfältig, sparsam, ohne geistige Ansprüche. In letzter Kategorie finden sich viele Maler, in der ersten Dichter und Musiker. Ihr Mann taugt nicht zur Ehe; Sie wissen es. Halten können Sie ihn nur durch unendliche Geduld — und indem Sie scheinbar eigene Wege gehen. Er wird das so wohltätig empfinden wie der Hofhund, dem man die Kette verlängert.“

„Ich will ihn gar nicht halten,“ sagte Barbara. „Er kann jeden Tag frei sein.“

So viel hatte sie noch nie gesagt, und der Graf schrieb abends in das Tagebuch, darin er seit mehr als dreißig Jahren seine galanten Beziehungen kurz und sachlich notierte: „Die äußeren Forts genommen.“

Des Grafen Wort von den eigenen Wegen, die sie klugerweise zu begehen habe, klangen in Barbara nach; es war nur ein kleiner Schritt weiter, seiner Bitte zu willfahren und sich von ihm in der edeln Kunst des Fahrens unterweisen zu lassen. Da die Hitze nach kurzen Regenschauern sich noch verstärkte, mussten diese Fahrten auf die Abendstunden verlegt werden. Es wurde oftmals neun Uhr, ehe man sich zu Tisch setzte, meist blieb der Graf zu einem raschen Imbiss.

Schon bei dem dritten Ausflug bemerkte Barbara auf der Dienerbank ein fremdes Gesicht. Als sie an den jungen Menschen eine Frage richtete, antwortete ihr ein blödes Grinsen. „Ein Halbidiot,“ sagte der Graf achselzuckend, „aber gut zu den Tieren. Schließlich, mit verschränkten Armen hinter uns

sitzen und in Montefalco die Gäule abreiben, wird er noch zuwege bringen.“

Anfangs ließ der Graf Barbara die Zügel führen, sobald sie die freie Landstraße vor sich hatten. Aber die Apfelschimmel, junges, erregbares Halbblut, legten sich zu fest ins Geschirr, es war Barbara eine Anstrengung, sie zu halten. Er werde sich ältere Pferde verschaffen müssen, sagte der Graf und nahm ihr die Zügel wieder ab. Eigentlich gefiel es Barbara auch besser so, untätig von dem hohen Sitz aus das Land zu überblicken. Sie liebte die Weite, die freien Linien der Ebene, der Graf bevorzugte den Weg, der durch einen kleinen Buchenhain führte. Das Unterholz duftete so stark und die Wärme lag hier so eingeschlossen, dass man geglaubt hätte, ein parfümiertes Boudoir zu betreten, wäre nicht das Rauschen des nahen Flüsschens gewesen, hätte nicht ab und zu in den Buchwipfeln ein Vogel abendlichen Lockruf ausgestoßen.

Hier ließ der Graf die Pferde in Schritt fallen, und unwillkürlich dämpfte er seine Stimme. „Sie wissen nicht, Signora Barbara, wie glücklich mich Ihre bloße Gegenwart schon macht. Was ich das erste Mal im Scherze sagte, es ist wahr geworden für mich: das späte, süße, etwas melancholische Glück väterlicher Freundschaft.“

Einmal beugte er sich über ihre Rechte vor, die lose auf ihren Knien lag, und küsste sie, ohne durch die jähe Bewegung den Griff auf die Zügel zu lockern. „Nicht,“ sagte Barbara.

„Der Kutscher?“ Der Graf lachte. „Liebe Freundin, à quelque chose malheur est bon, vergessen Sie nicht, dass der Arme ein wenig blöde ist, der Dorfidiot.“

Des Grafen zynische Befriedigung trieb Barbara das Blut in die Stirn. Sie unterdrückte eine Antwort, kurz darauf schützte sie Kopfweh vor und bat, die Fahrt abzukürzen.

Ein anderes Mal schlug der Graf vor, den Wagen zu verlassen und auf schmalem Pfad zwischen grünen Hecken die nächste Ortschaft zu erreichen, wo Beppo mit den Pferden sie erwarten sollte.

Es hingen schwarze Wolken am Westrand des Himmels, das Grün der Landschaft hatte einen stumpfen Ton, im Staub ging es sich so weich und schwer wie über dicke Teppiche. Barbara konnte nicht umhin, den Grafen zu bewundern, der leicht und schlank wie ein Jüngling durch diese Schwüle schritt, während ihr eine beklommene Mattigkeit die Knochen gleichsam auszuhöhlen schien. Ihr war, als gäbe es keine Widerstände, als sei aus der Welt alles Feste, Begrenzte und Stützende gewichen, als befände sich das Starreste noch im Fluss, im Werden und Vergehen. Die Stimme des Grafen klang weit weg, die eigene wie fremd, sie achtete nicht auf das, was diese beiden Stimmen sprachen. Es war ihr eine Erleichterung, als der Graf ihren Arm durch den seinen zog, und sie fragte sich einzig, wie weit sie noch zu gehen habe. Sie war müde zum Umsinken.

Als sie wieder auf dem Bock saßen, schwankte sie wie vor Schläfrigkeit. Der Graf berührte die Pferde leicht mit der Peitschenschnur, denn der ganze Himmel war jetzt drohend überzogen. Die Schimmel griffen aus. Da blitzte es schon und der erste Donnerschlag, noch in der Ferne, wälzte sich grollend über das verfinsterte Land. Das Handpferd bäumte sich auf, es gab einen Ruck und Barbara, die kraftlos, mit losen Gliedern dagesessen hatte, fiel gegen die Schulter des Grafen.

In einem Bauernhaus warteten sie das Ende des Gewitters ab. Es krachte von allen Seiten, Blitze erhellten gleich suchenden Scheinwerfern die niedere Stube, der Regen schlug wie aus offenen Schläuchen rauschend gegen die kleinen Fenster, an deren Scheiben das Wasser in sich jagenden Wellen niederfloß, jeden Ausblick verhängend. Die Bauersleute waren in Gegenwart des Grafen, des gestrengen Herrn ihrer kleinen Welt, so verlegen, dass sie kaum wagten, den Herrschaften Milch und einen Ziegenkäse anzubieten. Der Käse schmeckte nach Lauch und Kümmel, ein Geruch von Schweiß stieg aus allen Fugen auf.

Der Graf verschmähte das Gebotene, er bat nur um ein Glas Wasser. Barbara hingegen lobte das Maisbrot, das die Frau selbst gebacken, und den Käse. „Eine gute fette Milch muss Eure Ziege geben . . .“ sagte sie.

Sie bewunderte auch die Kinder, kleine, halbnackte, braune Geschöpfe, die in einer Ecke unter bunten,

zerschlissenen Lumpen auf Stroh gebettet schliefen. Die Mutter strahlte.

Es regnete noch immer in Strömen, und ein Wind hatte sich erhoben, so stark, dass man die Fenster nicht offenhalten konnte. Es war unerträglich dumpf. Barbara rückte ihren Stuhl an die Wand, lehnte den Kopf dagegen und schlief ein. Als sie erwachte, saß der Graf dicht neben ihr und stützte mit seiner Schulter ihren herabgesunkenen Kopf. In der Ecke hielten sich schweigend und scheu die Bauersleute. Der Regen hatte nachgelassen.

Der Graf hob Barbara auf den Wagen. Wie er sich nachschwang und die Zügel aufnahm, sagte er zwischen geschlossenen Zähnen: „Kleine Barbara, kleine Barbara.“

Weitere Fahrten unterblieben.

XXII.

Im Herbst brachte Gran das abgeschlossene Manuskript nach Deutschland. Die Abreise war auf einen Donnerstag festgesetzt, allein am Tag zuvor schon packte ihn eine solche Ungeduld, Montefalco und seiner verschlafenen Stille, dem Lächeln Barbaras und den kleinen, misstrauisch verschmitzten Augen Niccolas, der Geborgenheit und dem Frieden, der Rücksichtnahme, dem wattierten Behagen und der Reibungslosigkeit zu entfliehen, dass er kurz entschlossen die letzten Gegenstände in den Koffer stopfte, den Schlüssel abzog und im Wägelchen des Dorfwirtes nach Bologna fuhr, um dort zu übernachten. Er speiste in einer kleinen Weinschenke, in die der Zufall ihn führte, saß lange über einem blonden, süßen Falerno, der seiner Zunge eigentlich widerstand und einzig dazu diente, die Sehnsucht nach herberem Rheinwein, nach kalten Nächten und den schleppenden Nebeln der Abende in deutschen Städten, nach Lärm und Hast und den grellen Lichtern Berlins, nach Konkurrenzneid, Bosheit und den verkrüppelten Instinkten einer zu dichten Bevölkerung wachzurufen. Er saß so lange, stumm und unbeweglich, inmitten heftig redender und gestikulierender Kleinbürger, dass der Wirt voll Arg-

wohn nach ihm schielte und die Kellnerin das schöne dunkle Auge verbittert von ihm wandte.

Über die Dauer seiner Abwesenheit war zwischen ihm und Barbara nichts vereinbart worden. Er hatte es ihr freigestellt, ihn zu begleiten, allein sie wussten beide, dass dieses Anerbieten eine Form der Höflichkeit war, eine jener Lügen, ohne die ein Zusammenleben vollends zu Unerträglichkeit sich auswirkt.

Er telegraphierte von Berlin seine Ankunft, später die günstige Aufnahme seines Stückes bei der Lektüre vor Matuschek und dessen Dramaturgen, einmal kam auch eine Karte, dann wieder liefen Telegramme aus Dresden, Frankfurt und München ein. Aus München endlich schrieb er ausführlicher; bei jeder Vorlesung behauptete sich der starke Eindruck, das Drama sei bereits von fünf der leitenden Bühnen angenommen, mit der Wiener Burg stehe er in Unterhandlung.

In Grans Abwesenheit ritt oder fuhr der Graf täglich nach Montefalco.

„Sie sollten nicht so häufig kommen,“ sagte Barbara mit sanftem Vorwurf.

„Ich muss Sie doch in Ihrer Einsamkeit trösten.“

„Befristete Einsamkeit ist nicht schlimm.“

„Und wenn diese Trennung keine befristete wäre . . .? Sie könnten ohne Herrn Gran nicht weiterleben?“

„Weiterleben? Große Worte, mein armer Freund.

Das Leben ist eine süße Gewohnheit, deren man sich nicht im Handumdrehen entschlägt.“

„Aber Sie wären unglücklich, hoffnungslos, Verzweifelt? Sie würden nicht lernen, einen anderen zu lieben?“

„Lernen,“ spottete Barbara. „Lässt sich Liebe durch Fleiß, Aufmerksamkeit und gutes Betragen wie ein beliebiges Schulfach meistern?“

„Ach, mein Kind, man muss nur guten Willens sein. Was lieben denn die Frauen? Einen bestimmten Mann, dieses Bündel Ehrgeiz, Trotz, Untreue und Brutalität? Nein, die Liebe schlechthin. Und der Zufall schenkt ihnen in der armseligen Gestalt eines beliebigen Mannes das Idol, in dem sie den Gott verehren dürfen.“

Barbara verharrte auf ihrem scherzenden Ton. „Ja, lieber Graf, dann müssen Sie sich eben beim Zufall beschweren, dass er nicht Sie zu meinem Idol erkoren hat. Der Schrein ist nun einmal besetzt.“

„Wird er aber frei“ — auch er sprach leichthin —, „so bitte ich zur Nachfolge mich heute schon vorzumerken.“

Einmal, Barbara war lange ohne ein Lebenszeichen von Gran geblieben, suchte der Graf sie vergebens in Haus und Veranda, am Rondell und im Küchengarten. An ihrem alten Kinderplatz, dem Steinmäuerchen, darunter die Wiese mit den Mandelblümchen sanft abfiel, fand er sie.

„Heute haben Sie die Nachricht aus Deutschland gehabt,“ rief er. Heute wehen Freudenfahnen.“

Und nachdem er auf seine zärtlich umständliche Weise ihr die Hand geküsst hatte, sagte er: „Der bedauernswerte Herr Gran, der das wundervolle Rot nicht sieht, das ein paar Schwingungen lebloser Kupferdrähte hervorzubringen vermögen!“

„Sie sind nicht leblos, diese Drähte. Haben Sie sie niemals gegen das Blau des Himmels zittern sehen wie Wahrzeichen von Geburt, Liebe, Schmerz und Tod, mit deren Botschaft sie gleich einem Netz die Erde überziehen? Und in Deutschland die Schwalben, die in dunkeln Reihen darauf sitzen, scheint es nicht, als würden ihre langen gekreuzten Schwänze von diesen Urmächten in eine geheime zitternde Bewegung versetzt?“

Übrigens, fuhr sie fort, habe ihr heute gar nicht der Draht die Nachricht gebracht, Lukas ihr vielmehr geschrieben, und zwar aus Südtirol, wohin er sich von Freunden zu einer Automobiltour habe entführen lassen. Man werde ihn bis Verona bringen, der Zeitpunkt sei unbestimmt, denn das herrliche Oktoberwetter locke an den schönsten Punkten immer wieder zum Verweilen.

Von wo der Brief sei, fragte der Graf. Sie habe den Poststempel nicht entziffern können, sagte sie und hielt ihm, ohne sie los zu lassen, die Karte hin, ein armseliges buntbedrucktes Viereck mit indigoblauem Himmel, der wenig Raum zu schriftlicher Mitteilung ließ.

Der Graf schloss seine Finger, deren Haut sich schon eigentümlich seidig wie welkende Blätter an-

fühlte, um ihr Handgelenk. Er sah die Karte nicht an. „Barbara, fühlen Sie denn nicht, dass Herr Gran die Rückkehr hinausschiebt solange er nur irgend kann? Dass er einem Gefangenen gleicht, den man auf Parole freigegeben hat und der sich in Ehre gebunden fühlt, in sein Gefängnis zurückzukehren? Kann das noch ein Glück sein, für Sie oder für ihn? Ist es nicht vielmehr Zwang und Erniedrigung?“

„Was soll ich tun?“ Der leise Aufschrei war gegen ihren Willen geschehen.

Ohne sie anzurühren, sagte der Graf ruhig und bestimmt, fast kalt klang es: „Fahren Sie morgen mit mir nach Rom.“

„Morgen . . .?“

„Nun gut, geben wir einen Tag zu. Aber keine Stunde länger. Es darf Ihnen die Zeit nicht bleiben zu grübeln, zu bereuen, unschlüssig zu werden. Sie haben nichts zu tun als Ihre Koffer zu packen und an den Weg zu denken, den Sie Herrn Gran freigeben, den Weg zum Aufstieg, zu Freiheit und Ruhm. Es muss alles unwiderruflich sein; ehe er zurückkommt. Nur Handlungen helfen aus solcher Lage, nicht Tränen, fruchtlose Wünsche und Klagen.“

Barbara lachte, es klang wie aus der Trunkenheit. „Das ist ja alles unmöglich, Graf, und Sie wissen es.“

„Nichts weiß ich, als dass übermorgen früh der Wagen Sie nach Bologna bringt. Ich selbst fahre schon morgen und lasse das Auto gründlich revidieren,

dass uns unterwegs keine Panne das Vergnügen stört. Oder ziehen Sie zur Reise die Eisenbahn vor?... Glauben Sie es einem alten Manne, Barbara, die Dinge geben sich einfach genug, wenn man nur dem rollenden Rad nicht in die Speichen greift.“

„Es ist unmöglich,“ wiederholte Barbara und presste die offenen Handflächen gegeneinander. „Wenn es erst Tatsache ist, mein armes Kind, werden Sie schon daran glauben. Es muss ja sein, für Sie und für Herrn Gran; und“ — auf einmal geriet sein kurzer Spitzbart ins Zittern — „ich bin es, der dabei gewinnt, und darum, weil unsere Interessen verflochten sind, dürfen Sie mir vertrauen. Gefährlich sind, nur die Selbstlosen, das sind die Stümper und Dilettanten des Lebens, denen bei der ersten Schwierigkeit der Atem ausgeht, weil ihnen der mächtigste Ansporn fehlt: die Wahrung des eigenen Vorteils.“

„Es ist ja nicht möglich.“ Ihre Stimme war nur ein Hauch.

Als der Graf sie in die Arme schloss, weinte sie.

Wie süß das war, dachte er, diese weinende Frau, die ihn nicht liebte, an seiner Brust zu spüren wie einen Vogel, der schuttsuchend sich noch in die wärmende Hand schmiegt, die ihn gefangen hält.

Es regnete, als Barbara von Montefalco Abschied nahm. Sie trug einen langen Mantel aus wasserdichtem Stoff und einen kleinen, tief in die Stirn gedrückten Hut, der die Blässe ihres Gesichtes verbarg.

Beim Aufladen des Gepäcks geschah es, dass Niccola einen Koffer fallen ließ. Er sah Barbara tief erschrocken an, als sei ihm ein Gespenst erschienen. „Ich werde alt, Padrona.“ Zum ersten Mal hatte seine muntere Stimme einen Ton der Angst und der Müdigkeit.

Barbara tröstete ihn. Eine Ungeschicklichkeit könne dem Jüngsten passieren, er solle sich in ihrer Abwesenheit nur auch ein wenig Ruhe gönnen. Dazu habe er keine Zeit, sagte Niccola und zog mit aller Gewalt den Kofferriemen fest. Das Gemüseland sei zu stürzen, die Hecke zu beschneiden . . . Ja, und wohin er die Briefe schicken solle?

An dieser Frage drohte Barbaras Beherrschung zu zerschellen; ihre Beantwortung hatte sie nicht vorgesehen. Unsicher sagte sie, es sei noch ungewiss, wie lange sie sich in Bologna aufhalte, von dort werde sie Näheres schreiben. Und sie bestieg fluchtartig den geschlossenen Wagen.

Niccola ging kopfschüttelnd ins Haus. „Sonderbar,“ sagte er zu Catarina, deren Einfalt es ihm ermöglichte, unbedenklich seinem beklommenen Herzen Luft zu machen, „sonderbar diese plötzliche Abreise, kein Mensch weiß wohin, und dass sie kaum Lebewohl sagte, als fürchte sie den Kopf nochmal durchs Fenster zu strecken und stand doch vorher in aller Nässe und merkte es nicht. Und dieser Herr Gran, der nur immer Telegramme schickt, als habe er die ganze Welt mit Unglücksfällen zu überschwemmen, und der nicht wiederkommt . . . Aber was stehst du

da und greifst schon wieder nach dem Rosenkranz? Meinst du etwa, jetzt ginge das Faulenzen an? Weit gefehlt, mein Kind! Das Haus wirst du putzen, als stünde der Geist meiner seligen Franceschina hinter dir, und jetzt marsch ins Speisezimmer, das Frühstücksgeschirr abzuräumen.“

Unter der offenen Tür ihrer Hütte aber stand die alte Mattea und machte der gräflichen Livree ihre Reverenz. Barbara lehnte sich tief in das Wageninnere, als müsse sie vor den alten spähenden Augen ihre eigenen verbergen, die sich langsam mit Tränen füllten. Als die Kuppeln und Türme Bolognas sich in den Horizont schoben, griff sie zu dem kleinen, an der Rückwand des Coupés angebrachten Handspiegel. In dem eleganten Lederetui fanden sich außer diesem Spiegel eine Puderdose mit schneeiger, noch unberührter Quaste, ein Riechfläschchen und ein kleiner silbergefasster Taschenkamm.

Barbara fuhr mit der Quaste leicht über Nase und Kinn; sie lächelte. Der Graf, dachte sie, war wohlgerüstet, Frauen mit allem Komfort zu entführen.

Es tropfte nicht länger auf das Wagendach und Barbara ließ das Fenster herab. Rein und kühl drang die Morgenluft ein. Sie beugte sich hinaus. Über Bologna lag Sonne, und rückwärts, in der Richtung von Montefalco, neigte sich vom Himmel ein Regenbogen zu der erfrischten Erde.

In Rom bezog Barbara ein kleines Appartement des Hotel de Russie, dicht am Pincio. Die Wohnung bestand aus einem schmalen Vorzimmer, das zu einem großen, dreifenstrigen Salon Eintritt gab, mit einem Blick auf den Garten, der sich in Terrassen zur Anhöhe des Pincio hinzog, aus Schlaf- und Badezimmer. Jenseits des Flurs wohnte die Kammerjungfer, die der Graf gleich in den ersten Tagen durch Vermittlung der Sängerin de' Marchi, einer ehemaligen guten Freundin, für Barbara in Dienst genommen hatte.

Der Graf selbst logierte wie stets, wenn er in Rom war, bei seiner Tante, der alten Principessa Nerini. In dem düsteren Palazzo der Via Crocieri standen seine Gemächer jederzeit für ihn bereit. Donna Giacinta Nerini war über achtzig, groß, hager und vornüber geneigt. Sie sprach sehr undeutlich, da sie keine Zähne mehr hatte und ihr Gebiss nur zu den Mahlzeiten trug, weshalb sie stets einen kleinen schwarzen Fächer vor den Mund hielt. Über ihren kahlen Schädel war eine schlecht gearbeitete weiße Perücke nachlässig gestülpt, die im Laufe des Tages sich zu verschieben pflegte. Obwohl die Prinzessin ständig an Schlafbedürfnis litt, empfing sie noch wie zu ihrer Glanzzeit Dienstags und Freitags, und es gehörte zum guten Ton, nicht nur sich auf zehn Minuten an ihren Abenden blicken zu lassen, sondern auch ihr gelegentliches Einnicken mit taktvoller Blindheit zu übergehen. Um der alten

Dame die Hand zu küssen, musste man ein halbes Dutzend kalter und düsterer Säle durchqueren, die fast gänzlich ihres Mobiliars beraubt waren; hatte doch der verstorbene Fürst mit den Kunstschatzen seines Hauses, die er kaufkräftigen und -lustigen Amerikanern Stück um Stück überließ, seine drückendsten Schulden zu tilgen gesucht. Unberührt von diesen Veräußerungen war nur das Empfangszimmer der Prinzessin geblieben, in dem noch die schönen geschnitzten und vergoldeten Stühle des sechzehnten Jahrhunderts, die kostbare Wandbespannung, die gemalte Decke und über dem Kamin das unbestrittene Porträt des Kardinals Nerini von der Hand des Giulio Roman das Entzücken der Kenner erregten.

Gab es aber in der langen Zimmerflucht nur noch spärliche Möbel, so eine imposante Zahl livrierter Diener, die freilich mit jedem Monatsersten wechselten, denn bei dem kargen Lohn und der knappen Kost von Palazzo Nerini ließen sich moderne Dienstboten nicht halten. Die Fremden, die reichen Engländer, Russen und Amerikaner hätten die guten alten Sitten verdorben, klagte die Prinzessin hinter dem schwarzen Fächer; da verlangten diese Menschen doch wahrhaftigen Gottes mit Ausnahme des Freitags an jedem Mittag ihre Portion Fleisch, und die Fastenspeise konnte ihnen nicht fett genug sein. Als begnüge sie selbst sich nicht mit einem Gericht Makkaroni oder Risotto!

Dieses einfache Gabelfrühstück, das mit dem

Glockenschlag zwölf aufgetragen wurde, pflegte der Graf zur hohen Befriedigung der Greisin mit ihr zu teilen. Er hatte da seinen Morgenritt schon hinter sich, den er bei schlechtem wie bei gutem Wetter unfehlbar unternahm, aus einer geradezu abergläubischen Besorgnis steif zu werden, gäbe er nur ein einziges Mal der leisen Müdigkeit seiner alternden Knochen nach. Auf den Ritt folgte das warme Bad, die Durchsicht der eingegangenen Post. Dann ließ er sich rasieren und von dem Kammerdiener auf das sorgfältigste ankleiden, steckte die Gardenie ins Knopfloch und setzte sich vor den Kamin (in den einzigen wirklich bequemen Sessel des ganzen Hauses), um die Zeitung zu lesen, bis das Glockenzeichen ihn zum Frühstück rief.

Um ein Uhr fuhr er ins Hotel de Russie, wo er Barbara meist noch in einem der losen weißen Hauskleider mit dunklem Pelzrand traf, die er an ihr bevorzugte. In den ersten Tagen war sie sehr damit beschäftigt gewesen, ihre gesamte Garderobe zu erneuern. Dieser Wunsch des Grafen, dass sie kein Kleid und kein Stück Wäsche aus früherem Besitz trage, kam ihrem eigenen Gefühl nur entgegen. Zudem gewährten ihr die langen Beratungen mit den diversen Lieferanten, die sich gegenseitig die Klinke in die Hand gaben, für den Anfang Hilfe und Zerstreung.

Auch mit Schmuck war der Graf freigiebig genug. Eine wundervolle Perlenkette und ein antikes Kreuz aus großen Smaragden schmeichelten ihrer weißen

Haut die letzten Reize ab. Den Schmuck nahm sie, wie alles von dem Grafen, ohne Widerstand wie ohne Dank entgegen; zurzeit war ihr Leib sein eigen, zu schmücken wie es ihm beliebte. Aber es war erstaunlich, wie sehr an der Berührung schöner und kostbarer Dinge sich ihre Schönheit neu entzündete; sie erstrahlte in einer zweiten Jugendblüte.

In dem roten, dreifenstrigen Salon, der voller Blumen stand, war der Tisch für zwei gedeckt, mit hors d'œuvres reich bestellt, und während der Graf und Barbara in der etwas lässigen Weise, die der ersten Begrüßung zu folgen pflegt, Rede und Antwort wechselten, nahmen sie wohl schon von den Oliven, den Lachs- und Kaviarschnitten, wobei Barbara im Zimmer auf und ab ging und ihr langes Kleid mit leisem Rauschen über den Teppich schleifte. Ganz besonders gern knabberte sie an den Salzstangen, die der Graf, ihre Vorliebe dafür kennend, ihr aus einer Wiener Bäckerei eigens kommen ließ, nicht zum wenigsten aus Vergnügen, ihre kleinen scharfen Zähne sich in das knusprige Gebäck graben zu sehen.

Von den Speisen, die weiterhin gereicht wurden, bediente sich der Graf nur, wenn ein Gericht seinen Gaumen besonders reizte oder Barbaras weiße Finger ihm eine Frucht schälten und zerlegten. Sie sich gegenüber zu sehen, war ihm tägliches Entzücken. Sie musste berichten, wie sie den Morgen verbracht hatte, und es wurde der weitere Tagesplan vereinbart. Für gewöhnlich gab es nicht viel

zu erzählen; der Vormittag verging, Barbara wusste selbst nicht wie. Sie blieb sehr lange zu Bett, dann war unter Anleitung der Jungfer Teresa die Toilette zu einer hochwichtigen und geradezu spaßhaften Angelegenheit geworden. Barbara hatte nie gewusst, was alles zu beobachten war, wollte man seine Jugend und seine Liebhaber sich bewahren. So zum Beispiel erlaubte Teresa nie, auch an frostigen Tagen nicht, dass Barbara ihr Gesicht anders denn in kaltem Wasser wusch, in dem ein aromatisches Säckchen zehn Minuten einzuweichen war. Laues Wasser, sagte sie, lasse die Haut schrumpfen. Auf diese Waschung folgte gründliches Frottieren mit rauem Handtuch, dann stellte sich Barbara ans offene Fenster und machte langsam, unter strenger Kontrolle Teresas, Atemübungen. Sah sie sich danach in den Spiegel, so durfte sie über die helle Röte auf ihren Wangen staunen. Aber für schlechte Tage, an denen sich diese Farbe nicht einstellen wollte, hatte Teresa in einem silbernen Büchsen Ersatz.

Über Barbaras Haar geriet die Jungfer täglich in einen solchen Zustand der Begeisterung, dass Barbara ihr drohte, für jeden Ausruf der Bewunderung einen Soldo vom Lohne abzuziehen. „Du bist eine rechte Schmeichelkatze, aber die Damen, bei denen du im Dienst gestanden hast, müssen schön dumm gewesen sein, wenn sie an deinem Geschwätz stets wieder Vergnügen fanden.“

Die hätten sehr wohl gewusst, dass sie nicht schmeichle, verteidigte sich Teresa, und hätten nicht

wenig nach ihrem Lob gegiert. Aber zwei Dinge gäbe es, auf die seien die Männer wie versessen: reiches Haar und eine weiße Haut, die könne man bei aller Kunst nicht fälschen. Wenigstens, fügte Teresa grimmig hinzu, lasse sich diese Täuschung bei näherer Bekanntschaft nicht wohl aufrecht halten. „Um einen Soldo bist du schon wieder ärmer,“ rief Barbara lachend.

Diese große, kräftige Römerin, deren herbe, fast klassischen Züge ihrem resoluten, findigen Wesen nicht recht entsprachen, empfand Barbara als wahren Segen. Sie hatte einen nüchternen Verstand, Welterfahrung und ein warmes Herz. Mit ihrem Urteil über Menschen und Dinge hielt sie nicht hinterm Berge, sie erlaubte sich manche Vertraulichkeit, denn sie hatte stets nur im Dienst galanter Damen gestanden, doch wurde sie niemals taktlos oder aufdringlich.

Auch den Grafen belustigte ihre scharfe Zunge. Wenn er bei der Nachmittagstoilette assistierte, verwickelte er das Mädchen gern ins Gespräch. „Vor Teresa musst du dich hüten,“ warnte ihn Barbara lachend. „Sie ist eine arge Männerfeindin.“

„Ja, Teresa, was hast du denn von den Männern erfahren?“

„Viel Schlimmes und wenig Gutes, eccellenza; aber leider finden die Frauen das Gute zu liebenswert und das Schlimme nicht hassenswert genug. Und davon kommt uns alles Unglück.“

Mit großer Sachkenntnis überwachte der Graf

Barbaras Anzug, auf sein Urteil war Verlass, und es machte ihr Freude, ihm zu gefallen. Er war sehr verliebt, aber Skepsis und Geschmack bewahrten ihn vor Lächerlichkeit. Auch hütete er sich, Barbara wie in einem Harem abzusondern. Er fuhr nachmittags mit ihr zu Arragno, nachher zum Konzert auf den Pincio, wenn nicht ein besonders milder Tag in die Campagna lockte, abends empfing sie in ihrer Theaterloge oder in dem roten Salon, dessen etwas laute Pracht sie mit ein paar verblichenen alten Stoffen zu dämpfen suchte, seine Freunde.

Es ging sehr heiter zu an diesen Abenden. Alte und junge Männer drängten sich herzu, Männer auf der Höhe von Macht und Ansehen, junge Nichtstuer, die Erben alter Geschlechter, kluge und törichte, in toten Zeiten wurzelnd oder das Ohr dem Neuen hingeneigt, sie alle geeint durch jenes unsichtbare Band der Selbstverständlichkeit, des Zusammenschlusses, des eingeborenen Bewusstseins ihrer Klasse. Frauen gab es in diesem Kreise nur wenige, so die Sängerin de' Marchi, die gerade in der Rolle der „Tosca“ das Publikum hinriss, dann eine phantastisch verschrobene Engländerin, die in ihrer Jugend zum Kunststudium nach Rom gekommen und als Konvertitin dort hängengeblieben war, und die nun eigentümlich visionäre Bücher zur Verherrlichung der alleinseligmachenden Kirche schrieb und zu dem innersten Ring der römischen Gesellschaft Zutritt hatte, ohne je ihrer exzentrischen Unabhängigkeit sich zu begeben; endlich eine erst vor

kurzem aufgetauchte weißblonde Baltin, von der man nicht wusste, war sie unermesslich reich oder nur eine überaus kühne und geschickte Abenteurerin.

An ihrem Kaminplatz empfing Barbara zur vollen Zufriedenheit des Grafen. Sie kleidete sich fast stets in Weiß. Einmal nur wich sie von dieser Regel ab. Zu einer Premiere im Costanzi hatte sie sich nach eigener Angabe ein von der Mode gänzlich unberührtes Brokatkleid von zartestem Rosa mit großen eingewirkten Silberlilien anfertigen lassen, sehr tief ausgeschnitten und mit langen, eng anschließenden Ärmeln. Zu dieser Toilette schenkte der Graf ihr ein Haarnetz aus aufgereihten kleinen Perlen. „So muss Julie ausgesehen haben,“ sagte er. „Ich hoffe nur, es steigt kein Romeo über den Balkon zu dir ein.“

Er wartete den Bruchteil einer Sekunde auf eine Antwort, die ihn ihrer Neigung versichern sollte. Dann seufzte er kurz und sagte, es sei Zeit zu fahren, wolle man die Ouvertüre nicht versäumen. An diesem Abend ging die Tür zu Barbaras Loge unaufhörlich.

Um die Gedanken an Gran zu übertäuben, die sie anfangs auch in der fröhlichsten Gesellschaft lähmend zu überfallen pflegten, hatte Barbara die Gewohnheit angenommen, des Abends reichlich Wein, vorzugsweise Champagner, zu trinken. Das hatte ihr nicht nur über etwaige Traurigkeit hinweggeholfen, sondern ihr auch gute Nächte verschafft. Die Nächte waren zu Beginn das Schwerste ge-

wesen. Da quälte sie die Vorstellung von der ahnungslosen Rückkehr Grans in das verwaiste Montefalco, und in der dunkeln Stille war ihr nicht auszuweichen. Immer wieder sah sie ihn den Brief vom Schreibtisch nehmen, verwundert, irritiert und leicht erschrocken lesen:

„Ich fahre mit dem Grafen nach Rom. Ich will, dass du frei bist. Sollte dir mein Handeln dennoch Schmerz bereiten, verzeih es mir. Deinen Zorn müsste ich spüren, noch am Ende der Welt.“

Später aus Rom hatte sie, entgegen Vorsatz, Einsicht und Vernunft sein weiteres, stummes Lebenszeichen folgen lassen. Sie schickte Gran einen großen Kasten Süßigkeiten von Arragno, adressiert an seinen Verleger, da sie ihn in Deutschland vermutete. Um diesen Einkauf zu erledigen, hatte sie zu früher Stunde, von Teresa begleitet, das Hotel verlassen, denn auf des Grafen ausdrücklichen Wunsch wagte sie sich niemals allein auf die Straße. Sie fragte sich seither oft und mit wechselnder Empfindung, ob die Sendung Gran je erreicht und ob er, der Süßigkeiten so sehr liebte, das einfache Motiv ihres Handelns, ihm aus der Ferne noch eine Freude zu bereiten, verstanden habe?

War ihr der Wein erst zum milden Tröster geworden, so änderte sich allmählich seine Wirkung, und der Schlaf wurde ein gebrochener, von wüsten Träumen heimgesuchter. In Schweiß gebadet erwachte sie und konnte sich nicht sogleich zu Ruhe und Vernunft zurückfinden. Einmal geschah es, dass sie,

noch halb im Schlaf, auf die elektrische Klingel drückte, die ihr Zimmer mit dem der Jungfer verband; fast hoffte sie, Teresa werde das Läuten überhören. Allein nach wenigen Minuten schon erschien sie, in einem Schlafrock aus hellrotem Flanell mit einer schwarzen Samtschleife am Hals, das dunkle Haar glatt aufgesteckt, so frisch, sauber und tröstlich wie nur je am Tage.

„Mir ist so schlimm zumute, Teresa. Es hat mir Schreckliches geträumt;“ und Barbara hielt sich die Ohren zu, als verfolgten sie die Stimmen des Traumes.

Teresa bettete sie höher, drückte den Saft einer Orange aus und ließ sie davon trinken. Sie werde auf dem Diwan nächtigen, da schlafe es sich so gut wie im Bett, und wenn die Signora etwas benötige, sei sie gleich zur Hand.

So wenig war ihr anderen Tags von der unterbrochenen Nachtruhe anzumerken, dass Barbara, wenn die Angstzustände gar zu heftig wiederkehrten, Teresa zu sich rief. Wollte der Schlaf sich auch dann nicht einfinden, so plauderten sie, und Barbara wurde nicht müde, sich aus Teresas Leben, das bunt genug verlaufen war, erzählen zu lassen.

Mit dreizehn Jahren hatte sie an der spanischen Treppe Blumen verkauft, war von einem verkommenen Maler als Modell entdeckt, missbraucht und in liederliche Gesellschaft geführt worden. Hier wurde sie aufgegriffen und einer Besserungsanstalt überwiesen, in der sie sich durch gute Führung und

Geschick in weiblichen Handarbeiten hervortat. Nach ihrer Entlassung nahm sie, aus Trotz oder aus Gleichgültigkeit, ihr altes Leben wieder auf. Mit zwanzig fasste sie zu einem Franzosen eine tiefe Leidenschaft. Es war ein junger Lebemann, Kunstkenner und Genießer, der sich in den Ateliers herumtrieb, immer auf der Suche nach neuen Sensationen, nach letzter, subtilerer Nerven-erregung. Teresa stand damals einem Bildhauer Modell; in seiner Werkstatt traf sie den Franzosen. Er verlangte von ihr, dass sie an seiner Gegenwart sich nicht stören lasse, es müsse ihr, wie er wegwerfend meinte, doch schließlich einerlei sein, ob vier oder nur zwei Augen die Schönheit ihres Gliederbaus erforschten. Gerade weil er ihr gefiel, nahm sie an seinen Worten, mehr noch an seinem Tone, Anstoß. Stumm griff sie zu ihrem Tuch und verließ das Atelier.

Sie war entschlossen, ihn bettelnd zu ihren Füßen zu sehen, und es gelang ihr auch. Aber kaum dass sie ihn erhört hatte, verließ er nach seinem ursprünglichen Reiseplan und als zähle sie für nichts in seinem Dasein, die ewige Stadt; sie reiste ihm nach. Vor seiner Pariser Wohnung lauerte sie ihm auf; in der gekrümmten Hand barg sie eine scharf geschliffene Stahlnadel wie einen Dolch; Es kam zu heftigem Wortwechsel, dann zu versöhnlicher Umarmung. Die Nadel steckte sie ins Haar. Später, als er sie endgültig um eine andere verließ, wies sie darauf: „Als ich nach Paris kann war ich bereit,

dich zu töten, weil ich dich liebte. Heute lass ich dich laufen.“

Hier fragte Barbara: „Hattest du ihn wirklich nicht mehr lieb?“

„Nein, Signora, ihn nicht und keinen anderen nach ihm. Ich habe noch mit diesem und jenem gelebt, bis ich sah, dass es auch ohne ging. Seitdem hab' ich Frieden und Ruhe.“

Barbara seufzte: „Und niemals Reue?“

Teresa zeigte lachend ihre breiten, glänzenden Zähne. Sie schüttelte energisch den Kopf.

XXIII.

Zum Karneval kam die Marchesa Gradiali nach Rom. Sie und der Graf trafen sich auf einem der großen Feste, die um diese Zeit die römische Gesellschaft vereinten; am nächsten Morgen, und fortab täglich, nahmen sie ihre gemeinsamen Ritte wieder auf.

Es brach die Fastenzeit an und die Marchesa, die sich in einer extravaganten Frömmigkeit gefiel, beanspruchte des Grafen Begleitung zu den Bußpredigten berühmter Kanzelredner, die sie in großer Zahl besuchte. Sie wählte bald diese, bald jene Kirche; ihr Entschluss entsprang stets dem Wunsch des Augenblickes, war plötzlich, heftig und unumstößlich. Dies Briefe und Telefonmeldungen jagten einander, es war dem Grafen nicht länger vergönnt, die ruhige Tageseinteilung dieser Wintermonate einzuhalten, wollte er es nicht zum zweiten Mal zum Bruch mit der Gradiali treiben.

Die Marchesa galt als die schönste Frau Italiens. Sie war Ende der Dreißig, hatte schneeweißes Haar und unter schwarzen Brauen Augen von tiefem, dunklem Blau, das Erbe einer irischen Großmutter. Sie war eine so auffallende Erscheinung, dass es jeden Mann reizte, sich öffentlich mit ihr zu zeigen.

Als launisch bekannt, wechselte sie beständig ihre Liebhaber, so erregte es ein gewisses Aufsehen und galt als höchste Auszeichnung, dass sie Faese in Gnaden wieder aufgenommen hatte.

Der Graf begann Barbara zu vernachlässigen.

Kurz vor Ostern sprach sie ihm den Wunsch aus, Rom zu verlassen. Sie stand am Kamin, lehnte den nackten Ellenbogen, den die Flamme vergoldete, auf den niederen Marmorsims und stützte das Kinn in die Hand. Der Graf saß in seinem Lieblingsstuhl ihr gegenüber, die Beine behaglich langgestreckt. Er empfand die Atmosphäre dieses Zimmers nach Sturm und Unrast der Gradioli wie ein mildes Wunder.

„Der Grund, mein Kind?“

Barbara zögerte einen Augenblick. „Einige deiner Freunde zeigen es mir letzthin allzu deutlich, dass sie glauben, deine Nachfolge ungestraft antreten zu dürfen.“

Der Graf schwieg.

„Ich wäre gegangen, ohne diese Aussprache herbeizuführen, aber Sie wissen“ — sie ließ in aller Natürlichkeit das „Du“ schon fallen — „ich bin mittel- und heimatlos.“

Der Graf seufzte tief und schmerzlich. An diesem Abend flammte seine Leidenschaft noch einmal auf. Er beschwor Barbara, ihn nicht zu verlassen, er machte ihr wie ein Jüngling Versprechungen, die nicht zu halten waren, er litt unter der Angst, sie, die er seinen guten Schutzgeist nannte, zu verlieren. Allein die Gradioli duldete keine Göttin neben sich,

er musste wählen zwischen ihr und Barbara. So gab er diese preis.

Eines Tages brachte er ihr die notariell beglaubigte Urkunde, wonach ihr Wohnrecht und Nutznießung von Montefalco auf Lebensdauer zustand. Der Ertrag des Pachthofes würde zu einer bescheidenen Existenz gerade ausreichen. Barbara empfand diese Form seiner Hilfe dankbar, Montefalco winkte als Asyl, als letzter Zufluchtsort, als Heim- und Einkehr.

„Wir werden also Freunde bleiben?“ fragte der Graf. Er räusperte sich. Barbara fand ihn auf einmal alt und irgendwie mitleiderregend, selbst seine Stimme hatte ihren sonoren Klang verloren. Die unumstößliche Gewissheit kam ihr, einen vom Tod Gezeichneten vor sich zu sehen.

„Gewiss wollen wir gute Nachbarschaft halten.“

„Ach Barbara,“ er brach ab, und sein ehemals so schöner, fester Mund zog sich in den Ecken hilflos wie bei weinenden Kindern abwärts. Sie suchte ihn zu trösten.

„Die Marchesa ist ja so wunderschön.“

„Aber Sie, Barbara, Sie waren für mich wie ein Engel.“

„Und Engel,“ sie lachte, „sind immer ein wenig langweilig. Nicht wahr?“

In der Karwoche fuhr Barbara nach Montefalco zurück; Teresa begleitete sie aus freien Stücken, obwohl ihr Barbara rundweg erklärte, es werde

ihr nicht länger möglich sein, den hohen Lohn zu zahlen. Es sei nun mal von je ihr Wunsch gewesen, auf dem Land zu leben, und ob die Signora nicht auch Hühner und ein paar Ziegen halten wolle? Sie sei zwar ein Stadtkind, eine Römerin des Trastevere, aber was das dumme Bauernvolk verstehe, lasse sich wohl noch erlernen.

In dem verödeten Haus versah Niccola wieder seinen Dienst als gräflicher Kastellan; er empfing Barbara schweigend, das linke Auge zugekniffen, den beweglichen Mund eigensinnig verschlossen. Würdevoll händigte er ihr die Schlüssel aus. Aber Barbara sagte einfach: „Dies ist Teresa, ich hoffe, Ihr werdet Euch gut vertragen,“ und Niccolas Widerstand war gebrochen. Die beabsichtigte Kündigung blieb ihm im Halse stecken.

Im Mai wurde der Graf als Sterbender nach Castelmario gebracht, ein Schlaganfall hatte ihm die rechte Seite gelähmt und ihn der Sprache beraubt. Zwei Krankenschwestern wechselten in der Pflege ab; im Vorzimmer wachte der Diener. Auf dem freistehenden mächtigen Bett, dessen Eckpfosten geschnitzte Löwen zierten, lag der Graf nun Tag um Tag, und sein ruheloses Auge zeugte von der Qual des gefesselten Geistes. Er lallte, doch keiner verstand ihn. Wenn Barbara ihm Blumen unter die vom Schlag gerührten Finger schob, suchte er zu lächeln, und das gelähmte Gesicht verzog sich zu trauriger Grimasse.

Sie las ihm vor, doch sie sah, dass er nicht folgen

konnte und seine gesunde Hand unablässig wie ein gefangenes Tier über die Steppdecke laufen ließ. Da setzte sie sich dicht ans Bett, nahm diese arme rebellische Hand in die ihre, und ganz leise begann sie ein Lied, eine kleine altbekannte Melodie zu summen, als müsse sie auf diese primitive Weise den eingeschlossenen, gepeinigten und aufsässigen Geist erreichen.

Auf der Bettdecke lag ein Täfelchen aus Elfenbein, darauf schrieb der Graf mühsam mit seiner linken Hand: „Figlia mia.“ Und Barbara nickte und lächelte ihm zu.

Als es mit ihm zu Ende ging und Tochter und Schwiegersohn aus Paris eintrafen, zog sich Barbara von dem Kranken zurück. Ein zweiter Anfall hatte ihm das Bewusstsein genommen, er vermisste sie nicht. Die Marchesa Gradiali war nicht ein einziges Mal von Bologna herübergefahren.

Nach seinem Tode schloss sich die Einsamkeit noch dichter um Barbara. Außer Teresa und Niccola sah sie oft tagelang keine Menschenseele, und wenn der Pächter kam, den Zins zu entrichten, ließ sie ihn von Niccola abfertigen. Niemals ging sie des Abends zum Pachthof hinüber, selten ins Dorf. Die ersten Wochen, noch ehe der Graf zum Sterben nach Castelmario kam, dann wieder nach seinem Tod, saß sie stundenlang vor dem Schreibtisch ihres Vaters, an dem Gran gearbeitet hatte, und sie legte den Arm wie zum Schreiben auf die Platte, als müsste das Leder noch die Wärme seines Armes sich

bewahrt haben. Oder sie stellte sich am Eingang der Allee auf und blickte unbeweglich wie ein Standbild die Platanenreihe hinab, als könne sie sich das Gesicht seines Nahens erzwingen. In ihrem Besitz fanden sich einige Bücher, die ihr Gran geschenkt hatte und die zu berühren sie in Rom sich nie gestattet hatte. Es waren das die Gedichte Mörikes, eine Taschenausgabe des Faust, Flauberts Briefe und ein ganz zerlesenes Exemplar des „Stechlin“, das Grans Namen trug. Diese Bücher las sie wieder und wieder. Auch hielt sie sich deutsche Tagesblätter und Zeitschriften und suchte das Feuilleton nach Theater- und Literaturnotizen ab. Ihre Mühe wurde nicht selten belohnt. Dort wurde Grans Stück aufgeführt, hier eine Vorlesung aus seinen Werken kurz besprochen, oder eine Zeitschrift brachte aus seiner Feder ein Gedicht. An solchen Tagen ging Barbara wie im Traum umher, und Teresa musste jede Frage zweimal stellen, ehe ihr Antwort wurde. Einmal las sie auch, Herr Gran habe sich nach Norwegen begeben, um einer alten nordischen Sage nachzuspüren, die ihm das Motiv zu einem Schauspiel geben sollte. Prompt erfolgte der Widerruf; in einer höflichen Zuschrift an die Redaktion leugnete Gran, in dem Lande seiner Vorfahren anderes zu suchen als die Erholung, die ihm in überfüllten Schweizerhotels oder kinderreichen Nordseebädern nicht zu winken scheine. Dieser kühle Ton der Verwahrung traf sie wie der Klang einer lebendigen Stimme.

Noch vor Ablauf eines Jahres aber musste Barbara diesen Ring der Versunkenheit durchbrechen, Niccola wurde krank und die Last der Arbeit lag allein auf Teresas Schultern. Sie und Niccola zusammen hatten allmählich einen regelrechten kleinen Gutsbetrieb sich eingerichtet; Hühner gab es, Tauben und Enten, zwei Ziegen und eine Kuh und Arbeit vom frühen Morgen bis zum Abend. Und nun versagten des Alten Kräfte, die Beine schwellen an, er konnte nur noch in der Sonne sitzen, Kartoffeln schälen und Gemüse putzen, und Teresa hantierte an seiner Stelle unverdrossen mit Spaten, Hacke und Gießkanne. Barbara sah ihr gerne nach, wenn sie schwere Lasten trug, wenn ihr großer reifer Körper sich bückte und wieder aufrichtete, wenn sie mit einer weiten, schenkenden Gebärde aus ihrer blauen Schürze dem Geflügel Körner streute. Schüchtern bot sie ihre Hilfe an; ihre Kräfte reichten ja nicht weit, aber Teresa ermutigte sie zur Arbeit, suchte ihr Interesse wachzuhalten. Allmählich veränderte sich der Ton ihrer Rede; es waren nicht mehr Herrin und Dienerin, die zusammen sprachen, sondern zwei Frauen, die Gemeinsames trugen: den Tag und was er brachte. Es kam auch immer öfter vor, dass Barbara ins Dorf hinunter musste, sie tauschte mit den Bauern Gruß und Lächeln, die Kinder liefen auf sie zu und ließen sich von ihr beschenken. Bald wurden auch die Mütter vertraut, fragten die Signora um Rat, wenn eines der Kleinen krank war, man zeigte ihr mit Stolz die Neugeborenen. Eine Jung-

verheiratete, die ihr Erstes erwartete, nahm ihr das Versprechen ab, ihr in der schweren Stunde beizustehen. Die junge Frau starb, und Barbara trug das Kind ins Herrenhaus und wartete es, bis aus entferntem Dorf die Großmutter es zu sich holte. Am Totenbett war sie mit dem Pfarrer zusammengetroffen, er begleitete sie ein Stück Weges und schien ihre Scheu nicht zu bemerken. Als hätte sie Montefalco niemals verlassen, als hätte sie nicht ein Jahr lang wie eine Verfehlmte sich abgesperrt, kramte der kleine, joviale und gesprächige Herr die Sorgen seines Kirchspiels vor ihr aus; er hatte mancherlei auf dem Herzen, Armut und Trunksucht, Spielwut und Unverstand.

Barbara versprach zu helfen, wo sie konnte. Geld hatte sie keins im Überfluss, aber man wusste nun, wo Geduld, Rat und Trost zu finden waren und kam, sich dieses gute Wort zu holen. Mit ihrer Gesundheit stand es unterdessen nicht zum Besten, ihre Stimme klang wieder so sonderbar gedämpft, als gleite sie über Watte hin, von einer heftigen Erkältung war ihr ein Husteln geblieben, das sich nicht wieder verlor.

Auf ihrem Gesicht lag oft ein seltsames Lächeln, vor dem Teresa den Blick hastig abwandte, als könne sie den Anblick nicht ertragen.

„Mit den Jahren wird es schon leichter werden,“ sagte sie zu Teresa, und sie sagte nicht, was unter „es“ zu verstehen sei. Manches Mal fragte sie auch, aufmerksam und ernst wie ein Kind, das auf ein

Märchen hört: „Und du hast niemals Reue nach allem, was du aufgegeben hast, Teresa?“

„Wenn man seine Arbeit tut,“ sagte Teresa rau — ihre Stimme hatte längst sich der bäurischen Umgebung angepasst — „bleibt einem zu Reue und dergleichen keine Zeit.“

„Dann musst du mir eben mehr zu tun geben.“

„Ach, Sie armes Vögelchen brechen mir ja so schon fast zusammen. Mager sind Sie geworden zum Erschrecken, Niccola merkt es auch und ist doch schon halb blind.“

Barbara schüttelte lächelnd den Kopf. „Von der Arbeit ist das nicht.“ Und dann sagte sie wieder und schöpfte aus der Regentonne Wasser, um die Tomaten zu gießen: „Mit der Zeit wird ja alles leichter. Und die Zeit vergeht, man muss nur zuwarten. Heute hab’ ich das erste graue Haar gefunden.“

Im vierten Jahr ihrer Einsamkeit ließ sich Barbara an einem klaren Februarmorgen von dem Dorfwirt in die Stadt fahren, wo sie zum Frühjahr einzukaufen hatte: Schuhe für sich und Teresa, Schürzenstoff und einen schattigen Gartenhut, für Niccola eine Sonntagsweste, recht bunt, wie er es liebte, und eine lange Liste mit Aufträgen für die Frauen im Dorf, Kinderstrümpfe und Windeln, Kochtöpfe und bedruckte Umschlagtücher und dann, nicht zu vergessen, gab es Süßigkeiten für die Kinder mitzubringen.

Vor dem Palazzo Comunale setzte der Wirt sie ab und knallte im Weiterfahren lustig mit der Peitsche. Die Sonne hatte viele Fußgänger aus den Stuben gelockt, Wagen rasselten vorüber, die Elektrische klingelte, vor den Schaufenstern der Via Rizzoli blieben die kleinen Mädchen stehen und sehnten einen reichen Kavalier herbei, der ihnen diese ausgestellten Frühjahrsherrlichkeiten verehren sollte. Barbara schlenderte so langsam durch die Straßen, als hätte sie nicht fürs halbe Dorf Einkäufe zu erledigen. Der Strom der großen Stadt hatte sie erfasst, sie fühlte sich vom Leben vieler Menschen, das in ihm zusammenfloss, getragen. Sie ließ sich treiben, ohne Ziel noch Willen.

An einer Ecke blieb sie stehen und sah belustigt dem Treiben eines zottigen Hundes von unbestimmter Rasse zu, der sich im Rinnstein geduckt hielt, um jedes schnell nahende Fuhrwerk von der Seite anzufallen, unter lautem Gekläff die Räder entlang zu rasen und wenn möglich mit einem letzten stürmischen Sprung des Pferdes Mähne zu erreichen. War ihm das gelungen, so kehrte er, unberührt von den Flüchen des Kutschers, mit Geschick dessen Peitschenhieb entgehend, an seinen Eckstein zurück und wartete die weitere Gelegenheit zur Ausübung seines eigentümlichen Sportes ab.

Die Sonne schien hell, und es gefiel Barbara, in ihrem warmen Schein zu stehen und den närrischen Hund zu betrachten, dessen Flanken unter rauem, wirrem Behang sich in Erschöpfung höhlten, dessen

Zunge, vor Hitze blau angelaufen, weit aus dem Maul hing und lechzend von Seite zu Seite rollte.

Nun war es ein hochausgreifender amerikanischer Traber, dessen braunes Fell seidig glänzte, an dem der Hund von neuem seine Künste üben wollte. Allein hier war er an den Unrechten geraten, an ein nervöses, überzüchtetes Tier. Vielleicht war auch die zügelführende Hand durch das schrille Kläffen unruhig geworden — wie dem auch sein mochte, der Traber sprang in einem wütenden Satz zur Seite. Sein rechter Hinterhuf, an dem das Eisen bläulich blitzte, traf den zottigen Hund in die Rippen, der leichte Korbwagen raste in beängstigendem Tempo weiter, und mitten auf dem Fahrdamm, quer über der Trambahnschiene lag, einem dunkeln Wollknäuel gleich, die regungslose Masse des Hundes. Und schon brauste um die Ecke eine Straßenbahn.

Barbara fühlte in ekelerregender Weise den Speichel im Mund zusammenfließen. Mit Anstrengung schluckte sie; und danach waren Schlund und Gaumen trocken, als habe eine Flamme sie verdorrt. Ihr Herz klopfte. Das Klingeln des Wagenführers zerriss ihr das Ohr, drang wie ein spitzer, glühender Draht ihr ins Gehirn, sie glaubte den Anprall der schweren, plumpen Räder mit sonderbar weichlichem Stoß gegen den eigenen Körper zu spüren, den hohen knirschenden Laut brechender Rippen zu vernehmen.

Als könne einzig rasche Bewegung, unaufhalt-sames Vorwärtsstürmen sie vor unerträglich Fürch-

terlichem retten, stürzte sie sich auf die Schienen, packte den Hund — seine Haare fühlten sich verfilzt und widerlich an —, hob den schweren widerstandslosen Körper, schleuderte ihn weit von sich. Ein furchtbarer Schrei gellte ihr ins Bewusstsein — hatte ihre Kehle ihn ausgestoßen, ehe das Nichts sie in seinen schwarzen Rachen aufnahm, oder kam er von den Umstehenden, in Schreck Erstarrten, die jetzt einen dunkeln Ring um die Verunglückte bildeten, um nur mit Mühe von den beiden Polizisten zurückgedrängt zu werden?

In der chirurgischen Klinik fand man bei der noch immer Bewusstlosen einen Brief mit Namen und Adresse; als Barbara in später Nacht zu sich kam, sah sie das Gesicht Teresas schluchzend über sich gebeugt.

Ein gellender Schmerz hatte sie der Wohltat der Bewusstlosigkeit entrissen, vor seiner Gewalt schloss sie wie vor einem blendend weißen, überstarken Licht die Augen. Undeutlich vernahm sie Stimmen gleich dem Brausen ungezählter lästiger Mücken, sie spürte, dass etwas mit ihr geschah. Der Schmerz ließ nach, versickerte in eine unergründliche Tiefe. Sie zog langsam den Atem zwischen den Zähnen ein; es gelang. Sie riskierte ein kleines, überaus behutsames Lächeln; nichts geschah. Dann, unter lauernder, unendlicher Vorsicht öffnete sie von neuem die Augen. Sie blickte gerade in Teresas verweintes Gesicht; die Oberlippe war dick geschwollen.

Sie sagte: „Arme Teresa.“ Sie hatte geglaubt,

ganz laut zu sprechen, doch sie vernahm keinen Ton. Sie raffte alle Kraft zusammen, wiederholte: „Arme Teresa!“ Diesmal gab es einen schwachen, heiser gebrochenen Laut wie der verrostete Klang einer brüchigen Feder. Eine Spieldose sah sie plötzlich vor sich, an der sie als Kind sich erfreut hatte, wenn ihr Vater sie auf den Tisch stellte und aufzog. Es war eine köstliche Spielerei, die er einst in dunkler Bude auf dem römischen Tandelmarkt erstanden hatte: ein goldener Vogel, der den Schnabel kecklich in die Luft hob und eine kleine schrill-süße Melodie zum Besten gab. Der Vogel hatte für gewöhnlich seinen Stand in einem Eckschrank hinter Schloss und Riegel, aber einmal stand die Tür zum Schränkchen offen, die Versuchung war gar zu groß, und die kleine Barbara kletterte auf einen Stuhl, langte nach dem goldenen Vogel, hob ihn herab und ließ ihn, zitternd vor lauter Vorsicht, zu Boden fallen. Wie sie nun auch den Schlüssel drehen mochte, der Vogel ließ sein Lied nicht hören. Weinend lief sie zu ihrem Vater, klagte sich ihrer Schuld an. Der Professor sagte: „Die Feder ist gebrochen.“ „Wird er nie mehr singen?“ „Nein, mein Töchterchen, du hast ihn stumm gemacht.“ „

Barbara hörte sich sagen: „In mir ist die Feder gebrochen.“

Im Zimmer war es bis auf ein Nachtlämpchen, dass in einer Ecke brannte, dunkel; dann ging die Tür, Licht drang herein, ein Mann in weißem Kittel, eine Nonne in weißer Flügelhaube, lauter weiße

Flüchen kamen wie schimmernde Segel auf sie zu. War das nicht das Watt mit den Fischerbooten darauf? Und wartete nicht Gran irgendwo auf sie?

„Ich muss depeschieren,“ sagte sie, und mit unendlicher Mühe diktierte sie dem Arzt das Telegramm an Gran.

Danach lag sie und wartete, zwei Tage und zwei Nächte. Alle paar Stunden fiel sie mit erhöhter Gewalt der Schmerz an; sie biss die Zähne auf die Unterlippe, bis ein Bluttröpfchen hervortrat, und dieses Warme, Feuchte nahm dem Leiden seine Stärke, das Drohende, Feindselige. Sie stöhnte. Einmal griff sie auch mit der linken Hand, dem einzigen Glied, das sie frei rühren konnte, in die Luft, als müsse ihr von irgend her ein Halt und eine Stütze werden. Dann trat die Spritze in Tätigkeit und der Schmerz verdämmerte. Es rann ihr warm durch die Glieder, als weiteten und lösten sich Gefäße und Muskeln, verlören ihre gesetzmäßige Hemmung und Begrenztheit, als werde ihr Leib zu einem still fließenden Wasser, zu einer lauen Quelle, die alles Trübe, Abgestandene mit sich dahinspülte.

XXIV.

Gran bewachte Barbaras Schlummer. Man hatte die Gaben Morphium erhöhen müssen, nun lag sie stundenlang zwischen Traum und Bewusstlosigkeit. Je länger Gran auf die regungslose Form starrte, deren Glieder nur leicht die Decke wölbten, und auf das wächserne Gesicht, desto mehr glaubte er, schon eine Totenwacht zu halten. Unter der gespannten Haut drängten sich Stirn- und Backenknochen vor, als sei von ihnen alles Fleisch geschmolzen. Die Oberlippe war zurückgezogen und ließ den blassen Gaumen sehen. Zwischen den nicht fest geschlossenen Lidern schimmerte das Weiße des Augapfels wie die Schuppen eines Fisches. Infolge der Rückgratverletzung hatte man die Kranke sehr flach lagern müssen; das Kinn ragte spitz in die Luft.

Grans Auge forschte weiter; da war der magere Hals, der, zurückgeworfen, eigentümlich langgezogen schien, die Arme, bis zum Ellenbogen frei, lagen dünn und ausgemergelt auf der Decke, die Hände waren von grünbleicher Farbe und abgezehrt; an den Fingern wirkten die einst so zierlichen Gelenke breit und wie vergrößert.

Wie von einem grellen Licht wurde Gran von der

Erkenntnis überflutet, dass diese Abgezehrtheit des ganzen Körpers nicht allein die Folge weniger Schmerzentage war; und die Brutalität des Unglücks, gegen dessen Sinnlosigkeit er eben noch sich aufgebäumt hatte, klärte sich ihm mit einem Schlag zu Sinn und Gesetzmäßigkeit. Wie ein Strom erschien ihm jetzt das Leben, das hier vor seinem Auge sich aushauchte, wie ein Strom, der unablässig, in Windungen und über Geröll, durch flaches Land und enge Schluchten sich ergossen hat und nun zum Ende seines Laufs die Ufer seines schmalen Bettes sprengt und edel ungestüm sich in das Meer wirft.

Auf einmal wurde er gewahr, dass Barbara die Augen offen und seinen Blick gefangen hielt. Dennoch schien sie nicht ihn, vielmehr durch ihn hindurch zu sehen. Am Morgen hatte ihn der Arzt gebeten, sich auf das Äußerste gefasst zu machen, einzig die Hoffnung auf sein Kommen habe das schwache Licht so lange flackern lassen. Aber in den Augen, die in dem Totenantlitz, dunkler und seltsam fremd geworden, glänzten, brannte das Lebendigste vom Leben: Wunsch und Unruhe.

Er suchte zu ergründen, was sie bewegte. Er nahm alle einführende Kraft seiner künstlerischen Intuition zusammen; an ihrer Stelle lag er auf dem Folterbett und blätterte Seite um Seite im Buche ihres Lebens. So gewaltig war die Arbeit, die seine Phantasie zu leisten hatte, dass auf der Stirn die Ader dick hervorquoll. Die Augen hielt er geschlossen.

Zuerst wehte ihn die ungeheure Fremdheit erkäl-

tend an, die den Mensch vom Menschen trennt; was wusste er von dieser Frau mehr, als dass sie ihn bis zur Selbstaufgabe geliebt hatte? Doch allmählich änderte sich die Einstellung seiner Gefühlswelt. Er selbst war ausgeschaltet, er sah Barbara nicht länger von außen, sondern von innen, aus ihrem eigenen Wesen sie erkennend. Da lag sie und blickte dem Tod ins Auge, dachte wohl an das, was sie versäumt, was sie verschuldet, an alles, worum das Schicksal sie betrogen hatte . . .

Er kniete behutsam, um das Bett nicht zu erschüttern, nieder; er legte seinen Mund auf ihre Hand. Leise fragte er: „Möchtest du deinen Jungen sehen? Soll ich an Koestlin depeschieren?“

Es ging mit ihrem armen Gesicht eine aus der Tiefe vorbrechende Wandlung vor. Die Lider schlossen sich sanft und natürlich, die Lippen, die eben noch fest über den Kiefer gespannt waren, blühten auf, wurden weich und wie von neuem Saft durchblutet. Ihre Linke tastete nach Grans Scheitel. „Du Lieber . . .“

„Sie wird seine Ankunft nicht mehr erleben,“ sagten die Ärzte, sagten die Schwestern. Aber Gran suchte mit aller Kraft seiner Gegenwart und seines Willens ihre Hoffnung zu stützen, so schwer er den Anblick ihrer Leiden ertrug.

Man möge nur um alles ihr nicht zu viel Morphium geben, flehte Barbara, nicht um eine Stunde ihr Dasein kürzen.

Sie hatte von Gran die Lüge möglichen Genesung

nie geduldet. „Hätte ich den Tod nicht in mir gewusst, wie hätte ich dich rufen dürfen?“ Aber manches Mal, wenn zwischen Schmerz und Schwäche eine erträgliche Stunde aufblühte wie eine wilde Blume zwischen Schutt und Stein, sprachen sie zusammen in einer von Leid und Qual reingeglühten Kameradschaft. Nur von Wesentlichem, von Dingen, die auch dem Sterbenden noch wert und heilig sind. Ihr Leben mit dem Grafen Faese berührte sie wie gleichgültig Belangloses. Aber Gran glaubte in ihren Augen eine Frage zu lesen.

Er sagte offen, entschlossen die Wahrheit und nichts als sie zu geben: „Ja, Barbara, ich habe damals gelitten und dir gezürnt, und ich gefiel mir in der kalten Maske des Schweigens. Ich tat mir noch etwas darauf zugute, nicht wie ehemals Koestlin an das Gesetz zu appellieren, mir nicht von ihm die Verletzung meiner Rechte öffentlich bestätigen zu lassen. Was ich empfand, war primitive Eifersucht, beleidigte Verwunderung, dass du einen anderen mir hattest vorziehen können. Denn ich glaubte dich in den Grafen verliebt oder doch in Gefahr, es zu werden. Er war ein schöner Mann, kannte sich in Frauenherzen aus wie der Juwelenhändler im Schliff der Diamanten. Rasend machte mich die Vorstellung Eurer Umarmung . . . Damals entstanden die Sonette ‚Requiem für eine Lebende‘. Aber schon damals freute ich mich, uneingestanden, meiner Freiheit.“

„Und dann? Was hast du dann geschaffen?“

„Dann kamen zwei Einakter, die auf heftigen Widerspruch stießen, Dichtungen des Kampfes und der Zerrissenheit, deren ich mich nicht zu schämen habe. Aber ein wirklich innerer Zwang hat mich doch wohl nie zum Theater getrieben, und Eggers war schon im Recht mit seiner Warnung. So kehrte ich der Bühne den Rücken.“

„Es wurde still von dir in den Blättern.“

„Ja, ich hatte mich zu dem ‚Wegsucher‘ zurückgefunden. Von der ersten Fassung ist freilich wenig mehr als der Titel geblieben. Übrigens, dieser Tage geht das Buch in Druck.“

Barbara schloss die Augen. „Dann ist es ja gut.“

Man hatte zu starken Reizmitteln greifen müssen, um die sinkenden Kräfte zu beleben, und Gran sah mit Schrecken die fortschreitende Arbeit des Todes in den verfallenden Zügen. Die Stunden, die sie noch von der Ankunft ihres Jungen trennten, wölbten sich vor seinem Auge wie schwere, undurchdringlich zähe Kugeln, deren ruhiges Schweben kein Wunsch und kein Verzweifeln vorwärtspeitschte.

Zum Sprechen war sie fast schon zu schwach; aber hin und wieder glitten wie Wellen Unruhe und Furcht über das fremd gewordene Gesicht. Da entsann sich Gran des schönen Brauches der Birmesen, dem Sterbenden von seinen guten Taten zu reden. Einem Märchen gleich zählte er in seiner tiefen, warmen, klingenden Stimme die vielen kleinen Züge von Liebe, Güte und Erbarmen auf. Wie in einen geheimnisvollen Brunnen musste er in die Erinne-

rung hinabsteigen, ehe die Wasser der Vergangenheit ihm rauschten.

„Damals der kleine Kutscherjunge, dem du Orangen gebracht hast und der sich von dir die Nase putzen ließ . . . Und unsere Münchner Kathi mit ihrem ungetreuen Schatz, weißt du noch, wie sie losheulte, als du sie zum Abschied unter deinen Blusen eine wählen liebst? . . . Und war da nicht in London ein Leierkastenmann, mit dem du italienisch sprachst? Er lachte über das ganze Gesicht, seine Zähne waren braun von Tabak, braun wie Milchkaffee . . .“

Wirklich, Barbara lächelte. Sie bewegte die Lippen, bewegte auch die eine arme Hand. „Jetzt könntest du meine Liebe besser ertragen, Lukas. Sie wäre auch eine andere. Sieh, mein Herz war voller Selbstsucht, ich allein wollte die Opfer tragen, ich machte dich zum Schuldner, ich betrog dich um dein Menschentum. Aber heute hast du mir verziehen.“

Und das Unwahrscheinliche geschah: sie erlebte noch das Kommen ihres Sohnes.

Einmal, als sie die Augen aufschlug, stand er hinter Nebeln an ihrem Bett, ein großer schlanker Junge von elf Jahren, brünett wie sein Vater, mit breiter Stirn und schmal zulaufendem Kinn. Seine Arme waren ganz mit bunten Anemonen angefüllt, und er hielt die Blumen verlegen und ein wenig mürrisch wie es Kinder tun, die zu einem fremden und peinlichen Zeremoniell genötigt werden.

Eine Türe ging, und eine Stimme der Vergangenheit schlug in ihr Bewusstsein ein. Sie schloss die Augen wieder. „Es ist ja nicht wirklich Nino,“ dachte sie, „es ist ein Traumbild wie so oft schon.“

Dann trat jemand ans Bett und suchte mit einem kleinen Löffel ihr etwas einzuflößen. Es roch nach Champagner. „Was quälte man sie? Champagner war gut in lustiger Gesellschaft . . . sie sah ihren römischen Salon vor sich, roch Blumen und Parfüms, man lachte, schwatzte, trank; die Holzscheite im Kamin krachten . . .

„Nimm dich zusammen, Barbara,“ sagte Gran dicht an ihrem Ohr. „Hier ist der Junge. Koestlin schickt ihn dir, du sollst ihn ganz für dich haben.“ Und leiser rannte er: „Du darfst den kleinen Kerl doch nicht erschrecken.“ Da schluckte sie, was man ihr reichte.

Die Nebel hoben sich. Nino stand noch am gleichen Fleck und schob die Unterlippe vor. Zwischen den Brauen hatte er die kleine senkrechte Falte wie Anton.

„Willst du deine schönen Blumen nicht abgeben?“ fragte Gran, und der Junge tat einen Schritt nach vorn und ließ den Strauß auf die weiße Decke fallen, erleichtert wie man ein brennendes Streichholz von sich wirft.

„Setz’ ihn mir aufs Bett,“ sagte Barbara. Dann lauter: „Ich will allein mit ihm bleiben. Oder fürchtest du dich vor mir, Nino?“

„Nein,“ platzte der Junge laut heraus und wurde

rot. Nun saß er auf dem Bett und dachte daran, die Beine stillzuhalten, wie es ihm der fremde Herr eingeschärft hatte. Es war eine große Anstrengung, nicht mit den Beinen zu schlenkern, er richtete sein ganzes Augenmerk darauf. Dazwischen schielte er auf seine Mutter. Es ekelte ihn ein wenig vor dem Wachsgesicht und dem halboffenen Mund, auch roch es hässlich im Zimmer. Im Kopf hatte er ein dummes Gefühl wie nach zu langer Karussellfahrt, als säße einem auf den Schultern ein ungeheurer leerer Kürbis. War es ihm nicht auch ein bisschen übel? Daran durfte man nicht denken, sonst konnte es geschehen, dass sich einem der Magen umstülpte und es einen im Hals zu würgen begann. Tag und Nacht hatten sich unter ihm die Eisenbahnräder gedreht, und wie er im Hotel gemütlich hatte frühstücken wollen, fing da nicht sein Vater feierlich zu reden an, von seiner armen Mutter (von der zu sprechen sonst verboten war), von einem grässlichen Unglück und dann noch albernes Zeug vom lieben Gott und seinen Engeln, wobei der Dümme sehen konnte, dass Vater selber nicht daran glaubte und sich fast genierte? Da war es mit dem Hunger und dem guten Frühstück (eine gelbe Melone hatte auf dem Tisch gestanden) aus und vorbei, und nun saß er hier. Wozu? Was wollte man von ihm, Vater und das gelbe Wachsgesicht, aus dem der Schweiß geradezu widerlich in Tropfen stand, und zu dem er plötzlich Mutter sagen sollte, und der fremde Herr, der tat als sei er hier zu Hause, und

die Frau in der weißen Haube, die stumm und blind in ihrer Ecke saß und die Hände in ihre weiten Ärmel wie in zwei große Müffe schob?

Das Wachsgesicht bewegte wieder die Lippen und begann zu reden, hoch und heiser wie das rostige Kreischen der Stalltür daheim, wenn Jakob vergaß, die Angeln zu schmieren. Zwischen je zwei Worten kam ein kurzer Atemzug, laut und rau, als fange er sich im Hals. Man konnte das nicht hören, ohne selbst atemlos zu werden wie beim letzten Schulausflug den steilen Weg hinaus zum Melibokus.

Er musste viele Fragen beantworten, und er tat es wortkarg, unwillig und verdrossen. Von der Schule sollte er erzählen, von Kameraden und Lehrern. Und wie es Frau Traugott gehe?

„Ach, die ist doch schon lange weg.“

„Natürlich, du bist ja jetzt ein großer Junge, ein Gymnasiast. Und nun versäumst du meinetwegen die Schule, Nino, und wirst wohl tüchtig nachzulernen haben?“

„Man ruft mich nicht mehr Nino.“

„Nicht? Wie denn? Hans?“

„Johannes.“

„Hu, wie feierlich das klingt. Also Johannes, was wünschst du dir denn zum Geburtstag? Einen neuen Baukasten oder ein Kasperltheater?“

„Baukasten!“ wiederholte der Junge gering-schätzig. „Ein Rad krieg’ ich, Marke Cleveland, pikfein, mit Freilauf . . . Vater hat es schon ge-

kauft, es steht im Stall und Jakob hat's mich heimlich sehen lassen.“

Sie war ganz glücklich, dass er aufzutauen schien, allein die nächste Frage trieb ihn wieder in seine Schale zurück. „Was willst du denn werden?“

„O—o—ch,“ machte er — wie gut sie diesen langgedehnten Ton des Missvergnügens kannte — „ich weiß nicht . . .“

Wenn sie doch nur die Zauberformel fände, dachte sie verzweifelt. Es war ganz still im Zimmer, eine Fliege summt, setzte sich auf ihre Stirn. Fliegen . . . da wurde es wohl Frühling . . . für die anderen, aber nicht für sie. Sie hatte nichts als diese Stunde, und sie nutzte sie nicht. Sie kam dem Jungen nicht näher, sie pochte vergebens an seine Tür, er öffnete nicht. Die Worte schienen ihn nur fortzutreiben.

Er vergaß die Füße stillzuhalten, und jeder schütternde Stoß gegen die Bettlade ging wies ein Schwert durch Barbaras gemarterten Leib. Maria mit den sieben Schwertern, dachte sie, ach und wenn sie doch aus ihren Schmerzen dem Jungen einen Kranz flechten dürfte, einen Talisman ihm lassen, ehe sie ging.

Sie sprach nicht mehr. Die Schwester kam auf Zehenspitzen näher, feuchtete ihr mit einem Läppchen die trockenen Lippen und verzog sich wieder stumm in ihre Ecke. Und der Junge dachte nach, scharf, angespannt, mit der tiefen Falte zwischen den Brauen.

„Mutter,“ sagte er so plötzlich, dass er selbst erschrak und leise, verwundert dieses Wort nachklingen ließ, „Mutter, tut es arg weh?“

Barbara sah ihn groß an. Ihre Stirn war nass vor Schweiß und schien zu leuchten. Ihr Mund war groß, weich und liebevoll. „Nicht mehr, mein Junge. Jetzt nicht mehr.“

Der Junge grübelte weiter. „Ist es schwer zu sterben?“

„Nicht allzu schwer. Aber das Leben ist wunderschön, Nino, verzeih, Johannes, wunderschön, daran musst du immer festhalten.“

„Ja aber,“ er nahm einen gewaltigen Anlauf, „wenn du es noch mal zu tun hättest, würdest du den Hund wieder retten wollen?“

„Ja.“

„Aber,“ der Junge schrie es fast, „du hast ihn ja gar nicht gerettet, ich hab’ gehört, wie der Herr zu Vater sagte, der Hund sei überhaupt schon tot gewesen.“

„Tot? . . . Ach, es war ein so lustiger kleiner Hund, du hättest ihn nur sehen sollen, wie er an den Pferden hochsprang.“

„Vater hat zu dem Herrn gesagt: Zu denken, dass sie sich für einen Hund geopfert hat und noch dazu umsonst!“

„Umsonst?“ Barbaras Stimme war eigentümlich klar geworden. „Johannes, es ist nicht der Erfolg, der zählt, nicht das, was wir gewinnen.“ Sie sprach wie in Eile und der Atem klirrte ihr

im Hals. „Sieh mich an, Johannes, ich will dir ein Geheimnis sagen. Du musst dich nicht bewahren, nicht mit dir selbst geizen. Es gibt nur ein Glück, eine Befreiung: sich selbst verströmen wie Blut aus einer Wunde . . .“

Irgendjemand hob den Jungen vom Bett. Die Nebel krochen jetzt bis dicht vor ihren Mund, erstickten sie.

Gegen Abend kehrte ihr noch einmal das Bewusstsein wieder und sie bat, Anton zu sehen. „Ich will ihm danken.“ Zu ihm sagte sie einfach: „Es muss sehr schwer für dich gewesen sein, mir den Jungen zu bringen. Ich danke dir.“

Aber dann wandte sie sich von ihm zu Gran. In der Nacht, es ging schon auf den Morgen, starb sie. Die wachhabende Schwester hörte einen kleinen, röchelnden Seufzer, der kurz abbrach. Sie rückte die Lampe so, dass ihr Strahl voll auf die Kranke traf. Das Gesicht der Ruhenden schien unverändert, aber der Spiegel, den sie vor die geöffneten Lippen hielt, trübte sich nicht.

In Montefalco wurde sie begraben.

Voskobari 656

Heinz-Gerhard Greve

Andante

The musical score is written for a single melodic line on a treble clef staff. The key signature is two sharps (F# and C#), and the time signature is 4/4. The tempo is marked 'Andante'. The score consists of three staves of music. The first staff contains four measures, the second staff contains three measures, and the third staff contains four measures. The notation includes various musical symbols such as notes, rests, and fingerings (1, 2, 3, 4, 0). The piece concludes with a double bar line.

Vögele der Maggid (eBook)

Eine Geschichte aus dem Leben einer kleinen jüdischen Gemeinde
von Aaron David Bernstein, 1864
+ Vögele der Maggid für klassische Gitarre

Mendel Gibbor (eBook)

von Aaron David Bernstein, 1865
+ Mendel Gibbor für klassische Gitarre

Die vierte Galerie (eBook)

Ein Wiener Roman
von Oskar Rosenfeld, 1910
+ Die vierte Galerie für klassische Gitarre

Tage und Nächte (eBook)

Novellen
von Oskar Rosenfeld, 1920
+ Tage und Nächte für klassische Gitarre

Mendl Ruhig (eBook)

Eine Erzählung aus dem mährischen Ghettoleben
von Oskar Rosenfeld
+ Mendl Ruhig für klassische Gitarre

Vom Cheder zur Werkstätte (eBook)

Eine Erzählung aus dem Leben der Juden in Galizien von F. v. St. G.
Moritz Friedländer, Wien 1885
+ Vom Cheder zur Werkstätte für klassische Gitarre

Gedichte (eBook)

von Ludwig Franz Meyer
+ Ein Gedicht für klassische Gitarre

Polnische Juden (eBook)

Geschichten und Bilder von Leo Herzberg-Fränkell,
1888, dritte vermehrte Auflage
+ Aus der vergangenen Zeit für klassische Gitarre

Eduard Kulke, Ausgewählte Werke (eBook)

+ Musiknoten für das Stück Voskobari 167 für klassische Gitarre

Geschichte der Juden in Frankfurt a. M. (1150-1824) von I. Kracauer, 1. Band (eBook)

+ Noten „Voskobari 139“ für klassische Gitarre

Geschichte der Juden in Frankfurt a. M. (1150-1824) von I. Kracauer, 2. Band (eBook)

+ Noten „Voskobari 140“ für klassische Gitarre

Geschichte der Juden in Nürnberg und Fürth von Hugo Barbeck, 1878 (eBook)

+ Noten „Voskobari 146“ für klassische Gitarre

Für unsere Jugend. Ein Unterhaltungsbuch für israelitische Knaben und Mädchen.

Herausgegeben von E. Gut (eBook)

+ Noten „Voskobari 143“ für klassische Gitarre

Songs from the Ghetto By Morris Rosenfeld (eBook)

„Mein Judentum“ (eBook)

Die hauptsächlichsten unterscheidenden Merkmale des Judentums und des Christentums. Für jung und alt dargestellt von Isaac Herzberg

+ Noten „Voskobari 145“ für klassische Gitarre

Geschichte der Juden in Berlin von Ludwig Geiger, 1871 (eBook)

+ Noten „Voskobari 148“ für klassische Gitarre

Die Juden in Trier von Fritz Haubrich (eBook)

+ Noten „Voskobari 149“ für klassische Gitarre

Geschichte der Juden in Magdeburg von Dr. Moritz Spanier (eBook)

+ Noten „Voskobari 150“ für klassische Gitarre

Bilder aus der Vergangenheit der jüdischen Gemeinde Mainz von Dr. Siegmund Salfeld (eBook)

+ Noten „Voskobari 160“ für klassische Gitarre

11 Bücher von Ida Oppenheim (28.8.1864 – 19.10.1935) (eBook)

+ Noten „Voskobari 151“ für klassische Gitarre

8 Bücher von Isaak Herzberg (18.6.1857 – 6.11.1936) (eBook)

+ Noten „Voskobari 152“ für klassische Gitarre

Geschichte der Juden in Olmütz von Prof. Dr. Berthold Oppenheim (eBook)

+ Noten „Voskobari 153“ für klassische Gitarre

Märchen von Clara Michelson (eBook and paper book)

+ Noten „Voskobari 142“ für klassische Gitarre

Novellen von Clara Michelson (eBook and paper book)

+ Noten „Voskobari 154“ für klassische Gitarre

Jüdisches Kind aus dem Osten von Clara Michelson (eBook and paper book)

+ Noten „Voskobari 136“ für klassische Gitarre

Wölfleins Liebe, Roman aus dem Kinderleben, von Clara Michelson (eBook and paper book)

+ Noten „Voskobari 157“ für klassische Gitarre

Weitere Texte von Clara Michelson (eBook and paper book)

+ Noten „Voskobari 158“ für klassische Gitarre

Sünde wider den Geist von Clara Michelson (eBook and paper book)

+ Noten „Voskobari 148“ für klassische Gitarre

Bilder aus dem Leben jüdischer Sträflinge, von Abraham Guttman (eBook)

+ Noten „Voskobari 141“ für klassische Gitarre

Dorfjuden. Ernstes und Heiteres von Ostischen Leuten + Ostdeutsches Judentum.

Tradition einer Familie, von Heinrich Kurtzig (eBook)

+ Noten „Voskobari 159“ für klassische Gitarre

Das Mädchen von Tanger. Einer wahren Begebenheit nacherzählt, von Dr. W. Herzberg (eBook)

+ Noten „Voskobari 155“ für klassische Gitarre

Wenn das Glück will. Eine Erzählung aus dem Orient von S. D. Weiskopf (eBook)

+ Noten „Voskobari 137“ für klassische Gitarre

Zwei Generationen. Erzählungen + Vom östlichen Judentum. Religiöses, Literarisches, Politisches, von M. J. Bin Gorion (eBook)

+ Noten „Voskobari 164“ für klassische Gitarre

Kinder des Ghetto Band I/II + Tragödien des Ghetto, von Israel Zangwill (eBook)

+ Noten „Voskobari 272“ für klassische Gitarre

Geschichte der badischen Juden seit der Regierung Karl Friedrichs (1738-1909)

+ Juden Freiburg i. B., von Adolf Lewin (eBook)

+ Noten „Voskobari 279“ für klassische Gitarre

Die Judenmassacres in Kischinew von Berthold Feiwel (eBook)

+ Noten „Voskobari 277“ für klassische Gitarre

Clara Michelson (1881-1942), Zwei Werke in Jiddisch und Deutsch (eBook)

Jüdisches Kind aus dem Osten / (Di Yidishe Neshome) די יידישע נשמה

Der Baum und der Vogel / דער בױם און דער פֿױגל

+ Noten „Voskobari 136“ und „The Song Of The Bird“ für klassische Gitarre

„Der Baum und der Vogel“ von Clara Michelson (1881-1942) auf Deutsch, Englisch, Französisch, Hebräisch, Jiddisch und Russisch (eBook)

+ Noten „The Song Of The Bird“ für klassische Gitarre

Clara Michelson (1881-1942), ENFANT JUIF DE L'EST (Jüdisches Kind aus dem Osten), L'ARBRE ET L'OISEAU (Der Baum und der Vogel) (eBook)

+ Sheet music The Song Of The Bird for classical guitar

Liebesgeschichten aus vielen Ländern von Meir Aron Goldschmidt (eBook)

+ Musiknoten für das Stück „Voskobari 161“ für klassische Gitarre

Altneue Menschen, Ein Judenroman von Karl Teller (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 164“ für klassische Gitarre

Ver Sacrum, Roman einsamer Mädchen von Karl Teller (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 419“ für klassische Gitarre

Eva, Roman von Karl Teller (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 276“ für klassische Gitarre

Kindertage, Erinnerungen aus einem jüdischen Lehrerhaus von Samuel Blach (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 138“ für klassische Gitarre

Aus Vergangenheit und Gegenwart, 1. + 2. Band, Jüdische Erzählungen von Dr. M. Lehmann (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 282“ für klassische Gitarre

Aus Vergangenheit und Gegenwart, 3. + 4. Band, Jüdische Erzählungen von Dr. M. Lehmann (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 291“ für klassische Gitarre

Aus Vergangenheit und Gegenwart, 5. Band, Jüdische Erzählungen von Dr. M. Lehmann (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 286“ für klassische Gitarre

Aus Vergangenheit und Gegenwart, 6. Band, Jüdische Erzählungen von Dr. M. Lehmann (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 301“ für klassische Gitarre

Fünf Wochen in Brody unter jüdisch-russischen Emigranten. Ein Beitrag zur Geschichte der russischen Judenverfolgung von M. Friedländer (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 300“ für klassische Gitarre

Die russischen Judenverfolgungen. Fünfzehn Briefe aus Süd-Russland (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 275“ für klassische Gitarre

Die Judenstadt von Lublin von Majer Balaban (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 292“ für klassische Gitarre

Ostjüdische Legenden von Jonas Kreppel (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 298“ für klassische Gitarre

Der Rabbi von Liegnitz von Ascher Sammter (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 417“ für klassische Gitarre

Sieben Bücher von Arthur Silbergleit (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 389“ für klassische Gitarre

Sieben Bücher von Else Croner (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 412“ für klassische Gitarre

Von polnischen Juden (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 392“ für klassische Gitarre

Moses Pipenbrinks Abenteuer. Die seltsamen Erlebnisse eines kleinen jüdischen Jungen von C. Z. Klötzl (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 422“ für klassische Gitarre

Deutscher Kinderfreund für Israeliten (Seiten 1-104) von Dr. S. Werxheimer (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 414“ für klassische Gitarre

Fünf Bücher von Jizchok-Leib-Perez (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 401“ für klassische Gitarre

Sammlung preisgekrönter Märchen (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 424“ für klassische Gitarre

Träumer des Ghetto, Band I/II, von Israel Zangwill (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 283“ für klassische Gitarre

Die Familie y Aguillar, Erzählung von Dr. M. Lehmann (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 426“ für klassische Gitarre

Jüdische Sagen und Legenden für jung und alt, gesammelt und wiedererzählt von Dr. Bernhard Kuttner, 1. – 6. Bändchen (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 396“ für klassische Gitarre

Am Bahnhof und andere Novellen von Dowid Bergelson (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 411“ für klassische Gitarre

Jossele, Aus dem polnisch-jüdischen Jargon nach einer Erzählung von Jakob Dieneson frei bearbeitet, von Albert Katz (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 647“ für klassische Gitarre

Sippurim, Sammlung jüdischer Volkssagen, Erzählungen, Mythen, Chroniken, Denkwürdigkeiten und Biographien berühmter Juden, 1. – 8. Bändchen (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 651“ für klassische Gitarre

Gedichte von Anna Joachimsthal-Schwabe (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 650“ für klassische Gitarre

Das Baby-Liederbuch von Tom Freud (eBook)

Der Schlafgott, Aus der Märchensammlung von Hans Christian Andersen, illustriert von Suska (Anny Engelmann) (eBook)

+ Noten für klassische Gitarre Heinz-Gerhard Greve (2023)

Von Kindern und Tieren, Bilder von Suska (Anny Engelmann), Ohne Text, dafür passende Noten für klassische Gitarre Heinz-Gerhard Greve (2023) (eBook)

Der Kinder Bunte Welt in Garten, Haus und Feld, Verse von verschiedenen Dichtern, Mit Bildern von Anny Engelmann, 1928, Neu bearbeitet von Heinz-Gerhard Greve (2023)

+ Noten für das Stück „Old And New“ für klassische Gitarre (eBook)

6 Bücher illustriert von Suska (Anny Engelmann) inkl. Noten für klassische Gitarre Heinz-Gerhard Greve (eBook)

Das ist meine Welt!, an illustration by Anny Engelmann (1897-1942)

+ Voskobari 861, composed 2025 for classical guitar (eBook)

Ein Tag im Haushalt illustriert von Anny Engelmann (1897-1942)

+ Noten für das Stück Voskobari 666 für klassische Gitarre (eBook)

Wittewoll schlafen, Gedicht von Paula Dehmel, Komponist: M. Georg Winter (eBook)

3 Bücher illustriert von Hilde Koch (eBook)

Zwei Werke von Rahel Meyer (1806-1874): Rachel, Eine biographische Novelle von der Verfasserin der "Zwei Schwestern", 1859 / Zwei Schwestern, Ein Roman, 1853

+ Noten für das Stück Voskobari 663 für klassische Gitarre (eBook)

Zwei Romane von Rahel Meyer (1806-1874): Wider die Natur, 1863 / In Banden frei, 1865

+ Noten für das Stück Voskobari 632 für klassische Gitarre (eBook)

Spatz macht sich, von Meta Samson, Illustrationen von Lilly Szkolny, 1938

+ Noten für das Stück "Voskobari 654" für klassische Gitarre (eBook)

4 Bücher von Emma Bonn (1879-1942), Abkehr / Das blinde Geschlecht / Kind im Spiegel / Sonne im Westen

inkl. Noten für klassische Gitarre, Heinz-Gerhard Greve (2025) (eBook)

Das Tränentuch / Der tote Herr Sörensen, von Emma Bonn (1879-1942)

+ Noten für das Stück Voskobari 640 für klassische Gitarre (eBook)

Die Verirrten, von Emma Bonn (1879-1942)

+ Noten für das Stück Voskobari 644 für klassische Gitarre (eBook)

Feiertagsmärchen, von Frieda Mehler (1871-1943) (eBook)

Sheet music of Musikverlag Ulrich Greve:

14 Songs By Mordechai Gebirtig, arranged for classical guitar, 3 rd edition	eBook	UG 1038
	Paper book	UG 1039
14 Songs By Mark Warshawsky, arranged for classical guitar	eBook	UG 1253
	Paper book	UG 1254
14 Yiddish Love Songs, arranged for classical guitar	eBook	UG 1255
	Paper book	UG 1256
14 Yiddish Songs, arranged for classical guitar	eBook	UG 1258
	Paper book	UG 1259

12 Yiddish Cradle Songs, arranged for classical guitar	eBook	UG 1260
	Paper book	UG 1261
Beautiful Music For 10-string Classical Guitar, 2 nd Edition, 18 Pieces*	eBook	UG 1026
	Paper book	UG 1027
Beautiful Music For 10-string Classical Guitar, Second Book, 2 nd Edition, 13 Pieces*	eBook	UG 1028
	Paper book	UG 1029
Beautiful Music For 10-string Classical Guitar, Third Book, 2 nd Edition, 12 Pieces*	eBook	UG 1030
	Paper book	UG 1031
Beautiful Music For 10-string Classical Guitar, Fourth Book, 2 nd Edition, 12 Pieces*	eBook	UG 1032
	Paper book	UG 1033
Beautiful Music For 10-string Classical Guitar, Fifth Book, 2 nd Edition, 13 Pieces*	eBook	UG 1034
	Paper book	UG 1035
Beautiful Music For 10-string Classical Guitar, Sixth Book, 2 nd Edition, 13 Pieces*	eBook	UG 1036
	Paper book	UG 1037
Beautiful Music For 10-string Classical Guitar, Seventh Book, 13 Pieces*	eBook	UG 1040
	Paper book	UG 1041
Beautiful Music For 10-string Classical Guitar, Eighth Book, 11 Pieces*	eBook	UG 1042
	Paper book	UG 1043
Beautiful Music For 10-string Classical Guitar, Ninth Book, 13 Pieces*	eBook	UG 1044
	Paper book	UG 1045
Beautiful Music For 10-string Classical Guitar, Tenth Book, 12 Pieces*	eBook	UG 1055
	Paper book	UG 1056
Beautiful Music For 10-string Classical Guitar, Eleventh Book, 26 Pieces*	eBook	UG 1110
	Paper book	UG 1111
An Old Man / ἄνδρῆς, 2 pieces for 10-string classical guitar*	eBook	UG 1095
Music for 10-string Classical Guitar inspired by a Retirement Home 40 Pieces*	eBook	UG 1146
	Paper book	UG 1147
Music for 10-string Classical Guitar inspired by Women 40 Pieces*	eBook	UG 1154
	Paper book	UG 1155
Music for 10-string Classical Guitar inspired by Clouds 40 Pieces*	eBook	UG 1171
	Paper book	UG 1172
Music for 10-string Classical Guitar inspired by Ways 20 Pieces*	eBook	UG 1176
	Paper book	UG 1177
Music for 10-string Classical Guitar inspired by the Curves of Guitars 40 Pieces*	eBook	UG 1181
	Paper book	UG 1182
Music for 10-string Classical Guitar inspired by Moments 40 Pieces*	eBook	UG 1197
	Paper book	UG 1198

Music for 10-string Classical Guitar inspired by the end of the 10-string guitar 40 Pieces*	eBook Paper book	UG 1203 UG 1204
Old Man Suite (άνδρεῖος / An Old Man / Mr Hiller's Hill) dedicated to Andreas Hiller*	eBook Paper book	UG 1158 UG 1159
YEPES Suite for Andreas Hiller*	eBook Paper book	UG 1205 UG 1206
Beautiful Music For 6-string Classical Guitar, 2 nd edition, 14 Pieces*	eBook Paper book	UG 1024 UG 1025
Beautiful Music For 6-string Classical Guitar, Second Book, 40 Pieces*	eBook Paper book	UG 1092 UG 1093
Classical Guitar Music inspired by a Retirement Home 36 Pieces*	eBook Paper book	UG 1142 UG 1143
Classical Guitar Music inspired by Clouds 40 Pieces*	eBook Paper book	UG 1160 UG 1161
Classical Guitar Music In A House 40 Pieces*	eBook Paper book	UG 1211 UG 1212
Classical Guitar Music In An Unknown Chamber 40 Pieces*	eBook Paper book	UG 1225 UG 1226
Interludes 40 Pieces*	eBook Paper book	UG 1240 UG 1241
Original Pieces For 10-string Guitar, Compilation of books „Beautiful Music For 10-string Classical Guitar“ 1 to 9 + 5 extra pieces + New compositions for 6-string classical guitar + 14 Songs By Mordechai Gebirtig, arranged for classical guitar + One new composition for Renaissance and one for Baroque lute	eBook Paper book	UG 1053 UG 1054
New Original Music For 11-string Alto Guitar, 30 Pieces*	eBook Paper book	UG 1049 UG 1050
New Original Music For 11-string Alto Guitar, Second Book, 30 Pieces*	eBook Paper book	UG 1062 UG 1063
New Original Music For 11-string Alto Guitar, Third Book, 30 Pieces*	eBook Paper book	UG 1089 UG 1090
New Original Music For 13-string Classical Guitar, First Book (baroque tuning in D minor), 30 Pieces*	eBook Paper book	UG 1058 UG 1059
New Original Music For 13-string Classical Guitar, Second Book (baroque tuning in D minor), 30 Pieces*	eBook Paper book	UG 1060 UG 1061
New Original Music For 13-string Classical Guitar, Third Book (regular e tuning), 30 Pieces*	eBook Paper book	UG 1064 UG 1065
New Original Music For 13-string Classical Guitar, Fourth Book (regular e tuning), 30 Pieces*	eBook Paper book	UG 1067 UG 1068

New Original Music For 13-string Classical Guitar, Fifth Book (baroque tuning in D minor), 40 Pieces*	eBook	UG 1069
	Paper book	UG 1070
New Original Music For 13-string Classical Guitar, Sixth Book (baroque tuning in D minor), 40 Pieces*	eBook	UG 1076
	Paper book	UG 1077
New Original Music For 13-string Classical Guitar, Seventh Book (baroque tuning in D minor), 40 Pieces*	eBook	UG 1112
	Paper book	UG 1113
New Original Music For 13-string Classical Guitar, Eighth Book (e tuning), 40 Pieces*	eBook	UG 1114
	Paper book	UG 1115
Barock Mood, Original Music For 13-string Classical Guitar (baroque tuning in d minor), 40 Pieces*	eBook	UG 1187
	Paper book	UG 1188
Awesome music for 13-string guitar (D minor tuning), 40 Pieces*	eBook	UG 1216
	Paper book	UG 1217
New Beautiful Duets For 6- and 10-string Classical Guitar, First + Second Book 20 Pieces*	eBook	UG 1079
	Paper book	UG 1080
New Beautiful Duets For 6-string Classical and 11-string Alto Guitar, 10 Pieces*	eBook	UG 1083
	Paper book	UG 1084

Noten und Bücher zum kostenlosen Download hier:
<https://ulrich-greve.eu/free/others.html>

* Composer: Heinz-Gerhard Greve